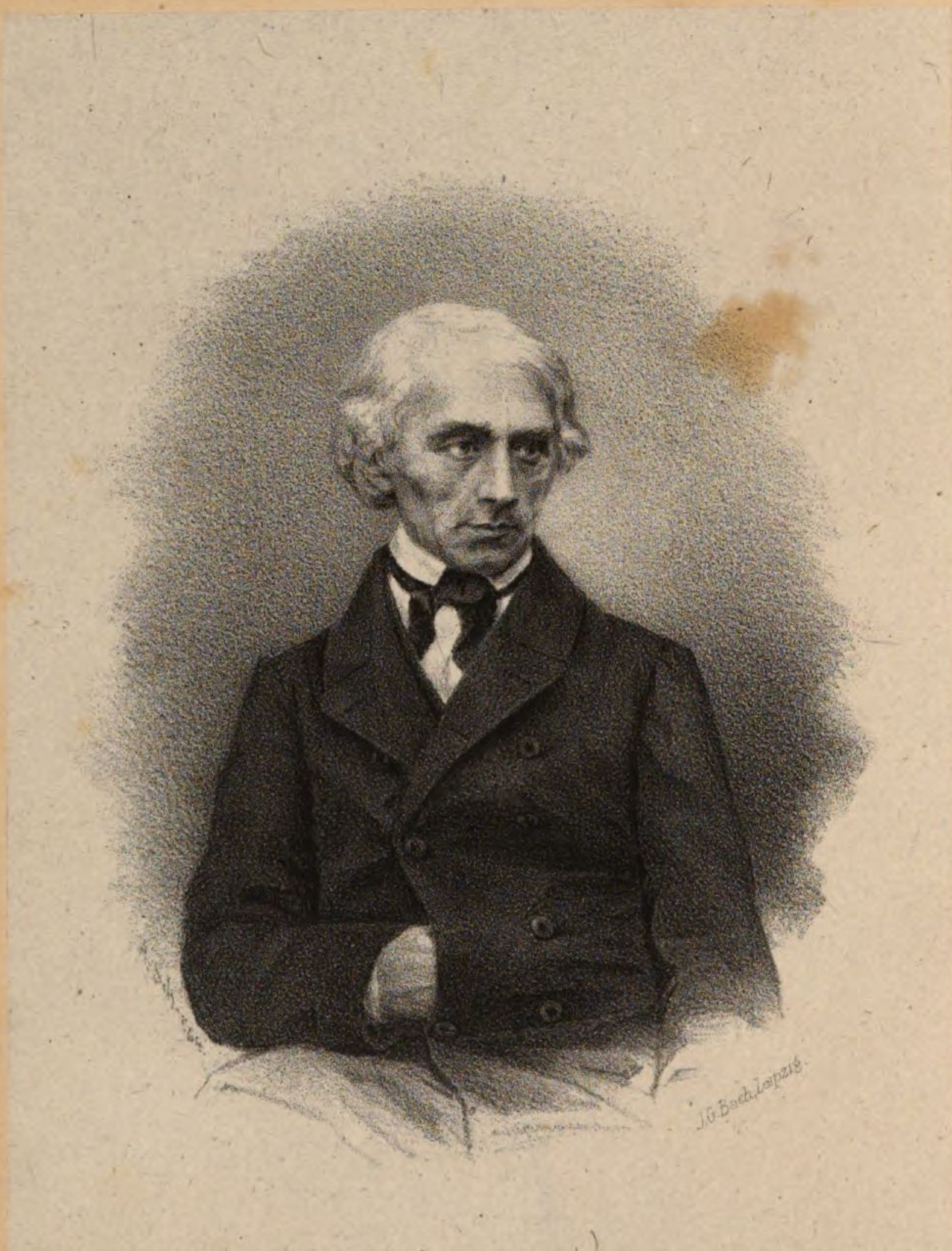
Hiecke,

Reden und Aufsätze.

Hiecke,

Reden und Aufsätze.


J.G. Bach, Leipzig

Reden und Aufsätze

von

Robert Heinrich Hiecke.

Herausgegeben

von

Dr. G. Wendt,

Director des Gymnasiums zu Hamm.

Mit Hiecke's Portrait.

Hamm,
G. Grote'sche Buchhandlung (C. Müller).
1865.

Vorrede.

Da der erste Band von Hiecke's gesammelten Aufsätzen zur deutschen Literatur allgemein eine günstige Aufnahme gefunden hat, so erschien die Herausgabe eines zweiten gerechtfertigt, der nun Alles enthält, was noch sonst theils in Programmen und Zeitschriften zerstreut, theils ungedruckt in seinem Nachlaß vorhanden zur Veröffentlichung geeignet war; nur die Arbeiten über Homer, von denen außer den in den Greifswalder Programmen von 1856. 57. 59 enthaltenen Abhandlungen sich ziemlich umfangreiches Manuscript vorfand, sind einstweilen zurückgehalten. Die hier mitgetheilten Reden und Aufsätze bilden zum Theil eine Nachlese zum ersten Band, indem sie in der ihrem Verfasser eigenen Weise Dichter und Dichtwerke unsrer Literatur gründlich und sinnig erörtern. Dazu kommt dann ein auf Shakespeare bezüglicher Aufsatz, den ein Recensent schon im ersten Bande vermißte. Die Schrift über Macbeth mußte dagegen bei Seite bleiben, weil sie als besonderes Werk im Buchhandel erschienen ist, während die in diese Bände aufgenommenen Abhandlungen alle entweder ungedruckt oder in Zeitschriften und Programmen oder endlich im Selbstverlage ihres Verfassers erschienen waren. — Auch die Schulreden schlagen zum großen Theil in das Gebiet der Literaturgeschichte und schließen sich in sofern den übrigen Aufsätzen

an; einige allgemeineren Inhalts sind wegen des Schatzes echter pädagogischer Weisheit und gedankenreicher Tiefe hinzugefügt, den sie in sich schließen. Wie sie, werden auch die allgemein pädagogischen Abhandlungen, in denen sich Hiecke über die wichtigsten Fragen der Lehrmethode und des Lehrplans ausspricht, das geistige Bild des überall auf das Ganze und Wesentliche gerichteten, stets ideal strebenden und dabei praktisch so umsichtigen Schulmannes ergänzen, dessen Ansichten auch jetzt noch gehört und beherzigt zu werden verdienen. Vielleicht erscheint auch das beigefügte Bild Hiecke's, das nach der besten der vorhandenen Photographien angefertigt ist, seinen Freunden als willkommne Zugabe. — Um die Correctur des größeren Theils der Druckbogen hat sich, während ich abwesend sein mußte, mein College Dr. Heräus mit dankenswerthester Sorgfalt verdient gemacht. Sofern sich also kleine Ungleichheiten der Orthographie im Texte zeigen sollten, bitte ich dieselben damit zu entschuldigen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Reden.

Aufsätze.

Rede

gehalten bei meiner

Einführung als Director des Gymnasiums zu Greifswalde

April 1850.

Ueber den Spruch: nicht für die Schule müsse man lernen, sondern für das Leben.

Das Wohlwollen und Vertrauen eines hochedlen Magistrats hat an die Stelle des Director Glasewald, dessen leider durch Kränklichkeit zuweilen unterbrochenes Wirken noch jetzt in gesegnetem Andenken steht, mich zum Director dieses Gymnasiums berufen und ich habe diesen ehrenvollen Ruf nicht ohne Bangen, aber auch nicht ohne freudige Hoffnung angenommen. In welchem Sinne ich mein neues Amt verwalten zu müssen glaube, das würde ich lieber durch mein Thun selbst, als durch ihm vorausgesendete Worte kund geben, wenn nicht eine alte ehrwürdige Sitte die Verpflichtung zu einer derartigen Erklärung mir auferlegte.

Es gibt einen alten pädagogischen Spruch, den man immer und immer der Schule zurufen hört: nicht für die Schule müsse man lernen, sondern für das Leben.

Dergleichen Sprüche haben einen eigenthümlichen Reiz durch die Eingänglichkeit ihres Inhalts, wie durch die knappe und faßliche Form, aber sie haben auch etwas Bedenkliches, da sie aller Entfaltung des Gedankens entbehrend, hinter ihrer äußerlichen Bestimmtheit eine innere Unbestimmtheit verbergen, welche bei dem, der den Spruch anwendet, eine Gedankenarbeit voraussetzt, deren er doch gerade dafür entrathen zu können scheint. Sie sind richtig,

sofern man sie richtig deutet, und ihre Beherzigung ist dann heilsam, aber sie werden leicht schief aufgefaßt, und dann ist ihnen zu folgen eben so gefährlich. Ich glaube also nichts dem heutigen Tage Fremdartiges zu thun, wenn ich mich darüber offen ausspreche, in welchem Sinne auch ich mich zu jenem die Aufgabe der Schule betreffenden Satze bekenne, und in welchem Sinne ich mich mit Entschiedenheit dagegen erklären müßte.

Zunächst muß es auffallen, daß nur überhaupt der Spruch: „Nicht für die Schule muß man lernen, sondern für das Leben,“ hat entstehen können. Gewiß will kein Vater, keine Mutter, daß ihre Kinder dem Leben verloren gehen, aber die Bildung für das Leben überlassen sie nicht dem Leben selbst, d. h. den zufälligen Lebenseinwirkungen, sondern neben der überlegten Thätigkeit, welche sie für jene Vorbereitung ihrer Kinder auf das Leben sich selbst zumuthen, wenden sie sich eben an die Schule — denn auch der vereinzeltste Privatunterricht ist doch immer Schule — und vertrauen, daß diese eine Ausstattung für das Leben geben werde. Und dennoch hat sich jene Mahnung gebildet, welche doch offenbar ein Mißtrauen in die Schule voraussetzt. Schlechthin unberechtigt kann dieses Mißtrauen nicht sein, sonst hätte der Spruch nicht entstehen, noch sich fortpflanzen können; schlechthin berechtigt aber eben so wenig, sonst würde Niemand seine Kinder einer Schule anvertrauen.

Ein Zweites, was sich schon einer vorläufigen Betrachtung aufdrängt, ist der Gedanke, daß, wenn den Schulen so ganz im Allgemeinen jener Zuruf entgegenklingt, was doch nicht geschehen würde, wenn man sie nicht der Warnung für bedürftig hielte, dies, wenn auch noch so wohlgemeinte Wort, doch immerhin eine Ungerechtigkeit in sich einschließen möchte. Freilich eine Ungerechtigkeit, wie sie unbeabsichtigt auch in andern Gebieten nichtsweniger als selten vorkömmt. Denn wie oft wird von einer Partei das Wort, welches sie in ihrem Banner führt, nur in seinem guten, das der andern Partei nur in seinem schlimmen Sinne genommen, wo dann freilich der Vorwurf ein gegründeter wird. So versteht denn auch, wer den Spruch, der uns jetzt beschäftigt, mit Vor=

liebe und ohne Unterscheidung im Munde führt, unter Schule nur die Unrechtes treibende oder auch beim Rechten unrichtig verfahrende, wie sie allerdings an manchen Orten und zu manchen Zeiten sich findet oder gefunden hat, mit dem Worte Leben aber verbindet er (ich nehme absichtlich den bessern Fall an) eine edle und würdige Vorstellung. Aber ist denn wirklich das Leben so ohne Weiteres für etwas hohes zu halten, dem man nur zuzubilden habe? Gibt es denn nicht auch ein Leben, das gar nicht werth ist, gelebt zu werden? Leben, vor dem man den Schüler nicht genug behüten, gegen dessen Einwirkung man ihn nicht genug waffnen kann? So könnte wohl raschen und zu sehr verallgemeinerten Beschwerden gegenüber die Schule antworten und dabei freilich nun auch leicht ihrerseits zu weit gehen und alle Schuld bei mangelhaftem Gelingen ihrer Bemühungen auf unechte und verderbliche Lebenseinflüsse abwälzen, wo dann Streit und Anklage fruchtlos sich hin- und herspielen würde.

Eher läßt sich ein Resultat erwarten, wenn man den Blick auf große geschichtliche Erscheinungen auf dem Gebiete des Schullebens richtet, bei denen man sich an unsern Spruch erinnern könnte. Die Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ferner die Reformatoren Luther und Melanchthon, wie haben sie doch so reinigend, erfrischend, belebend auch in und für die Schule gewirkt! In dem Volke Rohheit, in der gelehrten Welt, so weit nicht auch sie in die ärgste Unwissenheit versunken war, eine ganz dem Leben entfremdete Ausbildung des Geistes, die sogar von dem Worte „Schule" ihren Namen Scholasticismus erhalten! Und nun dagegen in der Blüthezeit des reformatorischen Aufschwunges der neue religiöse Geist, welcher das Leben der Nation so hoffnungerweckend durchströmte, in der für Glauben und Denken jener Zeit gemäßesten Form für die Jugend des gesammten Volkes durch Luthers Katechismus mit großartiger Einfachheit ausgeprägt, — und dem zur Seite jene großen Griechen und Römer, gleichsam als ein zweites altes Testament der für eine reichere Bildung bestimmten Jugend zurückgegeben, — welche Thaten im Gebiete des Schulwesens! Welch eine Richtung der Schule von unfruchtbaren und todten

Uebungen, von Dumpfheit und mönchischem Wissen ab auf das Leben, und auf welch ein Leben! Innerlichste Versenkung in die Tiefe des göttlichen Wesens, wie es sich in der Menschheit, und aus ihr und für sie geoffenbart, eine Versenkung von solchem Ernste, solcher Innigkeit, daß wir, mögen wir die damalige Ausprägung und Fixirung ihres Inhaltes noch als unserm Bedürfniß entsprechend ansehen oder nicht, doch nicht anders als mit Bewunderung und Verehrung eine Zeit religiöser Erfüllung des Lebens uns vergegenwärtigen können, — und neben dieser Versenkung in die Tiefe die fröhlichste Ausbreitung über jene zauberisch-lockende Welt des kunstbegabtesten, jene Ehrfurcht gebietende des thatkräftigsten Volkes, — wahrlich man möchte sagen, ein neuer doppelter Kreuzzug unternommen und ausgeführt mit den Waffen des Geistes, und gerichtet auf einen Besitz geistiger Gebiete, während die früheren Kreuzzüge Ländern jener Völker gegolten, oder sie betroffen hatten. Freilich, wohl Manchem in unserer Zeit möchten auch diese Bestrebungen nicht minder phantastisch erscheinen, als jene früheren nur allzuoft gescholten worden sind! Und leider nicht ohne Schuld der späteren Hüter dieser theuern, neu errungenen Güter!

Auf jenen herrlichen Aufschwung des Reformationsalters, der alle feindseligen Mächte überwältigen zu müssen schien, folgte bald Ermattung, Erschlaffung, Stockung, Lähmung, endlich Erstarrung, — ein Verlauf, der nicht aufmerksam genug betrachtet, nicht ernst genug beherzigt werden kann, den aber hier kaum zu berühren gestattet ist. So trat an die Stelle des frischesten Lebens ein neuer Formalismus, eine neue Scholastik, in der entseelten Kirche furchtbar durch abschreckende Machtäußerungen, in der geistesverlassenen, aber harmloseren Schule lächerlich durch langweiligen, trockenen Pedantismus. Wer darf sich wundern, daß endlich eine Gegenwirkung eintrat? Uns beschäftigt hier nur die Schule, und auch diese nur, soweit sie gelehrten Studien gewidmet war. Der Verkümmerung, der Gewöhnung an todte Gelehrsamkeit, der Entfremdung vom Leben, zu welcher diese herabgesunken war, trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegenüber jene alte Forderung, daß man nicht für die Schule, sondern für das Leben

lernen müsse. Sie machte sich geltend vom Bedürfniß des Lebens aus, aber sie machte sich höchst einseitig geltend. Ist es doch nun einmal das Gesetz der Geschichte, daß, wenn durch eine Einseitigkeit eine Gegenwirkung lebendiger Kraft hervorgerufen wird, diese selbst, wie durch eine geheime Ansteckung von gegnerischer Seite her, wieder zu einer gleich begreiflichen, aber auch gleich verwerflichen Einseitigkeit fortgetrieben wird. Den Streit und Hader nach seiner ganzen Ausdehnung auch nur zu skizziren, ist uns hier nicht die Zeit gegönnt, es genügt, gerade auf den eigentlichen Stein des Anstoßes loszugehen. Dieser bestand in den alten Sprachen, denen man die neueren und die Naturwissenschaft vorgezogen wissen wollte. „Was sollen unsern Söhnen, Kindern des achtzehnten Jahrhunderts, Sprachen, die vor zweitausend Jahren gesprochen wurden, Schriftsteller, die für ihre Zeit ganz vortrefflich gewesen sein mögen, über die wir aber so weit hinausgeschritten sind? Weg mit diesem todten Schulkram! Hinein in's frische grüne Leben! Schließt ihnen die Natur auf, zeigt ihnen, wie der Mensch sich diese unterwürfig und nutzbar machen, was er darin zu suchen, was zu vermeiden habe, laßt sie neue Sprachen treiben, die noch gesprochen werden, auf daß sie sich auch in der Fremde einmal forthelfen können, laßt sie Schriftsteller lesen, die ihnen Vergnügen und Nutzen für die Gegenwart bringen. Jene todten Sprachen sind ihnen doch nur eine Last und eine Qual, jene längst vermoderten Schriftsteller können ihnen höchstens den Kopf verdrehen.“ So ungefähr lauteten die Anklagen jener Zeit. Sie kommen uns lächerlich genug vor und sie sind es auch, ja sie sind um so lächerlicher, weil die Gegenstände, welche *angepriesen* wurden, sich in der That mehr zu beschweren hätten über ein *solches* Lob, als die *angegriffenen* über einen *solchen* Tadel. Die Vertheidiger der alten Sprachen und Schriftsteller hatten, wenn sie den Werth derselben für intellectuelle Bildung auseinandersetzten, um so leichteres Spiel, je mehr der mit jenen pädagogischen Reformbestrebungen des vorigen Jahrhunderts parallele Fortschritt deutscher Poesie und Philosophie zu einer tieferen und geistvolleren Auffassung des Alterthums führte, eben damit aber auch der Pedantismus' des classi=

schen Schulunterrichtes einer lebendigeren Behandlung wich. Reichthum und Schärfe, Beweglichkeit und Gemessenheit, Sinnigkeit und Verstandesmäßigkeit der beiden alten Sprachen in ihren Formen und deren Verwendung, — in der Literatur der Griechen Vollständigkeit und strenge Bestimmtheit der einzelnen Gattungen, deren Gränzen bei uns Modernen so sehr in einander verfließen, Geistesfülle und Geistesklarheit, harmonische Totalität der Geisteskräfte, nach der der Deutsche so sehr ringt, und die er so schwer erreicht, bei den Römern allerdings Einseitigkeit, aber die kraftvolle Einseitigkeit eines weltdurchdringenden Verstandes und welterobernden Willens, das glücklichste Gegengewicht gegen die wuchernde Phantasie und Gemüthlichkeit der Deutschen, das etwa waren die bezeichnenden Eigenschaften der alten Sprachen und Literaturen, auf die man hinwies und hinweisen durfte, um die gefährdete pädagogische Stellung derselben zu schützen und zu behaupten. Man hätte mehr noch, als geschehen, auch hervorheben können, welch unermeßlichen Einfluß sie bereits auf die Bildung der Nation gehabt, wie deren schwungreichste Perioden immer begleitet und bedingt gewesen sind durch den belebenden Anhauch jener unsterblichen Alten, wie sehr eben unsere schöpferischesten Genien gerade auf der Höhe ihres productiven Strebens ihnen gehuldigt haben. Aber so gegründet die Vertheidigung war, so sehr machte man sich auch hinwiederum ungegründeter Angriffe schuldig, indem man heruntersetzte, was die Gegenpartei der Reformer freilich unglücklich und seicht genug angepriesen hatte. Nützlichkeitskrämerei wurde nun hier eben so gut ein Stichwort zur Beschimpfung der Gegner, wie dort Pedantismus und Buchstabenkram; der Fehler im Beweggrunde und in der Betreibung wurde auf die Gegenstände selbst geschoben, die er auf beiden Seiten gleich wenig trifft. Man durfte sagen, daß man französisch sprechen lernen solle, nicht um parliren, sondern um etwas Sprechenswürdiges darin sprechen zu lernen, aber man durfte nicht vergessen, daß die modernen Sprachen und Literaturen eine wesentliche Ergänzung der antiken Bildung — man war berechtigt, es für unwürdig zu erklären, wenn die Beschäftigung mit der Natur weiter nichts als

egoistischen und materialistischen Zwecken dienen sollte, aber man hätte nicht übersehen sollen, daß mit Ernst die Natur betrachten nichts anderes heißt, als den Geist in der Natur suchen und entdecken, und daß alles Geist-suchen und Geist-finden auch etwas Geist-entbindendes und bildendes ist.

Formalistischer Buchstabenkram, der dem Leben entfremdet — dahin lautet der Vorwurf von der einen Seite, — materialistisches Nützlichkeitstreiben, welches das Leben nur unter dem niedrigsten Gesichtspunkte faßt, — so lautet er von der anderen, — beide Vorwürfe gleich unberechtigt gegenüber dem wahren Inhalte der verfochtenen Lehrobjecte.

Geist ist hier wie dort, und Geist ist Leben und bildet für ein geisterfülltes Leben, welches allein das wahre Leben ist. Suchet nur mit Geist, und ihr werdet den Geist auffinden, und wenn ihr ihn gefunden, ihn auch in den jungen Seelen zu wecken und sie eben damit auch zu wahrhaftem Leben wahrhaft vorzubereiten im Stande sein.

Aber ist denn das Leben, wovon bisher die Rede gewesen, schon das volle und ganze Leben? Immer lag uns bisher doch blos das intellectuelle Leben nach seiner mannichfachen Thätigkeitsweise vor Augen, und gerade dieses, wenn auch noch so reiche, klare und tiefe, doch nur theoretische Geistesleben ist es ja gerade, dessen einseitige Cultur auch von tieferen Zeitgenossen den Schulen noch gar oft zum Vorwurf gemacht wird.

Auch dahin kann man den Spruch, man müsse für das Leben lernen, aber nicht für die Schule, deuten. Aber wohlzumerken, man kann ihn dahin deuten, dehnt ihn aber schon damit über seine ursprünglichen Gränzen aus. Denn seltsam genug, jener Spruch, der einen so lebhaften Protest einlegt gegen die im schlimmen Sinne des Wortes schulmäßige Betreibung der Wissenschaften, er selbst leidet an dem Fehler der Schulmäßigkeit in eben diesem Sinne. Lernen, lernen, das wird doch immerhin nicht nur betont, sondern ausschließlich gesetzt. Soll denn in der Schule nur gelernt werden, nur gelernt, auch wenn man dies Wort gar nicht etwa auf bloß gedächtnißmäßigen, oder etwas geistiger auf verstan-

desmäßigen Betrieb der Objecte des Lernens bezieht? Wo findet sich hier der Charakterbildung gedacht, die doch selbst noch wesentlicher ist, als die allerdings wesentliche Bildung der Intellectualität? Freilich unterscheidet sich der Mensch vom Thiere dadurch, daß er ein denkendes Wesen, ungleich mehr aber dadurch, daß er ein wollendes ist, eine Bestimmung, welche das Denken mit einschließt, aber diesem erst eine über die egoistische Befriedigung des theoretischen Triebes weit erhabene Richtung auf ein sittliches Ganzes giebt, dem der Einzelne angehört, dem er sich unterordnend und fügend seine Kraft, sein Herz, sein Leben widmen soll. Und droht nicht auf diesem Punkte jener alte Streit, der in Beziehung auf die Bildung der Intelligenz für ein geisterfülltes Leben wohl jetzt für geschlichtet gelten darf, wieder auszubrechen? Man hat ja so oft das greise Haupt unseres Göthe, auch wenn man in ihm den vielseitigsten, tiefsten und klarsten Ausdruck deutscher Intellectualität anerkannte, man hat ihn seines Lorbeerkranzes entkleiden wollen, weil er dem Leben der Nation, ihren drängendsten Bedürfnissen abgewandt gewesen sei, man hat ihn eines intellectuellen, egoistischen Quietismus beschuldigt, weil er nicht mit dem Muthe und der Kraft seiner Jugendjahre in die hoch und höher gehende Strömung des Zeitgeistes sich hineingeworfen und neuen glückverheißenden Zielen wie damals sich entgegengerungen. Leset nur, so hieß es, leset nur euren Göthe so fort und fort, wie bisher, drängt ihn der Jugend auf, die ihn gar nicht mag, und ihr werdet mit dieser philologisch-ästhetischen Schulmeisterlichkeit nie ein Geschlecht erzeugen, das den Forderungen der Zeit gewachsen ist, ihr werdet aus einer unklar-gährenden, aber lebendigen Jugend ein frühreifes, altkluges Geschlecht hervorgehen sehen, das alt geworden, ehe es jung gewesen. Was ist wohl dazu zu sagen? Aeußerungen dieser Art, wenn sie in letzter Zeit nicht selten vorgekommen, sind, recht angesehen, doch nichts weiter als unwillkürliche Huldigungen vor der überwältigenden Größe jenes Mannes, der zu der Thorheit verleiten konnte, von Einem Alles zu fordern und zu vergessen, daß auch der Größ groß nur ist, weil und insofern er Schranken hat, den ganzen Raum aber innerhalb dieser Schranken ausfüllt. Und

wenn sie dann etwa noch auf Schiller hinweisen, so haben sie damit freilich Recht, ganz Recht, aber sie denken nicht daran, daß mit dieser Anerkennung Schillers als seiner Ergänzung Göthe ihnen vorangegangen ist, und daß eine weiter gehende Huldigung Schiller selbst der Erste sein würde abzulehnen. Doch ich will mich wieder hinwenden zu den Gebieten, welche der Haupt-Gegenstand des Zweifels und Streites der pädagogischen Parteien sind, die doch beide für das Leben bilden wollen.

Mit neuen Anfechtungen gegen die angeblich dem Leben sich abwendende Schule haben sich neu erwachend und in allerdings höherem Sinne die alten Stimmen gesellt: Diese alten Sprachen und alten Classiker werden immer, sie mögen sonst noch so viel Bildungsstoff enthalten, die Jugend von dem praktischen Leben gerade unserer Zeit abwenden. Die neueren Literaturen würden dagegen in ihr frühzeitig eine lebendige Berührung mit praktischeren Nationen hervorrufen, die Naturstudien würden die Jugend vertraut machen mit dem stolzen Verhältniß, in welches der erobernde Geist des Menschen sich zu der Gewalt der Natur zu setzen verstanden, würden sie unternehmend, erfinderisch, willenskräftig machen.

Wunderlich! So richtig das Lob, so ungegründet auch hier der Tadel.

Wer waren denn jene Alten? jene Alten eben der Zeit, aus welcher Schriftworte den Schülern erklärt und von ihnen gelesen werden? Waren es denn Stubengelehrte, Grübelköpfe, welche da saßen:

Beschränkt von einem Bücherhauf,
Den Würmer nagen, Staub bedeckt,
Den bis ans hohe Gewölb hinauf
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —?

Jene Rhapsoden, sangen sie nicht Thaten und Leiden der alten Helden des Volkes, dem Volke zum Ergötzen, dem Volke zur An-

feuerung? Jener Pindar, so tiefsinnig er ist, schuf er denn etwa abstruse Lehrgedichte, feierte und verherrlichte er nicht die Götterlieblinge, welche in den Tagen des gesteigertsten friedlichen, nationalen Lebens den Kranz des Sieges davon getragen? Jene Tragiker, entzündeten sie nicht, wie sie in bedeutenden Momenten ihres Lebens an den Sieg bei Marathon geknüpft sind, ihr Volk zu altem Heldensinne und alter Heldentugend, strömten sie nicht in dasselbe aus den Tiefsinn und den Adel einer großen, lebenerfüllten Seele, gewöhnten sie es nicht mindestens an geistreiche Betrachtung des Lebens? Und jene Geschichtschreiber, entwarfen sie ihnen nicht — der eine in jenen geschichtlichen Rhapsodien, mit denen ihn die Musen begnadigten, das heitere Bild glücklichen nationalen Heldenkampfes gegen ein allmählich furchtbar angewachsenes Asiatenreich, der andere in seinem Werke, das er stolz genug als ein Besitzthum für die Ewigkeit bezeichnen durfte, ein erschütterndes Gemälde innerer Zerspaltung und Zerrüttung, zur warnenden und abschreckenden Mahnung für alle, die da Ohren haben und hören, Augen haben und sehen? Jener Denker, der die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabrief, jener Schüler dieses Denkers, der sie in den neuen Himmel einer tiefsinnigen Ideenwelt zurückführte und mit der Lebensfülle der reichsten Poesie zauberisch umkleidete, sie wären dem Leben entfremdet gewesen? Jene Meister der Rede, vor allem der Staatsrede, namentlich der Größte unter den Großen, der ein gesunkenes Volk wenigstens so weit zu kräftigen wußte, daß es mit Würde unterlag, der sein der Herstellung glorreichen Staatslebens gewidmetes Heldenthum mit der Hingabe des eigenen Lebens besiegelte, — diese Meister, die von den Neuern um so bereitwilliger gepriesen werden, je mehr diese selbst aus dem Leben heraus für ein noch höher gesteigertes, bereichertes, vertieftes Leben zu wirken verstehen, — sie sollten höchstens das Vorstellen des Menschen zu schärfen, zu erweitern, zu berichtigen, zu erhöhen, nicht aber sein Wollen des Guten und Edlen zu kräftigen und zu stählen im Stande sein? So schulmäßig wollen die Gegner der Schulmäßigkeit das praktische Vermögen des Menschen vom theoretischen trennen?

Wisset ihr denn nicht, wie in den Zeiten der napoleonischen Gewaltherrschaft, wo die eigene Rede des deutschen Mannes verstummen mußte, patriotische und durch das Mark des Alterthums genährte Männer wetteifernd durch den Mund des großen Gegners jenes macedonischen Philipp zur Tapferkeit gegen den neuen Philipp zu entzünden suchten. Und wenn die Schule begeisternden Antrieben solcher Art noch nicht durchaus die freie Wirksamkeit eröffnet hat, die ihnen gebührt, dann wollt ihr sie des Pedantismus bezüchtigen, den sie längst von sich abgethan? dann wollt ihr undankbar übersehen, wie bereits jetzt jene alten Meister in den Schulen erklärt werden? Oder wenn eurer thatendurstigen Seele die Griechen zu ideal sind, nun was sagt ihr zu den Römern, für deren Sprache schon die Mannhaftigkeit der bezeichnende Charakter ist, in deren Literatur, möchte man sagen, That auf That sich uns entgegendrängt? Helft unserm Verständnisse nach, wo es nicht lebendig genug sein sollte, aber tadelt nicht die Hingabe an die Geisteswerke eines Volkes, dessen praktische Energie eine Welt unterwarf und in Fesseln schlug und eine Welt von neuen rechtlichen und staatlichen Bestimmungen und Formen schuf und der Nachwelt überlieferte!

So könnten und so dürften die Verfechter der altklassischen Studien auf der Schule denen zurufen, die wenn auch nicht den Einfluß dieser Studien auf die intellectuelle Bildung, doch ihre Bedeutung für die Erziehung des praktischen Menschen in Abrede zu stellen wagen und ein noch unabgeklärtes, drängendes Leben schon in die Schule hineinverpflanzen möchten. Aber Unrecht thäten sie, wenn sie nicht bereitwillig zugäben, daß auch den unmittelbarer praktisch bildenden modernen Lehrobjecten jener ideale Geist innewohne, ohne den das praktische Leben zu einem nur höher gesteigerten thierischen herabsänke. Daß ich nur gleich ein dem ethischen Idealismus scheinbar ganz fremdes Lehrobject nenne, Gewerbkunde, — sie hätte kein ideales Moment in sich? Wäre denn ein Göthe denkbar, wenn er nicht als Kind in den Werkstätten seiner Vaterstadt herumgewandert, Form, Schnitt und Farbe eines jeden Gewerbes sich gemerkt und den Menschen in der Vielseitigkeit

seines Thuns und seines Lebens achtsam belauscht hätte? Ist denn nicht das eigentliche Thema der Gewerbkunde immer doch der Mensch, und kann man insofern nicht auch von einer poetischen Seite an diesem scheinbar ganz einseitig praktischen Treiben sprechen? Gewiß ein entzückender Idealismus lebt in dem Bilde, welches uns Göthe vom Dichter entworfen, aber fehlt er etwa, wo er das des länderverknüpfenden Kaufmanns vor uns aufrollt?

Wahrlich, es zeugt von arger Verblendung, wenn pädagogische Richtungen und Bestrebungen, welche so friedlich zu dem gleichen Zwecke einer reichen humanen, also den praktischen wie den theoretischen Menschen umfassenden Bildung neben einander hergehen könnten, sich anklagen und befehden, gegen einander streiten und hadern! Und nicht blos nebeneinander herzugehen, in doch immer getrenntem Bestande, brauchen sie, nein, in einem Schulganzen können sie friedlich verbunden sein, aus einer Wurzel hervorgehen und in einem kräftigen Stamme aufschießen, und brauchen erst später in besondere Aeste sich zu verzweigen, ohne je den gemeinsamen Stamm zu verläugnen.

Ich darf es sagen, daß von den Bestimmungsgründen, welche mich bewogen nach ernster Prüfung die auf mich gefallene Berufung zu dem Directorat des hiesigen Gymnasiums anzunehmen, keiner der geringsten darin bestand, daß in dieser Anstalt sich vereinigt fanden jene beiden pädagogischen Richtungen des höheren Schulwesens, welche man, freilich immer mangelhaft, nach den vorwiegenden Momenten als realistische und als idealistische — humanistisch sind sie beide — bezeichnen kann. Ich preise es als ein Glück, wenn durch solche Vereinigung schon äußerlich eine Bürgschaft gegeben ist, daß dem idealen Zweige des Schulganzen ein gesundes praktisches und realistisches Moment, dem realistischen eine idealistische Erhebung über das Gemeine nicht fehlen soll.

Geschult werden soll der Geist der Knaben und Jünglinge in beiden, denn nur durch ernste und gemessene Schule gedeiht der sonst entweder verdumpfende oder wildwuchernde Geist, aber geschult werden kann und soll der Geist an jedem der Lehrobjecte, die sich geltend gemacht, und geschult werden eben für das Leben, wenn

nur das den Gegenständen selbst eigene Leben dem Schüler erschlossen und zu seinem eigenen Leben gemacht wird.

Eine Reihe neuer sich hier anschließender Gedanken ließe sich noch entwickeln, aber das Maaß der Zeit drängt zum Schluß. Und für den heutigen Zweck darf wohl auch das bis jetzt Gesagte für ausreichend gelten, wenn aus ihm hervorgeht, daß auch ich allerdings der Schule die Verpflichtung zuspreche, für das Leben zu bilden, und auch nicht blos für ein beschauliches, sondern für ein recht praktisches, aber nur für ein praktisches mit jener idealen Perspective, ohne die überhaupt der Mensch nicht Mensch wäre. In dieser Ansicht darf ich vertrauen ganz übereinzustimmen mit den hochzuverehrenden Herren Patronen und Scholarchen, unter deren Augen und Aufsicht ich mein Amt zu führen haben werde, darf ich hoffen übereinzustimmen mit meinen Herren Collegen, welche — so im Bunde mit mir, ich im Bunde mit Ihnen — die Jugend dieser Anstalt zu Reichthum und Klarheit der Kenntniß und Erkenntniß, zu freudiger Hingabe an hohe Ziele, zu Willenslauterkeit und Willensfestigkeit heranzubilden haben, darf ich endlich hoffen, geliebte Schüler, auch übereinzustimmen mit den Forderungen, welche den Meisten unter Euch noch im Hintergrunde der Seele schlummern, bei den Aelteren unter Euch sicherlich schon erwacht sind.

Aber was hülfe jene A n s i c h t, wenn mir der Wille fehlte, mich ganz in ihren Dienst zu stellen! Und was hülfe der Wille, wenn ihm die Festigkeit und Ausdauer fehlte! Und diese Festigkeit, darf sie der Mensch von s e i n e m Willen allein, selbst von einem bereits mit Schwierigkeiten vertrauten, an ihre Ueberwindung gewöhnten, erwarten? Allerdings sollen wir unsern eignen Willen auf und in die Waffen rufen gegen alle Anfechtung der Schwäche und Ohnmacht, wir sollen und wir können es, denn des Menschen eigenstes und innerstes Wesen ist eben der Wille, und so will ich meine Pflicht erfüllen, weil ich soll, und dies Sollen ist meine Freude wie mein Stolz. Aber gerade, wenn der Mensch in diese Tiefe seines Wesens einen Blick hinab wirft, dann erkennt und empfindet er, wie dieses s e i n Wollen, so unerläßlich

es ist, so gewiß ohne dieses sein Wollen nicht er seiner Aufgabe genügen könnte, — ich sage, er erkennt und empfindet, wie dieses sein Wollen doch erst zum ausreichenden wird in der begeisterten und demuthsvollen Hingabe an Gott, an den unendlichen und heiligen, an den allumfassenden Willen dessen, der die Liebe selbst ist, der alles in sich befaßt und trägt und hält, in dem wir alle leben, weben und sind. So werfe ich mich denn, mit aller der Freudigkeit des Wollens, die ich in mir zu tragen erklären darf, ich werfe mich, dennoch erbangend vor der Unermeßlichkeit der mir als Lehrer wie als Leiter dieser Anstalt auferlegten Aufgabe, in deine Vaterarme, zu dir, Herr des Himmels und der Erden, zu dir flehe ich, nimm mich auf, daß ich

umfangend umfangen

der geheimnißvollen Hülfe gewahr werde, die da kömmt,

wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht von wannen er kommt? braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen,

jener Hülfe, ohne welche der Mensch auch beim gespanntesten Wollen ein Nichts ist. Zu dem Werke, das mir aufgetragen worden, gib Du, Herr, Deinen Segen, Deinen Segen durch Deinen Geist! Amen.

Rede

gehalten bei der Abiturienten-Entlassung

am 4. October 1850.

Ueber das Wesen einer vollkräftigen und unverdorbenen Jugend.

Drei Schüler, welche lange dieser Anstalt angehört, sind unter Mitwirkung des elterlichen Hauses, durch die Bemühungen ihrer Lehrer, wie durch ihre eignen Anstrengungen so weit in ihrer Ent-

wickelung gediehen, daß sie von der Prüfungscommission für hinlänglich vorbereitet zu Universitätsstudien haben erklärt werden können.

Ich habe Ihnen, wenn Sie jetzt aus unsrer Mitte scheiden, noch meinen Scheidegruß zuzurufen. —

Ich thue es, indem ich Ihnen zum Geleit auf die neue Laufbahn ein Wort mitgebe, das ich schon einmal Ihnen zuzurufen Anlaß gehabt. Es ist nicht mein Wort, es ist ein schon mehr als zwei Jahrtausende altes und doch ewig junges Wort, nicht ich rufe Ihnen die Mahnung zu, der größte der Redemeister, welcher es an Ihr sicherlich nicht unempfängliches Herz legt.

Ἔστι δ' οὐδέποτ', οἶμαι, μέγα καὶ νεανικὸν φρόνημα λαβεῖν μικρὰ καὶ φαῦλα πράττοντας. ὁποῖ' ἄττα γὰρ ἂν τὰ ἐπιτηδεύματα τῶν ἀνθρώπων ᾖ, τοιοῦτον ἀνάγκη καὶ τὸ φρόνημα ἔχειν.

Nimmer ist es möglich, daß eine große und jünglingshafte Gesinnung hege, wer da kleine und schlechte Dinge treibt; denn wie immer die Beschäftigungen der Menschen sind, so müssen auch ihre Gesinnungen sein. Aber nicht nach seinem ganzen Umfange will ich diesen Gedanken erläutern, nur bei der idealen Bedeutung des *νεανικόν*, des Jünglingshaften, wie wir immerhin sagen wollen, lassen Sie mich einige Augenblicke verweilen.

Groß und jünglingshaft — ich wage die wörtlichste Uebertragung, weil jedes Vermeiden des Befremdenden die eigenthümliche Kraft des Ausdrucks abschwächen, seinen Tiefsinn verflachen würde — groß und jünglingshaft stellt hier der Redner, dessen Brust durchaus von einem großen Gedanken erfüllt war, zusammen und stellt diese beiden Begriffe gegenüber dem Kleinen und Schlechten. Wie, kannte Demosthenes so wenig die Welt, daß er so unbefangen und arglos jene beiden Begriffe einander gleichsetzte und die Jünglingsnatur als den natürlichsten Boden des Großen bezeichnete? Er, der in der tiefen sittlichen Gesunkenheit seiner Mitbürger nur zu viel Hindernisse seines patriotischen Strebens fand, größere, als ohne diese Mithülfe die ganze Geisteskraft des Macedoniers ihm hätte bereiten können? er, der doch wahrlich den Leichtsinn, die Frivolität der Jugend seiner Zeit kennen mußte, die schon lange vorher mit der

Geißel des schärfsten Spottes gezüchtigt worden war? er, dem schon die Sprache seines Volkes, die er mit unübertrefflicher Meisterschaft handhabte, durch den Doppelsinn des Wortes *νεανικόν* auch alles das Schlimme fühlbar machen mußte, das nicht minder als das Gute in diesem Worte eingeschlossen liegt? —

Auch in neuerer Zeit, meine Geliebten, hat ein großer Meister des Gedankens und des Wortes, Fichte, als er an dem älteren Geschlechte der Gegenwart verzweifeln zu müssen meinte, auf die Jugend seine Hoffnungen gebaut und ist späterhin hart darüber gescholten worden. Wäre es glaublich, daß er deshalb seine Worte zurückgenommen haben würde? Und wenn ein anderer großer Mann der nächsten Vergangenheit, wenn Schleiermacher in scheinbarer Vermessenheit sich selber einmal eine ewige Jugend gelobte, kannte er, der so scharfe Blicke in die innerste Tiefe menschlicher Natur gethan, kannte er die Gefahren nicht, welche der Jugend drohen, und denen sie ach so oft erliegt?

Wahrlich, ein Großes muß es sein um das *νεανικόν,* wenn solche Männer zürnend es heraufbeschwören und unerschütterlich darin die Bürgschaft des Großen finden!

Es ist zunächst die Empfänglichkeit, welche dieses Alter auszeichnet, und zwar sofern wir diese nach ihrer positiven Seite fassen, die Empfänglichkeit für alles Große und Edle.

Noch immer hat, wo eine große Idee einen neuen gottbegabten Vertreter und Herold gefunden, eine edle Jugend am raschesten sich um diesen geschaart, während er sonst wohl da auf Widerstand stieß, wo doch die entwickeltere Bildung eine bereitwilligere Theilnahme hätte erwarten lassen. Und hiermit ist auch schon ein zweiter Charakterzug einer edlen Jugend ausgesprochen: es genügt ihr nicht, Ideen nur in ihrer allgemeinen Geltung und Bedeutung sich anzueignen, sie dürstet darnach, sie in persönlicher Verkörperung zu erblicken, und schließt sich in williger Hingabe und Unterordnung an jene höheren Naturen, die von dem unmittelbaren Anhauche der Gottheit berührt, zu Führern für die zwar minder Begabten, aber nicht minder Berufenen sich eignen. Und weit gefehlt, daß dieser Hingabe der Selbstständ-

digkeitstrieb dieses sich fühlenden Alters entgegenstände; vielmehr in dieser nicht blinden und erzwungenen, nein, bewußten und gewollten Unterordnung findet das Verlangen, sich selbst zu bestimmen, erst seine Bewährung und Verwirklichung. Und wie wäre es auch anders möglich? Ist doch, je größer die Meister in irgend einem Gebiete des Lebens sind, ihnen nachzuklimmen nicht möglich ohne die angestrengteste Selbstthätigkeit. Liegt doch der Zauber ihrer Anziehungskraft nicht darin, daß sie die Behaglichkeit durch die Verheißung müheloſen Erwerbens locken und ködern, sondern daß sie sich wenden an das Gefühl der Kraft, an das Vermögen der Ausdauer, daß sie die noch ungeschwächte Leistungsfähigkeit der Jugend zu immer gesteigerten Leistungen herausfordern. Es ist auch ein altes Wort, daß die Götter vor die Tugend Schweiß gestellt, und es ist dies ein für alle Zeiten und für jede Sphäre wahrhaft menschlichen Thuns gültiges Wort. Arbeit fordern die Meister von den Jüngern und das Ehrgefühl des echten Jünglings fühlt sich kräftig angesprochen durch die Forderung und treibt ihn nach dem Lohne der inneren Befriedigung zu ringen, welcher in der Ueberwindung der Schwierigkeiten, in dem Gelingen der Arbeit gegeben ist.

In fliegender Eile sind einige der hervorstechendsten Züge im Wesen wahrer, vollkräftiger und unverdorbener Jugend vor unserm Auge vorübergegangen, und nicht schwer würde, wer auch nur die Reden des Demosthenes hat kennen lernen, welche uns in diesem Halbjahre beschäftigt haben, die sittlichen Forderungen, welche in immer neuen Wendungen der begeisterte und begeisternde Redner an sein Volk stellte, auf die eine Forderung zurückführen können, daß sie zu großer und jünglingshafter Gesinnung sich ermannen sollten. Und will es denn etwas anderes bedeuten, wenn er sie der großen Vorzeit gedenken heißt? ja war denn diese große Vorzeit des athenischen Volkes etwas anderes, als die schöne Periode wahrer Jugendlichkeit, eben darum auch geeignet, selbst ein schon gealtertes Geschlecht wieder mit demselben Rechtsgefühl einer edlen Jugend zu durchdringen? Und wenn er seine Zeitgenossen mit dem erhabenen Zorn wahrhafter Liebe durch Mahnungen an jene

Vergangenheit sich zu ihrer Jugend zurückzufinden stachelt, setzt er da nicht zwei andere Eigenschaften der echten Jünglingsnatur in ihnen voraus, Ehrgefühl und Liebe zur selbstschmerzlichen Wahrheit?

Soll ich nun, um die Herrlichkeit solcher Jugend noch fühlbarer zu machen, auch das unleidliche Gegenbild einer matten und gleichgültigen, einer bequemen und trägen, d. h. einer unjugendlichen Jugend, wie man sie oft genug in unserer Zeit hat finden wollen, soll ich euch gar das abschreckende Bild einer wüsten und rohen, einer frivolen und genußsüchtigen vorführen? soll ich Euch erinnern an die sinnvolle Dichtung über Herakles am Scheidewege?

Lieber will ich dem Mißverständnisse begegnen, als ob mit der freudigen Anerkennung echter Jünglingshaftigkeit das Jünglingsalter als der Gipfelpunkt menschlicher Entwickelung gefeiert werden solle. Nein, die wahre Höhe ist erst dem reiferen Mannesalter beschieden, aber nur dann, wenn eine Jugend wie die geschilderte vorangegangen und die Lebenskraft des Jugendalters durch die ganze Fülle der Welterfahrung eines späteren Lebensalters hindurch sich ungeschwächt erhalten hat. Freilich die Jugend, indem sie ein Ideal des Lebens in sich trägt, kennt noch nicht die volle Wirklichkeit des Lebens, aber diese Kenntniß, wie sie zur Reife der Bildung unerläßlich ist, so ist sie gefährlich für den inneren Menschen, wenn nicht im innersten Heiligthume des Gemüthes jenes höhere, ideale Element lebendig bleibt.

Dies alles, darf ich wohl hoffen, ist nicht blos zu Euch gesprochen, es ist auch Euch aus der Seele gesprochen; aber Ihr werdet befremdet doch etwas vermissen, worauf Ihr vor allem hingewiesen zu werden erwarten dürft. Gewiß dies alles, könnt Ihr sagen, würde der alte Redner seinem Sinne entsprechend finden, so unendlich es hinter der Größe seiner Beredsamkeit zurück bleibt; aber die zwei Jahrtausende, welche seitdem verflossen sind, haben sie denn der Menschheit nicht noch ganz andere Mahnungen gebracht, die uns näher, die uns am nächsten liegen?

Ihr habt ganz recht, meine jungen Freunde, noch ein ganz Anderes, als selbst dieser Gipfelpunkt antiker Seelengröße, ist in der Weltgeschichte zur Erscheinung gekommen mit dem Christen-

thum, etwas ganz Anderes, so erhaben über jener antiken Größe, als der Himmel erhaben ist über die zu ihm aufstrebenden Gipfel der höchsten Berge. Und doch brauche ich nichts von dem Gesagten zurückzunehmen, denn worin liegt dieser Unterschied begründet? In nichts Anderem als darin, daß der in dem *νεανικόν* liegenden Empfänglichkeit mit dem christlichen Principe der höchste, der absolute Inhalt dargeboten ist. Jenes herrlichste Volk des Alterthums, dessen ganzes Wesen uns das Bild der Jugendlichkeit darstellt, so daß ein geistvoller Philosoph treffend den Charakter desselben darin von der Geschichte selbst symbolisirt fand, daß der Jüngling Achill den Reigen herrlicher Gestalten eröffne, der Jüngling Alexander ihn schließe, ist es nicht doch der Vergangenheit erlegen? Es ist ihr erlegen und mußte ihr erliegen, weil die unmittelbare Menschennatur, zwar die reichste und vielseitigste Natur, doch aber nur die Menschennatur es war, welche die Unterlage aller Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Religion bildete. Stellte sich damit das Judenthum mit der Idee der Heiligkeit des einen Gottes und mit der Forderung der Heiligung an den Menschen in schroffen Gegensatz gegen jene unmittelbare Einheit des Geistes und der Natur, so war es das Christenthum, das die Versöhnung brachte, indem es die Erfüllbarkeit der scheinbar unerfüllbaren Forderung in der Person seines Stifters zur Erscheinung brachte und hiermit die Weltgeschichte erst in ihren wahren Mittelpunkt rückte. Um diesen Mittelpunkt hat sich das *νεανικόν* zu bewegen, um vor der Gefahr des geistigen Verderbens und Unterganges ewig bewahrt zu bleiben. Mit der Idee des neuen, allumfassenden Reiches, des Reiches Christi, des Gottesreiches auf Erden, sind mit einem Schlage alle jene Schranken, über welche auch die größten Geister des Alterthums sich nicht zu erheben vermochten, gehoben, die Menschheit mit ihrem unendlichen Sollen zur letzten und höchsten irdischen Idee erhoben, die Idee des beschränkten, andern Ländern egoistisch gegenüberstehenden Vaterlandes von ihrer absoluten, unwahren Geltung herab, aber zugleich in ihre wahre, relative Geltung eingesetzt, damit aber gleichsam eine neue Erde gewonnen, aus deren Berührung immer und ewig neue Verjüngung hervorgeht. —

Aus der Gemeinschaft hervor, welche die Realisirung jener Idee zur eigensten Aufgabe gemacht, aus der christlichen Kirche ist die Schule hervorgegangen, und sie soll und wird ihren Zusammenhang mit dieser Gemeinschaft nie verläugnen: in diesem Sinne auf Sie zu wirken, hat auch die Anstalt, welche Sie jetzt verlassen, sich bemüht, wie auch immer menschliche Schwäche, von der auch wir, Ihre Lehrer, uns nicht rühmen dürfen frei zu sein, beeinträchtigend sich eingemischt haben mag.

Es war nur eine Vorbildung zu wissenschaftlichen Studien, die wir Ihnen geben konnten, jetzt wollen Sie diesen selbst sich widmen. Mögen Sie, das ist unser herzlichster Wunsch, mögen Sie die neue, freiere Laufbahn betreten mit entschlossenem Muthe, mit freudiger Hingabe an die Meister der Wissenschaft, mit Gefühl der Kraft und mit dem ausdauernden Aufgebot der Kraft, voll edlen Ehrgefühls und voll lauteren Wahrheitssinnes, — mit dem *νεανικόν* im Sinne des großen Redners, dem auch Lernende huldigen gelernt haben.

In dem Maaße, als Sie das thun, wird auch dies *νεανικόν* sich erfüllen mit dem absoluten Inhalte, der durch Christus der Menschheit geworden ist, und in dieser Erfüllung wird das *νεανικόν* nichts anders sein als der unvergängliche Glaube selbst, die unvergängliche Liebe selbst, es wird sein der Glaube an jenes Reich Gottes in einer wiedergeborenen Menschheit, es wird sein die Hingabe an dieses Reich und die Bewährung dieser Hingabe in der Liebe zu diesem Reiche und in dem treuen Dienste für dasselbe.

Meine jungen Freunde!

In ruhiger Selbstgewißheit weisen Sie stets jeden Zweifel zurück, der Sie beschleichen könnte. Jenes Reich, es wird kommen, es muß kommen, nachdem es einmal gedacht worden, und nachdem der Kreuzestod, welchen die Gewalten der Tiefe über des Menschen Sohn gebracht, sich verwandelt hat in Verklärung und Sieg, — diesem Reiche gehören Sie an mit der ganzen Gluth einer jugendlichen Seele, auf daß, wenn einmal die Zeit des Wirkens für Sie kommt, dieses immer in Ihnen getragen werde von einem unverlöschlichen, gotterfüllten *νεανικόν*.

Das ist der Segenswunsch, mit dem die Schule Sie entläßt, nicht als eine stolze Inhaberin jenes höchsten, jenes einzigen Schatzes, sondern mit dem herzlichen Gebete zu Gott, daß in ihr selber immer mächtiger und unwiderstehlicher sich geltend mache jenes echte und mit dem höchsten Inhalte erfüllte *νεανικόν*.

Zur Einführung

der Herren Gandtner und Dr. Schmitz

Herbst 1850.

Ueber das Verhältniß von Gymnasial- und Realbildung.

Die heutige Feier ist eine längst ersehnte. Die Organisation unsers Gymnasiums ist um ein bedeutendes ihrem Abschluß näher gerückt. Die beiden bisher vermißten Hauptlehrer für die Realclassen sind in Herrn Gandtner und Herrn Dr. Schmitz gewonnen.

Die heutige Feier ist eine längst ersehnte, und so heiße ich Sie, Herr Gandtner und Herr Dr. Schmitz, vor allen Dingen im Namen des Collegiums, dem Sie angehören, der Anstalt, der Sie ihre Kräfte widmen sollen, freudig und von ganzem Herzen willkommen. Auf den Ernst des Lehrerberufs habe ich nicht nöthig Sie erst aufmerksam zu machen. Der Beruf ist Ihnen kein neuer. Ich vertraue darauf, Sie werden an dieser Anstalt hinter Ihren bisherigen Leistungen nicht zurückbleiben wollen.

Eins jedoch kann ich nicht unterlassen, wenn auch noch so flüchtig zu berühren. Das hiesige Gymnasium unterscheidet sich von den Anstalten, an denen Sie bisher gearbeitet, darin, daß es deren verschiedenartige Richtung und Aufgabe wenigstens auf der Mittelstufe in einem Gesammtorganismus vereinigt. Vielfach gehn die Ansichten der Zeitgenossen noch darüber auseinander, ob

nicht diese verschiedenartigen Aufgaben auch ganz getrennte Anstalten erfordern, ob sie in einer Gesammtanstalt lösbar sind. Solche Streitfragen spinnen sich im theoretischen Kampfe lange unentschieden fort, entschieden werden sie erst durch die Praxis, deshalb weil der Streit eine Möglichkeitsfrage betrifft, die so lange streitig bleibt, bis die Wirklichkeit für die Möglichkeit spricht. Nun wohlan, meine Herren! Sie sind mit mir von der Möglichkeit überzeugt, das beweist Ihr Kommen an eine Anstalt, die den thatsächlichen Beweis der Möglichkeit solcher Vereinigung zu führen hat, freilich von vorn herein zu führen verzagen müßte, wenn die Gymnasialclassen nicht auch bei aller Idealität ihrer Bildungselemente einen praktischen Charakter annehmen, wenn die Realclassen nicht auch bei allem Hinblick auf das Praktische das ideale Moment der Humanitätsbildung in sich aufzunehmen im Stande wären.

Aber das Gymnasium hat schon längst aufgehört, die gelehrte classische Bildung als Selbstzweck anzusehen, hat schon längst sich gewöhnt, in ihr nur das unerläßliche Mittel zur lebendigeren Anschauung nicht nur dessen, was das classische Alterthum seinem Wesen nach war, sondern auch der unermeßlichen Bedeutung, die es als einer der Haupthebel der modernen Cultur entwickelt hat und immerfort entwickeln wird; das Gymnasium hat namentlich die mächtigen Antriebe, welche von jenen naturkräftigen und höchst gebildeten Nationen für ein gesundes Ergreifen der Wirklichkeit sich ergeben, nach Gebühr geltend zu machen, so daß in der That die Gymnasialbildung unpraktisch zu finden nur derjenige vermag, der mit diesem inhaltschweren und tiefen Worte „praktisch" die oberflächlichste und seichteste Vorstellung verbindet. Andrerseits haben die Realschulen, wenn gleich äußerliche Anlässe und Bedürfnisse zu ihrer Errichtung wesentlich mit gewirkt, doch immer bestimmter und entschiedener sich als Schwestern, als jüngere zwar, aber doch als ebenbürtige Schwestern der Gymnasien erfassen lernen; sie wollen die Nutzbarkeit für das künftige Leben unmittelbarer und minder verdeckt erstreben, aber sie wollen sie nicht auf Kosten tieferer Bildung erkaufen; sie hüten sich, die Würde der Naturwissenschaften zu entweihen durch eine Verzicht-

leistung auf die wissenschaftliche Idee der Natur, wie sie in neuerer Zeit durch ein Zusammenwirken von Philosophie und rastlos suchender Erfahrung sich ausgebildet; sie geben ihr die gediegene Grundlage strengen mathematischen Wissens und schwächen dies mit nichten dadurch ab, daß sie einseitig die praktische Verwendung desselben lehren und einüben; sie erweitern den Betrieb der heutigen Culturspràchen und sie führen fort bis zur Fertigkeit des mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit diesen Culturvölkern, aber sie entsagen nicht der gründlichen Einsicht in die Geschichte dieser Sprache, für die sie in dem Fortbetrieb des Lateinischen einen Halt und geschichtlichen Hintergrund gewinnen, und sie wollen eine umfassendere Bekanntschaft mit den Schriftwerken jener Völker vermitteln.

Sollte ich mich irren, wenn ich annehme, daß Sie beide in dieser, wenn auch noch so flüchtigen Zeichnung Ihre eigne Ansicht wiederfinden werden? Gewiß nicht: Sie werden durch die That darthun, daß die unmittelbare Beziehung auf das Leben den wissenschaftlichen Ernst und die idealen Gesichtspunkte nicht ausschließt, daß sie erst aus diesen ihre rechte Kraft und dauernde Frucht gewinnt.

Euch aber, geliebte Schüler, fordere ich auf, den neuen Lehrern gegenüber in allen den Beziehungen die Haltung einzunehmen und zu bewahren, durch welche — ich darf es immerhin sagen — so viele von Euch ihren älteren Lehrern lieb und werth geworden. Ihr werdet Euch selbst sagen, Gehorsam, Aufmerksamkeit und Fleiß dürfen von uns gefordert werden, sie sind Pflichten, die wir nicht unerfüllt lassen können, wenn wir zu rechter Befriedigung kommen wollen. Gehorsam, Aufmerksamkeit und Fleiß haben denn auch die neuen Herren Lehrer ohne Weiteres einfach zu erwarten und in Anspruch zu nehmen: Zuneigung und Vertrauen werden sie sich gewinnen, werden sie sich gewinnen mit Gottes Hülfe, ohne die der Mensch kein wahres Gut zu gewinnen vermag.

Aber diese Hülfe ist ihm verheißen, wenn er das Seinige thut und aufrichtig und ernst die göttliche Gnade auf sich herab ruft.

So segne Du denn, o Herr, die neuen Genossen des schönen, des schweren Berufes, wir wissen, Sie werden redlich und angestrengt mit uns arbeiten, wir wissen, daß Sie mit uns deine Hülfe auf sich herabflehen. Segne sie, o Herr, segne uns, segne das Patronat dieser Schule, das in der Zufügung dieser neuen Genossen einen neuen Beweis seiner ernsten Theilnahme an dieser Arbeit gegeben, segne die Jugend dieser Schule, daß sie aufwachse in Zucht und Ordnung, in Gehorsam und Liebe, in Fleiß und Arbeitsamkeit. Amen!

Rede

zur Abiturienten-Entlassung

Ostern 1851.

Ueber das richtige Freiheitsgefühl der Jugend.

Ein Jahr, geliebte Schüler, liegt hinter uns, ein an mancherlei Wechsel in Personen und Einrichtungen reiches, ein sicherlich nicht ganz frucht- und erfolgloses, mehr noch — wir dürfen es ja wohl sagen — zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigendes.

Die Prüfungs-Commission hat geglaubt, acht der bisherigen Primaner nach vollendetem Cursus der Prima für hinlänglich vorbereitet zu Universitätsstudien erklären zu können, und so fordere im Namen der Prüfungs-Commisssion ich denn Sie, unsere bisherigen Schüler, auf, das Zeugniß der Reife von mir in Empfang zu nehmen.

In welchem Sinne nehmen Sie es in Empfang? Davon hängt Alles, davon hängt die Entscheidung darüber ab, ob wir menschlicherweise uns in Ihnen getäuscht, oder ob wir Sie richtig gewürdigt haben. Wir vertrauen darauf, daß das Letztere der

Fall ist, daß Sie nicht nur mit den unerläßlichsten, positiven Kenntnissen, mit dem nöthigen Maaße geistiger Fertigkeiten, auch nicht bloß mit einer der neuen Laufbahn entsprechenden allgemeinen Bildung des Geistes ausgerüstet, sondern auch innerlich genug vorbereitet und nicht ohne Erfolg zu religiös-sittlicher Wachsamkeit über sich angeleitet sind.

Dieser Wachsamkeit wird es freilich um so mehr bedürfen, als Sie nun nicht mehr darin von Ihren Lehrern unterstützt sind. Ein Gefühl der Freiheit war sicherlich das Erste, was in Ihren jugendlichen Herzen sich regte, als Sie nach der mündlichen Prüfung den Spruch der Reife vernahmen, und wir tadeln dieses Gefühl nicht, wir können es Ihnen nachempfinden, ja wir müssen uns desselben freuen, wenn es das rechte und echte Freiheitsgefühl war. Und daß es nicht das unechte gewesen, das glauben wir, aber da sich auch dem echten so leicht trübende Beimischungen zugesellen, so möchte ich Sie nicht aus unserer Mitte scheiden sehen, ohne gerade in dieser Beziehung noch einige Worte an Sie zu richten.

Es sind Schranken gefallen — nein, nicht gefallen, sondern nur weiter hinausgerückt, — aber auf die Empfindung wirkt eine Erweiterung der Schranken schon wie ein Fallen der Schranken. Sind sie gefallen, damit Sie sich in dem eröffneten weitern Raume nach der Laune des Augenblicks herumtummeln?

Frei ist nicht, wer ein nicht mehr gehemmter Sklave seiner Willkür geworden, frei ist, wer das Sollen in sein Wollen aufgenommen, — Freiheit ist Dienst, und — sagen Sie es sich immer! — oft ein harter Dienst: denn dem Sollen stellt sich (klagt doch selbst der Apostel in erhabener Selbstunzufriedenheit: das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt), der Stimme: Du sollst, der wir beipflichten, stellt sich nur zu leicht gegenüber die Versuchung der Gelüste, welche in proteischem Wechsel süßester Stimmen, jene Stimme des Sollens wo nicht ganz zu übertönen, doch in ihrer Wirkung abzuschwächen trachten.

Wir zweifeln nicht daran, daß jenes Freiheitsgefühl in Ihnen das rechte war, daß Sie sich freuten, fortan mehr aus sich selbst

heraus zu dem Rechten, zu dem, was Sie sollen, sich bestimmen zu dürfen. Und auch das mag einer nachfolgenden ernsteren Prüfung nicht entgangen sein, daß Versuchungen der mannichfachsten Art nicht ausbleiben werden. Aber in jenem ersten Gefühl, wo jeder von Ihnen zu sich sagen mochte: nun erst bin ich ich selbst geworden, in diesem Kraftgefühl — Sie haben es gehabt, es wäre traurig, wenn sie es nicht gehabt hätten! — da mögen Sie leicht die Stärke drohender Versuchungen zu gering angeschlagen haben.

Ich nenne Ihnen zunächst eine Versuchung, die sogar aus diesem Kraftgefühl selbst hervorgehen könnte. Die Kampfeslust ist ein Grundzug rüstiger und frischer Jugend, und wie gern richtet sie sich gegen die äußere Ordnung, sucht Schranken umzureißen, die ihr lästig und verdrießlich sind und ihr durch keine innere Nothwendigkeit gerechtfertigt scheinen! „Hast Du doch eben erst Fesseln abgestreift, und schon willst Du wieder neue Dir anlegen lassen?“ So der Versucher. Geben Sie ihm nicht Raum! Freuen Sie sich der Erweiterung des Spielraums Ihrer Bewegung, aber achten Sie die Gränzen, die doch auch hier Ihnen gezogen sind. Bewähren Sie eine höhere Kraft in der Beherrschung jenes Kraftgefühls, und sichern Sie sich dadurch vor einer noch ungleich drohenderen Gefahr, die leicht aus einem Mangel an innerer Wachsamkeit gegen jene entspringt. Ich meine nicht das Versinken in Gemeinheit und Schmutz, — dazu achte ich Sie für zu edel geartet, — nein, ich meine die Versuchung, die gerade edle Naturen, gerade in unserer Zeit nur zu leicht irre leiten kann und nur zu oft irre geleitet hat. Freiheit der Völker, welch lockendes Wort! Und auch welch herrliches und großes Wort! Ach, daß es nur nicht so oft mißverstanden wäre, mißverstanden zwar nicht bloß von einer leicht entzündbaren Jugend, aber doch mißverstanden am leichtesten von dieser! Sind doch nicht selten von geübten und scharfen Denkern Formen des Völkerlebens für freiere angesehen worden, in welchen ein noch schärferes Auge nur eine gesteigerte Abhängigkeit entdeckte! Und wenn schon die in mehr theoretischen Bestimmungen sich haltende Betrachtung gerade in dieser Sphäre so

leicht fehlgeht, wie viel schwerer wird es noch den Irrthum zu vermeiden, wenn gefragt wird, auf welchem Wege und durch welche Uebergänge zu einer höheren Stufe zu gelangen sei! Und doch wird gerade da der Irrthum erst recht gefährlich, erst wahrhaft verhängnißvoll, wo der Mensch nicht mehr in Gedankenentwürfen sich gefällt, in Phantasiegebilden schwelgt, sondern zu Thaten schreitet, die nicht geschehen sollten und zu denen sich am leichtesten die Thatenlust der Jugend fortreißen läßt. Sie wissen, geliebte Jünglinge, denn ich habe es Ihnen nie verhehlt, ich habe es mit vollster Ueberzeugung und unter dem frischesten Schlage meines Herzens Ihnen ausgesprochen, daß ich nicht gering von der Jugend denke, daß das freudige Vertrauen zu dem heranwachsenden Geschlecht unabtrennbar in mir verwachsen ist mit meiner Zukunft, aber sie wissen auch, wie ich keine Gelegenheit vorbeigelassen, Ihnen fühlbar zu machen, daß die Jugend, auf welche man soll seine Hoffnung setzen dürfen, sich zu der Reife männlichen Wirkens erst vorzubilden habe durch die Uebung der Selbstbeherrschung, welche die Ordnung jedes Lebenskreises zur Pflicht macht, und vorzubilden habe durch ein treues und redliches Arbeiten, auch wo sie nicht dazu gezwungen ist.

Arbeit! das dünkt wohl Manchem ein schweres Wort, schwerer vielleicht selbst noch als das Wort Ordnung, denn der letzteren Gebot kann wohl selbst, wenn, wie nur zu oft geschieht, die leicht aufgeloderte Flamme des Freiheitstriebes leicht wieder verloschen ist, durch eine gewisse Bequemlichkeit annehmbar und leicht gemacht werden, — dagegen dieselbe Bequemlichkeit das Gebot der Arbeit immer drückender erscheinen läßt.

Daß Sie die jetzt erlangte größere Freiheit der Bewegung dahin mißverstehen könnten, als ob Sie nun willkürlich bald dieses, bald jenes ergreifen und wieder fallen lassen, daß Sie auch in dem Festgehaltenen nur das von selbst zur Beschäftigung Einladende sich heraussuchen, das Schwierigere, Trocknere, Verdrießliche umgehen dürften, diese Besorgniß steht uns vollkommen ferne. Wie sollten Sie nicht oft und lebhaft empfunden haben, welch ein glückliches

Loos Ihnen vor vielen Tausenden Ihrer Altersgenossen zugefallen ist, indem Ihre Arbeit geistiger Natur war, während jene, vielleicht oft mit schmerzbewegter Seele, ein Bedürfniß nach solcher Beschäftigung nur in Stunden der Erholung befriedigen können! Sie haben es empfunden, welche Geist und Gemüth befruchtenden Lebensströme in uns übergehn aus den Werken der Meister in Poesie, Geschichte und Beredtsamkeit, aus der Anschauung großer geschichtlicher Persönlichkeiten und der an sie geknüpften Entwickelung der Völker, aus der Betrachtung der ewigen Gesetze der Natur. Und wenn Ihnen diese Arbeit, so genußreich sie Ihnen im Ganzen sein mochte, doch da wohl manchmal wird verdrießlich geworden sein, wo sie sich auf Leistungen hinzurichten hatte, welche nicht durch eine natürliche Anziehungskraft des Gegenstandes erleichtert, vielmehr nur durch eine Selbstüberwindung möglich wurden, nun so sind Sie ja hinfort nur auf Beschäftigung hingewiesen, welche theils ein allgemeineres Interesse von selbst zu erwecken im Stande sind, theils, sofern dies nicht der Fall ist, doch gerade Ihrer persönlichen Richtung und Neigung zusagen.

Wie mächtig werden die Einen von Ihnen sich angezogen fühlen durch die tieferen und umfassenderen Aufschlüsse, welche sie über die Werke der Natur und deren Gesetze erhalten werden, Werke, die nach dem Ausspruch unseres Göthe wie ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes sind, während in der Menschenwelt so Vieles uns altersgrau und abgelebt erscheinen mag. Und wie wird es Sie freuen, der höchsten Blüthe dieser Studien genießen zu dürfen, indem Sie zur künftigen kunstreichen Verwendung dieser wissenschaftlichen Kenntniß und Einsicht zu Heil und Frommen kranker Mitmenschen angeleitet werden!

Wieder Andere von Ihnen haben sich dem Studium der Rechte gewidmet. Hier mag das vorläufige Wissen von Inhalt und Wesen des gewählten Studiums vielleicht fragmentarischer und unsicherer sein, wenn es auch diesen Fragmenten, wie sie bei Betreibung der Geschichte und der Lectüre von Rednern und Geschichtschreibern an Sie gekommen sind, nicht an Gehalt fehlen kann. Aber desto überraschender wird es für Sie sein, wenn die unermeßliche Fülle

von Einzelheiten, zu einem Ganzen zusammengeschlossen, sich vor Ihnen ausbreitet, wenn die scheinbaren Zufälligkeiten positiver Bestimmungen noch im Zusammenhange mit Geist und Charakter der einzelnen Völker und geschichtlichen Perioden auftreten. Und welch begeisterndes Gefühl, einst ohne Menschenfurcht diese Kenntniß verwenden zu können, um den wirklich Schuldigen zu verfolgen, den nur scheinbar Schuldigen zu retten, den Spruch zu fällen, von dem das Glück der Einzelnen, der gesicherte Bestand der Gesammtheit abhängt!

Endlich haben sich zwei von Ihnen der Theologie bestimmt. Wie werden Sie sich gekräftigt, erfrischt und erbaut fühlen, wenn Sie, was Ihnen die Schule mit Liebe und Eifer, aber in sorgsam abgemessener Auswahl darbot, nun in seinem ganzen Umfange, — was jene Ihnen nur in weiter Ferne zeigen durfte, in unmittelbarster Nähe schauen, wenn Sie eindringender sich mit den Führungen bekannt machen, durch welche Gott unser Vater seine Menschheit, die arme, irrende zu sich zurück und hinangezogen, wenn Sie dann ferner, nachdem Sie diese Führungen in dem Wort Gottes gründlich aufgefaßt und unbefangen in sich aufgenommen haben, dahin gelangen, Ihn, den Herrn in Allem, was da wahrhaft ist und lebt, vor allem in uns selber, uns in Ihm zu finden, das Wort Gottes in Allem zu vernehmen, was da einen guten und reinen Klang hat. Und welche Aussicht, diese Klänge seiner Weltharmonie, wie sie sich dem reingestimmten Innern kundgibt, später einmal auch Ihren Mitbrüdern, denen sie nur zu oft durch das wirre Geräusch des alltäglichen Lebens übertönt werden, vernehmlich, ihre Ohren hörend, ihre Augen sehend zu machen, Leidende zu trösten mit nicht bloß leidigem Troste, Zerschlagene aufzurichten, Sterbende mit dem Gefühl eines höheren Lebens zu durchdringen, eben Geborene für Sein Reich zu weihen, die herangewachsene Jugend in dasselbe einzuführen!

Das bietet Ihnen die Universität, und Sie sollten die Freiheit der Universität mißzubrauchen im Stande sein? Nein, nimmer! Aus sich selber heraus, und wenn alle zwingende Formen entfernt würden, aus sich selbst heraus, nicht wahr, meine jungen

Freunde, haben Sie sich gelobt, alle die Anstrengungen sich zuzumuthen, welche das Universitätsstudium fordert.

Nicht mit unwürdiger Arbeitsscheu beziehen Sie die Universität, aber wachen Sie über sich, daß die gehobene Stimmung nicht sinke, daß der Flügelschlag der jungen Seele nicht erlahme. Genug des scheinbar Kleinlichen und Bedeutungslosen und deshalb Unerquicklichen und doch Unerläßlichen wird Ihnen gar manchmal aufstoßen, — lassen Sie sich davon nicht abschrecken! suchen Sie nach einem geistigen Zusammenhange, suchen Sie redlich und unverdrossen! und selbst wenn Sie ihn nicht finden sollten, schon die Arbeit des Suchens wird Sie stärken und beleben. Mehr noch, Sie werden, je eifriger Sie nach der Wahrheit trachten, um so mehr sich in den Kampf widerstreitender Ansichten hineingerissen sehen, daß Sie wohl gar erbangen können, ob überhaupt Wahrheit dem Menschen beschieden sei. Aber es ist gesorgt für den Muthigen und Ausdauernden, nicht dafür, daß je eine Zeit müßigen Ausruhens wenn auch als Preis langer Mühen eintrete, wohl aber, daß er sich stärke und sammle an der Anschauung, wie in dem Gange der Geschichte sich ein immer mehr sich verdichtender Kern der Wahrheit aus jenen scheinbar chaotisch durcheinander tobenden Fluthen absetze.

Fürwahr ein Dienst ein harter Dienst diese akademische Freiheit, diese willige Bändigung des jugendlichen Kraftgefühls unter die bestehende Ordnung, diese ermüdenden Kriegsmühen da, wo der jugendlich ritterliche Sinn so gern sich nur in zwar nicht unblutigen, aber lustigen Kampfspielen tummeln möchte!

Aber: „ich will, denn ich soll, und ich kann, denn mir hilft Gott." Das Ihr Wahlspruch für jenen Dienst. Ja fürwahr, Gott wird Ihnen helfen, wird doppelt helfen, wenn dieser Dienst seine höchste Weihe erhält, indem Sie alles ihr Thun unter den höchsten Gesichtspunkt stellen. Dieser ist Ihnen, ist der Menschheit gegeben, seitdem durch den Mund dessen, in welchem Gott sein Wesen in Menschengestalt kleidete, das Wort gesprochen ist: S e i n R e i ch k o m m e! seitdem damit an jeden die Forderung gestellt ist, zu sorgen, daß es auch durch ihn komme.

O, daß es auch durch Sie komme!

Gearbeitet dafür hat die Schule, welche Sie heute aus ihrer Mitte entläßt, aber je höher sie ihre Aufgabe faßt, desto weniger kann sie sich selbst genügen, desto mehr muß sie erwarten, daß diese Anfänge durch Sie selbst fortgesetzt, vollendet werden, durch den, in dem allein und durch den allein das menschliche Thun seine Vollendung finden kann.

Herr, geleite die Scheidenden auf ihrer neuen Bahn, belebe die Ermattenden, halte aufrecht die Wankenden, stärke die Strebenden, auf daß sie unbeirrt weiter schreiten, auf daß jeder von ihnen dereinst, welches auch die Form seines Wirkens sei, ein treuer und anspruchsloser Arbeiter und Diener sei für Dein Reich. Amen!

Rede

gehalten am 15. October 1851.

Ueber die Dichter der Freiheitskriege.

Die Wiederkehr des Tages, welcher unserm Könige das Leben gab, lenkt am natürlichsten den Blick jedes ernsteren Menschen auf den Reichthum und die Mannichfaltigkeit geschichtlicher Ereignisse hin, welche das Leben unseres Königs in einem Zeitraume von noch nicht zwei Menschenaltern einschließt. Aber wer, wenn er nicht durch jahrelange Uebung die ausgedehntesten und inhaltvollsten Stoffe bewältigen gelernt, dürfte sich zutrauen, in der kurzen, einem Redner gegönnten Frist jenem Reichthum auch nur einigermaßen genug zu thun? und wer wird sich nicht scheuen, etwas zu unternehmen, das so weit über das Maaß seiner Kräfte hinauslüge, und dessen Mißlingen ihm doch mit Recht die stärksten Vorwürfe auch billig gesinnter Urtheiler zuziehen müßte?

Eher darf ich auf Nachsicht hoffen, wenn ich, engere Gränzen

mir setzend, einige Rückblicke werfe auf jene ewig denkwürdige Zeit glorreicher nationaler Erhebung von einem furchtbaren nationalen Fall, jene Zeit, in welcher unser Volk, das eben erst zu den höchsten Schöpfungen in Poesie und Philosophie sich aufgeschwungen, dem ewigen Verlust seiner Selbstständigkeit verfallen und für immer unter die politische Herrschaft jener thatenstolzen Nation dahingegeben schien, von deren literarischem Joche sich die deutsche Nation durch die gewaltige Anstrengung und Schöpferkraft ihrer Meister nicht lange erst frei gemacht? jene Zeit, in welcher unser so tief gesunkenes Volk auf einmal sich ermannt, den Kampf mit einem scheinbar unüberwindlichen Feinde aufnimmt und ihn aussicht, wie kaum die kühnste Erwartung sich vorher vorzustellen gewagt hätte!

Das Jahrzehent, welches mit dem Jahre 1815 abschließt, hat in Gemüth und Geist unseres Königs seine Spuren tief eingedrückt, und so wird ein Rückblick darauf der Bedeutung dieses Tages nicht unangemessen erscheinen. Aber was damals von Staatsmännern und von Feldherrn Großes geleistet worden, das würde schon meiner eigenen Kenntniß und Urtheile, jedenfalls aber dem Kreise der Schule zu fern abliegen, wohl aber mag es passend erscheinen, wenn ich auch heute vorzugsweise an die gereifteren unter meinen Schülern mich wendend, auf die Mitwirkung des Wortes begeisterter Dichter zu der Herbeiführung jener großen Erfolge hinweise. — Unbekanntes und Neues ist es nicht, was ich vorführen werde, aber es darf eben als ein Vorzug jener schönen Zeit vor vielen andern, in welchen der verwöhnte Geist nur immer nach neuen Reizen jagt, gelten, daß die Erinnerung an das längst Bekannte doch immer wieder erfrischend und belebend wirkt, deshalb so wirkt, weil diese wohlbekannten Sänger selbst ein so frisches, lebenerfülltes Herz in der Brust trugen.

Ernst Moritz Arndt, — Theodor Körner, — Max von Schenkendorf sind es, die vor allem genannt zu werden pflegen, wenn der patriotischen Dichtkunst jener Zeit gedacht wird: und wahrlich nicht mit Unrecht. Wohl aber wäre es Unrecht, Anderer keine Erwähnung zu thun, welche freilich nicht

so weit ausgedehnten Einfluß geübt, und deren patriotische Lieder aus jenen Jahren jetzt, zum Theil weil sie durch eine Fülle nachfolgender Dichtungen derselben Sänger verdunkelt wurden, wenig mehr gekannt sind, und Unrecht wäre es ferner, wenn, wie nicht selten geschieht, nicht auch noch weiter auf Wurzel und Keim jenes Triebes unserer Poesie zurückgegangen würde.

Und hier ist als eigentlicher Reigenführer kein anderer zu nennen, als Schiller, dessen Geist noch mahnend und erhebend durch alle Reihen des Volkes schritt, als sein Leib schon längst dem Staube verfallen war. Drei Werke des geliebten Dichters waren es, welche ganz besonders auf eine Erneuerung des Nationalgefühls und der Nationalkraft hinwirkten.

Den verweichlichenden Familienjammer der späteren Stücke Iffland's — der noch schlimmeren Frivolität Kotzebue's gar nicht zu gedenken — hatte Schiller schon mit den schärfsten Geißelhieben treffender Satire gezüchtigt: nun geschah es, daß er sich ihm in seinem Wallenstein mit der Energie einer Tragödie im großen historischen Stile entgegenwarf und nicht nur eine neue Periode der deutschen Tragödie schuf, sondern auch einen heroischen Geist durch ein Werk entzündete, das voll war des Kriegsgottes, wie nur einst die seines Geistesverwandten in griechischer Zeit, des Aeschylos! Und mit vollstem Bewußtsein strebte Schiller dahin. Sagt er doch selbst gerade in Bezug auf seinen Wallenstein: „Unsere Tragödie hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen."

Dieser heroische Geist, anfänglich allerdings noch entbehrend der praktischen Richtung auf den in Napoleon drohenden und von Schiller merkwürdig früh erkannten und durchschauten Feind, bekam nur zu bald den Anlaß, sich in Thaten zu versuchen, in Thaten zwar Anfangs ohne Glück, aber keineswegs ohne Ehre. Es war der in des Dichters Wallenstein lebende Kriegergeist, welcher vor Beginn des Krieges i. J. 1806 von der Berliner Bühne herab

die Kriegslust des preußischen Heeres entflammte, und es war die Begeisterung für das angestammte Königthum und den vaterländischen Heerd, die heimische Erde, welche in der Gestalt der Jungfrau von Orleans vom Dichter gefeiert wurde und, mochte sie auch der nunmehr feindlichen französischen Nation angehören, dennoch den deutschen Patriotismus entzündete. War es doch nicht mehr bloß vaterlandsverleugnender Kosmopolitismus, welcher, wie früher im Carlos, die Hörer hinriß, war es doch die Berechtigung der Nationalität, welche hier ihre poetische Verklärung fand! Und mußte doch, wenn jener humane und weltbürgerliche Sinn unseres Dichters ihn zu einer gerechteren dramatischen Vorführung der Jeanne d'Arc befähigte, als sie dem beschränkteren Patriotismus Shakespeare's möglich geworden, andererseits die Anerkennung des Rechts einer Nationalität gegenüber der Invasion der fremden von selbst auf die Kräftigung des Gefühls der deutschen Nationalität unter ähnlichen Verhältnissen hinführen. Und wie mußte endlich des Dichters letztes großes Drama, Tell, denselben Geist nähren und entwickeln — jenes Werk, das den Deutschen durch und durch so anheimelte, indem es zwei für den ersten Blick weit auseinanderliegende Welten, die heroische des patriotischen Selbsterhaltungstriebes mit der idyllischen der Befriedigung an der Familienexistenz, so lebenswarm und innig, so anschaulich und faßlich verknüpfte.

Diese Bedeutsamkeit Schiller's für die nationale Erhebung der nächsten Jahre nach seinem Tode, wenn sie vielleicht noch zu gesucht erscheinen sollte, ließe sich auch der historischen Anschauung noch näher bringen durch die Erinnerung an das Verhältniß Schiller's zu Berlin, dem Mittelpunkt der politischen Geschichte Deutschlands in jenen ewig denkwürdigen Jahren, wie es Jena und Weimar für die geistige gewesen waren. Die Berliner Bühne war es, welche für die späteren und gereifteren Dramen des Dichters die würdigsten Repräsentanten aufzubieten hatte, die Berliner Bühne war es, welche die sittlich-stärkende, die stählende Gewalt seiner Dramen zur Geltung und Wirksamkeit brachte, während die Weimaraner Bühne mehr die idealere Vollendung derselben im Gegensatz zu dem gährenden Naturdrange der früheren Dramen fühlbar

und anschaulich machte. Und gerade für die Berliner Bühne sollte Schiller ganz eigentlich gewonnen werden: wie durch eine höhere Eingebung geleitet, versuchte man den Dichter kurz vor seinem Tode nach Berlin zu ziehen, um sich in ihm den idealsten und national-wirksamsten Vertreter und Verkünder des höheren Geistes zuzugesellen, der dort — auch durch Schiller's vorangegangenes Wirken — immer mächtiger sich entwickelte.

Ich habe mich bei Schiller etwas länger verweilt, weil, wenn auch die neuere Zeit zu einer unbefangeren und vollständigeren Würdigung seines, durch die nicht parteilose Kritik der romantischen Schule bestrittenen Werthes, wieder sich zurechtgefunden, doch auch jetzt noch nicht selten der ganze Umfang seines Wirkens verkannt wird.

Die Parteilichkeit indeß, welche von der bezeichneten Schule oft gegen Schiller geübt worden, darf nicht, wie es allerdings auch geschehen, nun umgekehrt zu einer Verkleinerung dessen, was von den Meisten derselben uns geworden, verleiten. Zwar so hoch, wie sie selbst gewähnt, kann eine unbefangene Erwägung ihr Verdienst weder überhaupt noch insbesondere um die Erweckung vaterländischen Geistes anschlagen. Unleugbar hat sie der Nation herrliche Geisteserzeugnisse einer längst vergessenen Zeit durch emsiges und liebevolles Bemühen zurückgegeben, und die Erweckung vor allem des Nibelungenliedes von den Todten — denn wenn auch schon im vorigen Jahrhundert wieder abgedruckt, war es doch unbeachtet und wirkungslos geblieben, — ich sage, die Wiedererweckung des Nibelungenliedes, der mächtigsten Nationaldichtung aus alter Zeit, wenn es auch nicht, wie Johannes v. Müller meinte, der Deutschen Ilias geworden, noch werden konnte, hat dennoch in vielen empfänglichen Jünglingsseelen das deutsche Selbstgefühl mächtig angeregt: und nicht minder hat die Reihe deutscher Heldengestalten, welche schon mehr der Geschichte angehörig sich an jene noch ganz in Sage gehüllten Charaktere des Nibelungenliedes anschlossen, von unsern Romantikern vor der Phantasie heraufbeschworen, wie die Lieder der Freiheitskriege bald bezeugen sollten, die Brust manches edlen Jünglings zu heftigerem Verlangen nach Befreiung des

Vaterlandes geschwellt. Indeß blieb doch diese ganze Wirkung auf zu enge Kreise der höher Gebildeten eingeschränkt, und wurde überdies die vaterländische Richtung der Romantiker durch ihre gleichzeitige Ausbreitung über die Geisteserzeugnisse des Mittelalters der romanischen Völker zu sehr durchkreuzt, als daß nicht der Mitwirkung der Romantik ein bloß secundärer Werth neben dem gewaltigen Einfluß Schiller's auf die Belebung vaterländischen Geistes zuzusprechen wäre. Selbst von den bestimmter auf dies Ziel gerichteten Arbeiten Heinrich von Kleist's, seinem Prinzen von Homburg, seiner Hermannsschlacht, die überdies nur Wenigen in seiner Zeit bekannt wurden, seinen kleineren, der Zahl nach überdies geringeren lyrischen Gedichten, wie von denen Stägemann's, gilt jene Behauptung, geschweige denn von den wenigen Gedichten Friedrich Schlegel's, die kaum außer dem Kreise der Schule gelesen wurden, wogegen schon die Brüder Collin, die man wohl dieser Schule mit zugezählt findet, welche aber in der That mehr von Schiller's Genius berührt dichteten, eine stärkere Wirkung und eine Wirkung auf größere Massen zu üben nicht verfehlten.

Mächtig waren schon die Einflüsse unserer Dichter auf die Weckung patriotischen Sinnes in der Zeit der Vorbereitung und des Harrens, mächtiger noch wurden sie, und offener liegen sie zu Tage, nachdem der lange im Stillen ersehnte Aufruf des Königs das Losungswort zum Streite geworden. Die durchgreifendste Wirkung möchte wohl Ernst Moritz Arndt geübt haben, der schon durch Prosaschriften, die durch die Kernhaftigkeit des Sinnes, durch die gewaltige Strömung und den ergreifenden Tonfall der Rede an Luthers Sprachgewalt erinnerten, die Herzen der Zeitgenossen, denen er den Geist der Zeit vorführte, im Innersten getroffen und nun bald Flugschriften voll nationalen Eifers und Zornes in die Welt schleuderte, bald in Reimen zürnende Mahnungen ausstieß, denen man, wie er selbst sagt, das Element des wilden und stürmischen baltischen Meeres, in welchem er geboren, und in Sitten, Ansichten und Gefühlen die Rauhigkeit des Nordens, von welchem keine feinen und zierlichen Südfrüchte zu erwarten sind, wohl abfühlen konnte. Gemahnt es uns doch

noch heute, wenn wir diesen Klängen lauschen, als sei die deutsche Volkslyrik des 15. und 16. Jahrhunderts wieder erwacht, geformter freilich ohne alle Formkünstelei, aber ganz so frisch und kernig, so aus dem Herzen heraus, so unverholen und so wahr. Starke Empfindung, gerade heraus gesagt und ganz im Einklang mit der Empfindung der Nation, wie mußte sie zünden! Da ist keine Anwandlung eines sentimentalen Bedenkens, nein, ganz so ist es, wie der Dichter selbst aus seinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach singt:

Wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichsten Tod!

und ein ander Mal:

Trotz war mein herber Gesell und eiserner Stolz war mein Wächter,
Mann sein mein höchstes Gefühl,

und am umfassendsten und vollständigsten in dem Zuruf an sich selbst:

Rollt denn ihr Räder, die weiter mich tragen, und flattert ihr Segel!
Glaube und Liebe sind mit, Zorn, er fliegt fröhlich voran,
Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit schwebt wie ein Engel,
Schwinget den leuchtenden Kranz über der staubigen Bahn.

Wie der Jüngling zum Mann, so verhält sich zu Ernst Moritz Arndt der viel jüngere Theodor Körner, der Abgott der deutschen Jugend jener Zeit, in welchem sie — denn von Kritik war jenes Geschlecht so fern als von Krittelei — Schiller selbst wieder aufgewacht wähnte, und in welchem in der That jener lebendige Herzschlag für eine Welt idealer Sittlichkeit sich kund gab, welcher gerade Schiller zum Liebling der Nation und namentlich der Jugend machte. Mag immerhin dies ideal-sittliche Moment gar leicht durch ein zu ausdrückliches und abgesondertes Heraustreten der ruhigen plastischen Gestaltung einer Dichtung gefährlich werden können, und mag es immerhin, wie früher das religiöse in Klopstock, so nachher in Schiller auch wirklich nicht selten zu einem Pathos, das mehr den Redner als den Dichter verräth, geführt haben, — an sittlich begeisternder Wirkung wurde sicherlich reichlich ersetzt, was etwa für den feiner gebildeten Geschmack an ästhetischer Befriedigung verloren gieng. Die Dichtung erschien und waltete hier ganz eigentlich als ein Priesterthum der höchsten sittlichen Ideen, und in Theodor Körner, in dem sich

diese Richtung am unverkennbarsten wiederholte, erschien das Dichteramt so recht wie ein Priesterthum der Idee nationaler Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, welches alle Gleichgesinnten zum Tode für diese Idee weihte und in dieser Todesweihe gerade die höchste Lebensbefriedigung empfinden ließ. So feierte die deutsche Jugend in ihrer Liebe und Verehrung für den Jüngling Theodor Körner im besten Sinne des Wortes sich selbst; das, was gerade sie zu leisten vermochte, das trat ihr in vollster Wahrheit, in kräftigster Frische in ihm entgegen, dessen Worte Thaten, ja dessen Tod Poesie war.

Eine ganz andere Erscheinung ist Max von Schenkendorf, der ebenso der romantischen Schule angehört, wie Körner der Schiller'schen, an dichterischer Begabung, an Umfang wie an Ausbildung des dichterischen Vermögens unstreitig Körnern eben soweit überlegen, als er hinter diesem an eingreifender Wirksamkeit seiner Kriegsgesänge auf jene Zeit selbst zurücktritt.

Wenn Arndt, wie schon bemerkt worden, öfters an die männlichen Töne des deutschen Volksliedes, wie es nach dem Sinken des Ritterthums sich stark und frisch entwickelte, erinnern kann, so scheint in Schenkendorf der Genius zurückzukehren, der in den Zeiten der ritterlichen Minnepoesie in Deutschland sich kund gab. Nicht mit Unrecht ist von dieser gesagt worden, daß sie einen im Vergleich zu dem Kampfesgeist jener Zeit und zu dem kriegerischen Feuer der französichen Troubadours befremdenden weichen, daß sie einen frauenhaften Ton an sich trage, und einen frauenhaften Ton könnte man wohl auch in Max von Schenkendorf wiederfinden. Allerdings ist auch dieser Dichter, wie Körner, selbst mit zu Felde gezogen: den kaum gegründeten Herd verlassend, ist er, obwohl ihm eine Lähmung des rechten Arms die Waffen selbst zu tragen nicht gestattete, doch seinen Landsleuten in den Krieg gefolgt, aber immer erscheint er mehr wie ein poetisch-sinniger Begleiter, ein auf den melodischen Schwingen des Gesanges sich wiegender Ausdeuter jener Großthaten, von der harten Gegenwart immer rasch zu einer in poetischen Duft gehüllten Vergangenheit ablenkend und eine mit dieser verwandte Gestaltung der Zukunft ersehnend: we-

niger die Gegenwart als die Zukunft, zu der diese Gegenwart führen soll, ist das Grundmotiv seiner Dichtungen, die Zukunft, wie er sie sich ausmalt, als eine ideale Reproduction einer idealen Vergangenheit, und vor allem ist es die Gestalt des von religiösem Nimbus umwobenen Kaiserthums, die sich ihm immer und immer wieder aufdrängt, die ihm das höchste irdische Glück der Nation bedeutet und, möchte man sagen, den Thron im Allerheiligsten seines Gemüthslebens einnimmt. Dem poetischen Charakter seiner Dichtungen erwuchs daraus allerdings ein großer Vortheil. Denn nicht nur daß die oft grellen Töne der Dichter der That hier sich zu einer rührenden Innigkeit und Zartheit milderten, daß jene schroffen Ecken zu milden und weichen Formen sich abschliffen, und daß namentlich auch der religiöse Ton, der bei Arndt an den starken, eifrigen Gott des alten Testaments erinnert, bei Schenkendorf sich milderte, indem bei ihm Gott wohl auch als Richter, mehr aber noch als Gnaden- und Friedensspender nach dem Gericht erscheint, sondern indem für das poetische Wesen dieses Dichters auch die nächste Gegenwart wie in eine poetische Ferne zurücktrat, so machte diese Freiheit, welche bei noch so inniger Theilnahme an dem, was eben jetzt sich vollzog, dem Gemüth des Dichters blieb, auch einen viel größeren Umfang an Stoffen möglich, als wir bei den übrigen Dichtern wahrnehmen.

So würde sich denn auch an die Erwähnung dieses Dichters am schicklichsten eine kurze Uebersicht der Stoffe, welche sich dieser patriotischen Lyrik überhaupt darboten und am häufigsten wiederkehrten, anknüpfen lassen, wenn nicht noch einiger anderer Dichter zu gedenken wäre, von welchen die Hauptwirkung zwar nicht ausgieng, wohl aber unterstützt wurde. Zwei davon, welche auch schon vor 1813 die patriotische Stimmung in poetischen Liedern kundgegeben, Stägemann und La Motte Fouqué, kann man kurz, jenen als der ältern classischen, diesen als der neuern romantischen Schule angehörig bezeichnen: ja Stägemann's poetischer Stammbaum, wenn ich so sagen darf, führt noch weiter zurück, auf jene Zeiten, wo zuerst das preußische Selbstgefühl, genährt durch die Thaten des großen Königs, in Gleim, Ewald v. Kleist, Ramler den bis dahin,

wenn wir von Klopstock absehn, noch etwas schüchternen und verschämten Saiten der deutschen Leier stärkere Klänge entlockte, wogegen Fouqué ganz eigentlich in dem Heerlager der Romantiker aufgewachsen war. Die ganz vereinzelten Lieder Eichendorf's und Uhland's aus dieser Zeit dürfen doch immer nicht ganz übergangen werden, wenn sie auch mehr Nachklänge jener Zeit als Klänge aus derselben sind.

Besonderes Aufsehen haben erregt die Gedichte Rückerts; ob sie auch eine gleiche Wirkung hervorgebracht, weiß ich nicht zu sagen. Mit Ausnahme des tief ergreifenden Cyklus von Liedern auf die Gräber zu Ottensee, waren sie wohl eher geeignet, durch das Gesuchte der Manier und der Effecte zu überraschen, als durch Wahrheit des Gefühls zu ergreifen und fortzureißen: jedenfalls sind sie ein Beweis, wie krampfhaft alles Dichten und Trachten auf jenes eine große Ziel der Nation gespannt war. Mußte doch selbst das Sonett, jene Form, deren künstliche Zierlichkeit und Anmuth vielen der Zeitgenossen über die Eigenthümlichkeit und die Mittel unsrer Sprache hinauszuliegen schien und nicht ohne vielfachen Kampf sich doch für zartere Regungen des Gemüthslebens auch in der deutschen Poesie durchgesetzt hatte, mußte doch selbst diese so leicht zerbrechliche Form nun auf einmal sich waffnen und als geharnischtes Sonett schmetternde Schläge auf den gehaßten Feind führen! Und als wäre es an diesem einen Extrem noch nicht genug, so wollte es Rückert auch an dem anderen nicht fehlen lassen: in angeblichen Volksliedern, deren formlose Plumpheit dem kunstgewandten Dichter vielleicht mehr Mühe gemacht hat als seine virtuosenhaften Leistungen, dachte er dem Volke eine ganz besondere Befriedigung zu gewähren, die doch auch dessen minder verwöhntem Geschmacke schwerlich zugesagt haben mag. Glücklicher als der vielgenannte Rückert traf den Ton der wenig genannte, ja meist gar nicht genannte Friedrich Förster, der Freund und Waffengenoß Theodor Körners und an diesen sich in seinen Kriegsliedern anschließend, doch in frischer Fröhlichkeit durch die Beimischung Göthe'schen Tones von diesem sich noch merklich genug unterscheidend.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Stoffe,

die uns bei jenen Dichtern, und zwar bei Schenkendorf in der größten Mannichfaltigkeit entgegentreten. Freilich macht der poetische Stoff noch nicht ein Gedicht, aber die poetische Behandlung allein schafft auch noch keines, der poetische, d. h. der gehaltvolle und dem Dichter entgegenkommende Stoff und die glückliche Behandlung müssen zusammen wirken, wenn auch nur die kleinste poetische Schöpfung gelingen soll. Aber solcher Stoffe boten sich auch in der That mehr, als derjenige vermuthen sollte, der jene Periode unserer Lyrik nur von Hörensagen kennt. Es sind vor allem die einzelnen Schlachten und in engster Verknüpfung damit die großen Heerführer in diesen Schlachten, es sind aber auch eine Menge tapferer Männer, die in beschränkteren Stellungen doch als Muster der Hingabe und Aufopferung vorleuchteten. Dann sind es wieder fürstliche Personen, deren Haltung in Gefahr und Noth uns die herrliche Einigkeit, welche das Untere und Obere in jenen Jahren zum engsten Bunde zusammenschloß, vor die Anschauung führt, es sind die einzelnen Truppen- und Waffengattungen und Stände, welche bei dem einträchtigsten Zusammenwirken doch zugleich den Reiz der mannichfaltigsten Erscheinungen darbieten, es ist Jung und Alt, Vornehm und Gering, ja neben dem Manne selbst das Weib, das um seines Heldenthums willen gefeiert werden durfte, — und neben all diesem bunten Gewühl der wechselnden Bilder der Gegenwart sind es große Gestalten der Vergangenheit, Karl der Große und Barbarossa, der Kranz ehrwürdiger deutscher Städte, die Wälder, Berge und Ströme Deutschlands, ihre fürstlichen Stammschlösser und ihre Burgen, ihre Dome und ihre Kapellen, Alles wird heraufbeschworen, was durch Mahnung an frühere deutsche Herrlichkeit zu Erneuerung derselben begeistern kann.

Auch der, dessen Geburtsfest wir heute begehen, wie früher seine unvergeßliche Mutter, wie sein schwergeprüfter und bewährter Vater, bot dem begeisterten Sänger einen willkommenen Stoff.

Sei es mir verstattet, nachdem ich bisher immer nur die Erinnerung der hochverehrten Anwesenden an die Poesie jener großen Zeit habe in Anspruch nehmen müssen, die Empfindun-

gen jener Zeit für das bedrängte und gefährdete Königshaus in frischen Ergießungen hochbegabter Sänger Ihnen vorzuführen.

An die Königin von Preußen.

Erwäg ich, wie in jenen Schreckenstagen,
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück mit der Grazie Tritt
Auf jungen Schultern hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

An den König von Preußen.

Zur Feier seines Einzugs in Berlin (23. December 1809.)

Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest Dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und Deine starke Brust, sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Sieger triumphirt;
Ihm ist die Schaar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen.

Du hast ihn treu, den Kampf, als Held getragen,
Dem Du um nicht'gen Ruhm Dich nicht geweiht,
Du hättest noch in den Entscheidungstagen
Der höchsten Friedensopfer keins gescheut.
Die schönste Tugend – laß mich's kühn Dir sagen! —
Hat mit dem Glück des Krieges Dich entzweit:
Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben,
Und Sieger wärst Du auf dem Schlachtfeld blieben.

Laß dann zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen,
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen,
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beſſ're Güter in den Staub zu sinken.

Scene aus der Lützener Schlacht. 1813.

Wer sprengt dort auf dem stolzen Roß
Bis in die vorderen Reihen
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das muntre Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Muth
Und straft mit mildem Worte:
„Zurück du junges Zollernblut,
Zum angewiesnen Orte."
Du rascher junger Königssohn,
Mußt erben ja den hohen Thron.

O reite junges edles Wild,
Du ritterlicher Degen, —
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach Deinen Wegen,
Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron.

Du wirst uns lang im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werther Held,
Ein frommes Scepter führen.
Du rascher lieber Königssohn,
Wir retten auch für Dich den Thron.

Die Dichter, deren Wort Sie vernommen, sind längst abgeschieden, aber ihre Klänge sind unvergänglich und geben eine höhere Weihe dem Wunsche, mit welchem wir den Segen des Himmels auf den König und sein Haus herabflehen.

Rede

zur Abiturienten-Entlassung

Ostern 1852.

Ueber Schillers Briefe.

Das Letzte, was am Ablauf des Schuljahres nun noch obliegt, ist die förmliche Entlassung der eben jetzt aus dieser Anstalt zu der höheren Bildungsstätte der Universität abgehenden drei Schüler. Sie, bisher Zöglinge des Gymnasiums, sind nach dem Urtheil der Prüfungscommision hinlänglich vorbereitet zu den von Ihnen erwählten Facultätsstudien befunden worden, und ich habe demnach im Namen der Prüfungscommission Sie zunächst aufzufordern, das Zeugniß der Reife von mir in Empfang zu nehmen.

Indem Sie jetzt aus unserm Kreise scheiden, scheiden Sie doch gewiß nicht ganz und durchaus von den Studien, durch welche Sie jene Reife gewonnen haben. Freilich in ihrer ganzen Ausdehnung werden Sie dieselben keineswegs fortsetzen; dies zu thun würde schon der Reichthum jener besonderen Gebiete des Wissens, denen Sie sich, ein Jeder von Ihnen nach seiner Neigung, gewidmet, unmöglich machen, aber ebenso wenig — dies darf ich von Ihnen voraus setzen — werden Sie alle die Fäden abreißen lassen, welche Ihre jetzt beginnende Bildungszeit mit der eben abgelaufenen in Verbindung und Zusammenhang erhalten können. So wird ihr Fachstudium, soviel Zeit und Arbeitskraft es mit Fug und Recht in Anspruch nehmen wird, Sie namentlich der Beschäftigung mit der deutschen Nationalliteratur gewiß nicht ganz entfremden; vielmehr werden Sie in der weitern Fortführung der ersten Anfänge — denn über diese kann und darf die Schule nicht hinausgehen — eine reiche Quelle für die Veredlung ihres Geschmackes, für dei Erhebung ihres Gemüthes, für die Erweiterung ihrer

Ideenwelt, mithin ein sicheres Mittel, auch die Stunden der Erholung und des geselligen Verkehrs mit einem würdigen und wirkungsvollen Gehalte zu füllen, immer von Neuem suchen und finden. Eher wäre zu fürchten, daß die vielfachen Kreuz- und Quer-Gänge, auf welchen sich unsre Literatur zu ihren Höhenpunkten mehr mit einem dunkeln Instinkt und zäher Ausdauer allmählich hingefunden, als in klarem Bewußtsein sicher und gerade fort geschritten ist, — eher, sage ich, könnten Sie durch diesen scheinbaren Mangel an Gesetzlichkeit unsrer literarischen Entwickelung verwirrt und am Ende wohl auch abgeschreckt werden. Zwar wohl nicht sogleich; Sie würden wohl erst Rath und Hülfe suchen in der Lectüre der deutschen Literatur-Geschichten, mit denen unsre Literatur fast möchte man sagen überfluthet und für denjenigen, der nicht ein entsprechendes Maß von Zeit auf die Lectüre unsrer Meister selbst zu verwenden im Stande ist, vielleicht ebenso sehr verdunkelt als aufgehellt worden ist. Jedenfalls könnte selbst dieser Reichthum an literarischen Hülfsmitteln, je eifriger Sie gerade ihn sich zu fördern suchten, um so eher Sie erdrücken und ermüden.

Wollen Sie diesen Schwierigkeiten gegenüber, die ich aus eigener Erfahrung nur zu sehr kennen gelernt habe, etwas mehr gesichert sein, so darf der Rath, den ich als Ihr älterer Freund Ihnen in dieser Beziehung in Ihre neue Laufbahn mitgeben möchte, sich wohl bei Ihnen eine willige Aufnahme versprechen.

Sie werden vielleicht nur eine Wiederholung der oft gehörten Aufforderung erwarten, welche dahin gerichtet war, daß Sie emsig und unverdrossen in einige Hauptwerke unsrer schöpferischesten Meister einzudringen sich bemühen und unter allmählicher Erweiterung dieses Kreises eine Anzahl fester Haltpunkte gewinnen möchten, durch welche der ferner hinzutretenden Kenntniß schon von selbst ein dauerhafterer Bestand gesichert sein würde. Und in der That muß ich diesen Rath vor allem wiederholen. Denn wer, um nur ganz zufällig ein Beispiel herauszugreifen, wer die Balladen und Romanzen von Schiller und Göthe und die vollendetsten von Bürger und Uhland tiefer hat auffassen lernen, als dies in dem

frühen Knabenalter natürlich und möglich ist, der besitzt an ihnen nicht blos einen Schatz, der allein schon ein Stolz unserer Nation dem Ausland gegenüber ist, sondern zugleich auch die Möglichkeit den reichen Nachwuchs in diesem Gebiete, so weit er dies verdient, sicherer abzuschätzen, mit größerer Leichtigkeit in sich aufzunehmen und in seiner Erinnerung frischer zu erhalten.

Oder denken wir an Werke wie Lessing's Emilia Galotti, an Goethe's Götz, Egmont, Iphigenia, Hermann und Dorothea, Schiller's Wallenstein — eine Welt von Gedanken, Empfindungen, Gestalten, von Verwickelungen und Lösungen steht dann auf einmal vor unsrer Seele, ein Reichthum an Anregungen des innersten geistigen und Gemüthslebens entströmt unversiegbar jenen Werken, so daß man für lange Zeit hin auf ein weiteres Umherschweifen Verzicht zu leisten sich wohl gefallen lassen könnte. Aber wenn man nun doch auch in die Weite und Breite sich umzuthun, wie billig, nicht unterlassen mag: wie sehr läuft man dann Gefahr, in der Unendlichkeit unsrer literarischen Productionen sich ganz und gar zu verlieren, wenn man nicht vorher an Werken, wie die genannten, welche uns alle eine etwas längere Zeit beschäftigt haben, Stützpunkte sich gesichert hat, von denen aus man sich immer wieder orientiren kann.

Doch nicht dieser Rath allein, an den ich Sie heute nur habe wieder erinnern wollen, sondern noch ein zweiter ist es, durch den ich, so befremdend er anfänglich klingen mag, zu einer ausgedehnteren und tiefer eingehenden Beschäftigung mit unsrer vaterländischen Literatur Sie ebenso sehr antreiben, als während derselben sicher stellen möchte.

Wenn bei andern Nationen der Einblick in das innere Getriebe ihrer politischen Geschichte durch eine Fülle von Memoiren außerordentlich erleichtert, in gewisser Beziehung freilich auch erschwert wird, so besitzen wir Deutsche ein ähnliches Mittel für die Geschichte unsrer Literatur in der großen Anzahl von Briefwechseln der bedeutendsten, ja selbst der minder bedeutenden unter unsern Schriftstellern. Nun kann es natürlich nicht meine Absicht sein, auch wenn ich es vermöchte, Sie von jetzt an in jenen Strom, der

keineswegs überall sehr tief fließt, hineinzustürzen; vielmehr um der früheren Briefwechsel nicht zu gedenken, in welchen sich die Zeit der freundschaftlichen Zärtlichkeiten spiegelt (Göthe nennt sie einmal kurzweg fast ebenso wahr als schneidend Wechsel-Nichtigkeiten) auch nicht einmal in jene Bibliothek von Briefen, welche von und an Göthe existiren, könnte ich sie hineinweisen, wohl aber dürfen Sie sich den vielseitigsten und reichsten Gewinn versprechen, wenn sie allmählich die minder ausgedehnten, aber bei weitem gehaltvolleren Sammlungen der Briefe an und von Schiller in langsamerem Fortschreiten und in beständiger Verbindung mit einer ernsten Lectüre wenigstens der wichtigeren unter den dort besprochenen Schriften durchzustudiren, den Entschluß und die Ausdauer besitzen.

Wenn es vielleicht Befremden erregen kann, daß ich gerade diese Ihnen so dringend empfehle, so suche ich meine Rechtfertigung zunächst in der Gewißheit, daß es um so leichter fällt, einen Rath zu befolgen, je bestimmter und abgegränzter die Anforderung ist, die er enthält, und daß ich von dieser Beschränkung mir eher einen Erfolg auch nach der Auflösung unserer bisherigen Verbindung verspreche, als von der Ausführung eines allgemeineren Gedankens, welcher für die rednerische Behandlung ergiebiger und fruchtbarer gewesen wäre: endlich bestimmt mich dazu die eigenthümliche Würde und Seelengröße wie Seelenschönheit, welche sich, wie in Schiller's ganzem Leben, so auch in seinen Freundschaftsverhältnissen ausspricht.

In der That, man kennt Schiller auch nach anhaltendem Studium noch lange nicht genug, wenn man ihn nicht auch in seinem Briefwechsel kennt.

Ich will nur von den Briefen sprechen, die Schiller geschrieben, wiewohl auch den an ihn geschriebenen eine besondere Betrachtung wohl gebühren würde.

Um von dem scheinbar Aeußerlichsten zu beginnen, — eine schönere Prosa ist nie geschrieben worden als sie — nicht Schiller immer und überall, sondern gerade in seinen Briefen schreibt. In seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Prosaschriften

schlägt das Rednerische, in den früheren selbst das Declamatorische viel zu sehr vor. Vielleicht mochte dem Manne, der wie Wenige dazu bestimmt und darauf gerichtet war, ganze Massen zu beherrschen, fortzureißen, zu veredeln, sowie er an das Publicum dachte, unwillkürlich der gespanntere und spannendere Ton des Redners sich aufdrängen: war ja doch sein ursprünglicher Lieblingswunsch und Lebensplan gewesen, als Prediger die Wahrheit der Religion zu verkünden und für sie zu begeistern. So vortrefflich nun auch die reiferen unter Schiller's Prosaschriften, als Muster der Beredsamkeit betrachtet, sind, so daß sie wohl neben den eigentlichen Reden Fichte's, Schleiermacher's und etwa Adam Müller's als Meisterstücke des erhabenen Stiles gelten können, so möchte doch, und gerade um dieses Grundes willen, von ihnen gelten, was Schiller selbst einmal von Klopstock's Poesie sagt, daß die immerwährende Spannung, die dem Leser zugemuthet wird, nothwendig zuletzt abspannend wirken müsse.

Aber gerade hier treten seine Briefe ergänzend ein. Wie Schiller's Betrachtung ästhetischer Fragen mit Vorliebe den beiden Sphären des Erhabenen und des Schönen gewidmet war, welche den von Hofmeister ganz richtig unterschiedenen beiden Seiten seines Wesens, der heroischen und der humanen, entsprechen, — so spiegeln sich die zwei Seiten dieser Natur, welche den Reichthum ihres Wesens in großartiger Consequenz zusammenhält und entwickelt, auch selbst im Tone seiner Werke und keineswegs bloß der dichterischen wieder: dem Erhabenen fällt größtentheils das Beste zu, was er der Nation selbst, besonders in den Horen, an Prosaarbeiten geboten, nur hier und da senkt sich der Ton etwas herab, aber nur um bald wieder sich in Höhen aufzuschwingen, in welche die meisten der Zeitgenossen ihm zu folgen verzweifelten, — in den Briefen dagegen herrscht eine so klassische Schönheit des Tones und der Darstellung, daß selbst Göthe, dem man doch wohl ein Urtheil darüber zugestehen wird, mit Bewunderung darüber spricht. Auch ist diese Erscheinung nichts weniger als schwer zu erklären. Wir andern fühlen uns bald durch dies, bald durch jenes beengt und genirt, meint einmal Göthe, Schiller wurde durch alles dies nicht

berührt, er war groß am Theetisch, wie er im Staatsrath gewesen sein würde. Nun, diese von seinem großen Freunde wiederholt in den Stunden der herzlichsten Ergüsse gerührter Erinnerung anerkannte Größe des Geistes und des Gemüths, diese macht es ihm unmöglich je in das Platte und Triviale herabzusinken, sie trägt und hält ihn, auch wo er gar nicht daran denkt, eine besondere Kraft aufzuwenden, vielmehr gibt sich der reiche Gehalt, der alle seine Briefe durchzieht, eben indem er gar nicht damit umgeht, sie erst in eine Gestalt zu bringen, dem gereiften Meister von selbst die bequemsten und doch zugleich edelsten, die heitersten und freiesten Formen, und während wir sonst von einem Uebermaß einer freilich stets mächtigen und großartigen Reflexion uns doch nicht selten gedrückt fühlen, werden wir hier von dem Genius in seinem naivsten Wirken überrascht, und ohne daß die achtungsvolle Scheu eine Einbuße erführe, fühlen wir uns doch zugleich frei und leicht gestimmt durch den Zauber der höchsten männlichen Liebenswürdigkeit.

Durch die Sache selbst wurden wir in der Betrachtung der formellen Vollendung der späteren Briefe Schiller's auch schon hingeführt auf den Reichthum und die Tiefe ihres Gehaltes als auf ein zweites Moment, das sie als ein vorzügliches Bildungsmittel erscheinen läßt für Jünglinge, die sich eine höhere Bildung zu geben beabsichtigen. Nicht selten denkt man sich Schiller als einen viel zu sehr aus seinem eigenen Innern heraus schöpfenden Geist, als einen freilich immer bedeutenden Mann, in welchem jedoch das schöpferische Denken ein gar zu großes Uebergewicht über das Wissen gehabt habe, dessen Breite doch auch der Denker nicht ungestraft entbehrt. Und allerdings wird man den Umfang seiner literarischen Kenntniß, um die es sich hier zunächst handelt, nicht vergleichen wollen mit der Fülle der Lectüre, wie sie die Brüder A. und Fr. Schlegel, oder der Kunstanschauungen, wie sie Göthe besaß. Aber wenn man nun etwa, wie wenigstens die romantische Schule und ihre Anhänger gern zu verstehen geben, auch das nicht ohne Ostentation sich vor uns ausbreitende Wissen L. Tieck's über das fast stolz sich zurückhaltende Schiller's setzen wollte, so könnte

schon die Kritik der deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts, wie sie Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst geübt, hinlänglich eines Besseren belehren, jedenfalls aber würde die außerordentliche Fülle literarischer Urtheile in seinen Briefen jenes Urtheil zu berichtigen vermögen. Und was für Urtheile! von welcher Reife, von welcher Sicherheit, von welcher Feinheit! Es wäre gar wohl die Frage, ob sich zum zweiten Male auf gleichem Raume der treffenden und gegründeten Urtheile so viele, der irrigen und verfehlten so wenige finden lassen. Viele der besprochenen Schriften und Gedichte sind mit ihren Verfassern schon längst verschollen, manche wenigstens nur noch hier und dort, und mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach bekannt, aber ein Wort von Schiller über sie, und man fühlt, ähnlich wie bei Lessing, das Verlangen sie zu kennen, um an dem über sie gefällten Urtheile sein eigenes gründlicher ausbilden zu können. Doch den höchsten Werth besitzen, wie leicht zu begreifen, seine Aeußerungen über seine eigenen und seines Göthe Werke. Wie oft entdeckt hier gerade der mit den Leistungen unserer späteren, durch solche Vertiefung der Philosophie und durch solche Ausbreitung der Literaturkenntniß höher entwickelten Kritik bekannte Leser, daß das Beste, was über unsere höchsten poetischen Leistungen die spätere Zeit zu sagen gewußt hat, schon lange vorher in spät veröffentlichten Briefen Schiller's oft in wenigen leicht hingeworfenen Worten vorausgegriffen ist. Und welche eigenthümliche Freude, welch heimlich süßes Wohlbehagen, den Meistern in ihre stille Werkstätte blicken zu dürfen, zuzusehen, wie sie ihre eben vollendeten Schöpfungen einander oder den bewährten Urtheilern Körner oder Wilhelm v. Humboldt mittheilen, um den Eindruck an einer recht rein gestimmten Seele zu erproben, ja selbst mehr noch ist uns vergönnt! Jenen Unterhaltungen freilich, welche Schiller und Göthe so oft bis tief in die Nacht hinein mit einander fortsetzten und in welchen guten Theils die neuere Aesthetik, zu welcher Lessing und Winckelmann den Weg eröffnet, geschaffen wurde, — jenen Unterhaltungen, in deren Erinnerung noch der Greis Göthe schwelgte, in welchen Schiller nicht nur schnell die Hauptpunkte er-

griff, worauf es ankam, sondern auch seinen Freund Göthe, wenn dieser manchmal auf seinem beschaulichen Wege zögerte, durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen nöthigte und ihn gleichsam an das Ziel riß, wohin er strebte, — diesen Abendunterhaltungen freilich können wir nicht einmal in einer abschwächenden Nacherzählung mehr lauschen, aber wenn es dafür einen Ersatz geben kann, so liegt er in den Briefen, welche Göthe selbst als ein theures Vermächtniß für die Nation bezeichnet hat und bezeichnen durfte.

Die Undankbarkeit, die Zerstreutheit und Genußsüchtigkeit späterer Zeiten hat jene großen und unvergänglichen Werke, welche Göthe und Schiller in der Periode ihres Freundschaftsbundes geschaffen, nur zu sehr aus den Augen verloren, die Lectüre ihres Briefwechsels versetzt uns in die Zeit zurück, wo sie erst entstanden. Und bei diesem Entstehen gibt sich die ganze Verschiedenheit des Genius und Charakters beider Männer kund. Jahrelang vorbereitet, stückweise vollendet, sind Wilhelm Meister's Lehrjahre so weit herangewachsen, daß sich Göthe endlich entschlossen hat, das halbfertige Werk dem Druck zu übergeben, um sich für den Rest von außenher fester zu binden; da kömmt ihm die Einladung Schiller's zu den Horen, und während früherhin den emsigen Bemühungen beiderseitiger Freunde nicht hat gelingen wollen, auch nur eine dauernde Annäherung Schiller's und Göthe's zu Stande zu bringen, so macht sich das nun wie von selbst in viel weiterem Umfange, in viel größerer Tiefe, mit weit herrlicheren Folgen: der gereifte Schiller und der eines jugendlicheren Genossen zu fernerer Wanderung bedürftige Göthe schließen einen Geistesbund, der eben so dauernd als rasch unsere Literatur auf ihren Gipfel bringt. Die eingehendsten, die liebevoll herzlichsten und geistreich schärfsten Urtheile Schiller's über die ihm im Manuscript von Göthe vorgelegten einzelnen Bücher des Wilhelm Meister wirken wesentlich ein auf die Vollendung, die wir längst an diesem Werke bewundert, und die wir doch unter Schiller's Anleitung erst recht bewundern lernen. Und wieder, wie wir hier Schiller mit förderlichstem Antheil Göthe's stilles Bilden begleiten sehen, so stellt sich

uns das mächtige Arbeiten und rastlose Ringen des Dichters, der auch als Charakter durchaus dramatisch geartet war, an seinem Wallenstein dar, dem Werke, das wir vor allen zu nennen haben, wenn wir eine deutsche Tragödie der antiken und der englischen gegenüber stellen sollen. Wir fühlen mit die klägliche Versunkenheit des deutschen Drama in der Zeit, wo Göthe und Schiller sich von ihm zurückgezogen hatten und Schiller noch nicht zu ihm zurückgekehrt war, — Schiller hat sie in jener classischen Epigrammenkette mit unvergleichlicher Schärfe und Wahrheit gegeißelt — wir fühlen mit die Entschlossenheit des von neuem sich dem Drama zuwendenden dramatischen Genius, wir fühlen mit das Bangen und Verzagen, das ihn manchmal nicht aus Unmännlichkeit und Scheu vor Schwierigkeiten, sondern aus der Höhe und Reife seines entwickelten Kunstbewußtseins heraus übernimmt, fühlen mit die wieder sich ermannende Thatkraft, die stolze Selbstgewißheit des Genius, — alle jene die innerste Menschenseele aufregende Spannung, die ein echtes dramatisches Werk hervorruft, erleben wir hier, indem wir dem Werden eines wahrhaft großen dramatischen Werkes stetig folgen. Wo wäre ein gleicher Genuß zum zweiten Male geboten? Und doch ist es nicht der einzige, der uns aus jener Fülle von Briefen Schiller's vor allem an Göthe und Körner sowie aus deren Erwiderungen erwächst.

Doch ich will abbrechen, so schwer dies fällt, wenn einmal die Erinnerung an jenen geistigen Reichthum erwacht ist, ich will des geistigen Gehaltes nicht weiter gedenken, den jene Briefe einschließen und an dem schon allein eine echte Bildung des poetischen Sinnes und Urtheils sich entwickeln kann, um noch mit wenigen Worten des Seelengehaltes, des Gemüthsreichthums zu gedenken, durch welchen sie selbst noch höher in unserer Schätzung steigen müssen.

In den frühesten der uns erhaltenen Briefe Schiller's, denen an den Freiherrn von Dalberg (um der wenigen, jedoch nicht uninteressanten an Petersen nicht zu gedenken), treffen wir noch ganz auf den gährenden Schiller, der den Gipfelpunkt der Sturm=

und Drangperiode bezeichnet. Den Abklärungsproceß können wir nirgends besser als in den ersten Jahrgängen des Briefwechsels mit Körner und etwa denen an seine künftige Gattin verfolgen, besser verfolgen als in seinen Werken, in welchen weniger die allmählichen Uebergänge selbst, als die jedesmaligen Resultate derselben vorliegen. Die beginnende Reife verkündet sich außer dem schönen Briefe an Kant in der Einladung, welche er in der edelsten Gemessenheit an Göthe zur Theilnahme an den Horen richtet, und von da an strömt in ruhiger Fülle jener seltene Reichthum des Herzens nicht minder als des Geistes sich vor uns aus. Zwar ist es nicht jenes bunte Gewirr von Stimmungen und Erregtheiten, an welches wir durch so viele andere ähnliche Mittheilungen zu denken uns veranlaßt finden, so oft von Reichthum des Gemüthslebens die Rede ist: damit verglichen ist vielmehr Einfachheit des inneren Lebens ein Grundcharakter der Schiller'schen Briefe, aber diese Einfachheit ist nicht Dürftigkeit, so wenig als etwa die Sparsamkeit in den dramatischen Compositionen der Alten Armuth zu nennen ist: ein intensiver Reichthum ist es, auf den wir überall stoßen, und eine harmonische Totalität von Empfindungen und Gemüthszuständen, in welcher das weibliche Element der Milde und Zartheit sich mit dem männlichsten Kraft- und Selbstgefühl zur schönsten Einheit verschmilzt. Aber dieser inneren Totalität des Seelenlebens entspricht auch eine äußere: es treten die natürlichsten Verhältnisse des Menschenlebens in der Vollständigkeit und Zusammenstimmung uns entgegen, wie wir sie etwa in den Homerischen Gesängen finden. Es sind die Glieder der Familie, zu denen Schiller in dem echtesten und gesündesten Verhältniß erscheint, es ist die Braut und späterhin die Gattin, das Glück der Ehe und die Freude des Vaters, durch die wir den ernsten Meister so harmonisch gestimmt, so innerlich erquickt und heiter belebt finden, es ist eine Stufenfolge von Freunden, alle tüchtig und echt, zu deren jedem Schiller in einem durchaus individuellen und durchaus würdigen, aufrichtigen und gehaltvollen Verhältniß sich befindet. Wahrlich, wer recht zu lesen versteht, den wird es — Briefe haben ja ihrem Wesen nach, sofern sie mehr als bloß ge-

schäftlicher Art sind, etwas Lyrisches an sich, — den wird es gemahnen, als ziehe vor ihm ein lyrisches Epos vorüber, so mannichfaltig und wechselnd, so schlicht und naturwahr und so sehr einer mächtigen und klaren Subjectivität entsprungen ist jene Folge herzlicher Ansprachen und Ergießungen an die Lieben, welche Natur und Glück, welche die unwiderstehliche Anziehungskraft und sein Verdienst ihm gegeben.

Von diesen Schätzen kann die Schule, welcher Enthaltsamkeit in ihren Mittheilungen geziemt, nur sparsamen Gebrauch machen. Sie, meine jungen Freunde, die Sie jetzt in eine Bildungslaufbahn eintreten, welche freieren und ausgedehnteren Spielraum gestattet, ja fordert, würden zwar Unrecht thun, mit unmäßiger Genußsucht, die sich durch Abstumpfung der Genußfähigkeit rächen würde, an jenen Göttertafeln Platz zu nehmen, aber bei mäßigem Genusse dürfen Sie sich die edelste Erholung, die erquickendste Belebung, die nahrhafteste und gesündeste Speise dort versprechen. Sie würden für ihr ganzes künftiges Leben die schönste Begleitung finden können an jenen beredten Zeugen von dem innern Leben und dem mächtigen Wirken eines unserer erhabensten Genien, eines unserer edelsten Menschen, Sie würden daran erstarken zu der Fähigkeit, späterhin auch den wechselreicheren und eben deshalb schwerer zu ergründenden und zu umfassenden Göthe ganz und vollständig zu empfinden und zu begreifen, Sie würden in die herrlichste Periode unserer Literaturentwickelung am lebendigsten eingeführt, am sichersten darin orientirt werden, Sie würden in der Betrachtung dieser ewigen Jugend für sich selbst in der heitersten Weise die Sicherung des Triebes nach ewigem, stillem und stetem Fortschreiten gewinnen, von welchem einmal Körner an seinen Freund schreibt: Wehe dem, der sich eines Stillstandes bewußt ist. Unsere Fortschritte bürgen uns für die unverwelkte Jugend des Geistes, ohne die es keinen höheren Lebensgenuß gibt. Und wenn Sie mit Recht diese Bürgschaft ganz und vollständig nur im lebendigen religiösen Geiste finden, — nun Sie würden mehr, als unsere Zeit weiß oder nur ahnet, mehr auch dieses religiösen Geistes würden Sie in diesen Briefen entdecken und aus ihnen in sich

belebt und entwickelt empfinden. Der Dichter, welcher das Wort sprach: In seinen Göttern malt sich der Mensch, er hätte auch, und er mehr als andere, sagen dürfen, daß auch in seinen Menschen sich Gott male. Dieser Gott, der zu allen Zeiten seine Menschen mit tausendfältigen Offenbarungen seines Wesens herablassend begnadigt hat und nicht aufhören wird zu begnadigen, so weit sie ihm nur eine freie und unbefangene Seele, eine ernste und gesammelte Stimmung entgegenbringen, der wird auch aus jenen absichtslosen Ausströmungen eines seiner geweihtesten Organe zu Ihnen sprechen und an Ihrer Seele arbeiten. Introite, nam et hic Dei sunt! O, daß Sie alles, was von Arbeiten nun an Sie kommen, was an Geschicken Sie treffen wird, mit freiem Geiste in religiösem Lichte mögen schauen lernen, das ist der Segenswunsch, mit welchem die Schule Sie entläßt. Dazu gebe Gott seinen Segen. Amen!

Rede

zur Abiturienten-Entlassung

Ostern 1853.

Ueber die sittlich-religiöse Anregung poetischer Werke.

Die öffentliche Prüfung findet auch diesmal ihren Abschluß in der Entlassung abgangsreifer Schüler der ersten Classe. Die Königliche Prüfungs-Commission hat kein Bedenken getragen, Sie dabei für reif zu den von Ihnen gewählten Universitätsstudien zu erklären.

Ein Wort des Abschiedes fordert heute die Sitte und fordert eben so sehr das Herz des Lehrers.

Die Schule, welche Sie jetzt verlassen, darf sich von Ihnen versprechen, daß Sie in dankbarem Herzen die Erinnerung an das

wahren, was die vereinigten Kräfte und Bemühungen Ihrer Lehrer für Ihre Vorbereitung zu wissenschaftlichen Studien, aber auch an das, was dieselben für ihre sittlich-religiöse Bildung gethan. Eine Beziehung auf die letztere hatte auch die Beschäftigung mit den Dichtwerken, welche wir in griechischen und deutschen Lectionen gemeinschaftlich betrachtet. Nicht daß solche sittlich-religiöse Beziehung künstlich gesucht worden wäre, — Künstelei des Deutens, an sich schon verwerflich, würde noch dazu lächerlich Kunstwerken gegenüber, — und auch nicht daß wir der rein ästhetischen Seite der Auffassung uns entschlagen hätten, — nein, die Werke selbst leiteten uns mit innerer Nothwendigkeit auch zu ethisch-religiöser Auffassung, die von einer Herabziehung der Kunst aus ihren reinen, lichten Höhen zu bloßer Dienstbarkeit weit entfernt ist, vielmehr auf der Erfahrung beruht, daß die Poesie und alle Kunst nicht bloß Geschmacksbildnerin, daß sie auch ethisch-religiöse Erzieherin der Völker wie der Einzelnen immer gewesen ist. Sie übt diesen Einfluß, um es kurz zu sagen, indem sie vor uns das menschliche Wesen entfaltet nach der Mannichfaltigkeit seiner Kräfte und nach der Tiefe seiner höheren Beziehungen, und diese Entfaltung vollzieht sich durch den Reichthum vorgeführter Charaktere und die Fülle der Anlässe, welche für deren Darlegung und Entwickelung durch bedeutende Situationen sich ergeben.

Göthe, eine der reichsten Menschennaturen, war es, der in bescheidener Anerkennung der doch auch ihm gesetzten Schranken das Wort ausgesprochen, daß erst die ganze Menschheit der Mensch sei, und er war es auch, der mit der ihm eigenen, zur Sache treffenden Naivetät den Satz aufstellte: das eigentlichste Thema der Poesie sei doch der Mensch. Wäre nun wohl die Behauptung zu gewagt, daß die Anschauung menschlichen Wesens vorzugsweise durch Vertiefung in großartige Dichtungen zu gewinnen sei? Ausschließlich durch diese freilich nicht. Persönliche Erlebnisse, friedliche und kämpfende Berührungen mit anderen Individuen, Läuterung und Abklärung der dadurch erregten Empfindungen zu gehaltvollen, besonnenen und unbefangenen Urtheilen, das ist jedenfalls auch ein Weg zu jenem Ziele, aber auch das reichste und wechselvollste Leben würde doch im Vergleich

zu den analogen Bildern menschlichen Lebens, welche die Poesie uns bietet, immer noch arm und dürftig zu nennen sein. Die Beschäftigung mit der Geschichte dagegen würde allerdings an Reichthum, Macht und Gehaltstiefe menschlicher Charaktere und Geschicke hinter der Poesie und ihrer Ausbeute nicht zurückstehen, wohl aber an Abrundung zu abgeschlossenen Gesammtbildern, in vielen Fällen auch an Klarheit und Durchsichtigkeit der in ihr vorgeführten Strebungen und handelnden Persönlichkeiten, demnach an der erquicklichen Befriedigung, wie sie das poetische Ineinanderaufgehen von Idee und Realität gewährt. Und wenn denn doch nicht bloß von Göthe's Dichtungen gilt, was er selbst von ihnen ausgesagt, daß sie Bruchstücke einer großen Confession seien, wenn ferner die Mehrheit großer Dichtwerke aus der Geschichte, der sagenhaft dämmernden oder der schon heller beleuchteten, entnommen sind, so vereinigen sich ja, indem auch die im Dichterwerk niedergelegten Zustände und Erlebnisse des Dichters durch die Wärme und Anschaulichkeit dichterischer Behandlung zu unsern eignen werden, jene beiden erstgenannten Wege mit den Pfaden durch das reiche Gebiet der Poesie.

So lassen Sie uns also immerhin diese Stunde des Abschiedes Erinnerungen widmen an sittlich-religiöse Anregungen, die wir in gemeinschaftlicher Hingebung Werken von Meistern der Poesie verdanken, Erinnerungen an inhaltreiche Gestalten und herzbewegende Geschicke, durch die wir uns in einigen größeren poetischen Schöpfungen während der vergangenen Jahre gefesselt, gerührt und erhoben fühlten, durch die unsere Anschauung menschlichen Wesens an Reichthum und Umfang, unsere Erkenntniß desselben an Klarheit und Tiefe gewonnen hat. Ohne mein Zuthun tritt Ihnen sofort vor die Seele Oedipus in dem gerechten Selbstgefühl wahrhaft fürstlichen Berufes, in dem erschütternden Umschlag jener stolzen Herrlichkeit zum jähen Sturz in das tiefste Elend, tritt Ihnen entgegen Oedipus in der beruhigten Stimmung späterer Zeiten, in dem stillgefaßten Vertrauen auf das verheißene Ende seiner Leiden, in der geheimnißvollen, von den Schauern göttlichen Waltens umgebenen Erfüllung

seines hoffenden Harrens. — Sie erinnern sich ferner an jene hellenische Jungfrau, die einem furchtbaren eigenen und dem fast noch furchtbareren Geschick ihrer Familie frühzeitig entrückt, zu einer Reinheit, Tiefe und Kraft des Gemüthslebens sich entwickelt, welche sie befähigt, scheinbar unauflösliche Verwickelungen mit der Allmacht eines sittlich-religiösen Genius zu entwirren und den schweren, dumpfen Erdgeist, der vor ihrem Eingreifen in ihrer alten wie in ihrer neuen Heimath gewaltet hat, für immer zu bannen. — Es drängt sich Ihrer Phantasie auf jene Welt von Gestalten, Thaten und Leiden, welche bei Shakespeare vor unsern Blicken sich ausbreitet, sowie der Abkömmling des Hauses York in bitterem Groll über das seiner Familie früher entrissene Königthum und in stolzem Kraftgefühle im Vergleich zu dem schwachen Enkel des Usurpators vor sich selbst den lauernd verfolgten Plan ausspricht: Wann Humphrey mit den Pairs in Zwist gerathen, dann heb' ich die milchweiße Rose hoch, sie soll mit süßem Duft die Luft durchdringen; dann führ' ich im Panier das Wappen York's, um mit dem Hause Lancaster zu ringen, und nehme dem durchaus die Krone wieder, deß Bücherherrschaft England riß darnieder. — Sie versetzen sich ferner in die neue Aera, welche mit der Aufführung von Schillers Wallenstein bei der Wiedereröffnung der Weimarischen Schaubühne nicht bloß auf dieser Bühne für die Kunst Thaliens begonnen, Sie empfinden von neuem, wie an des Jahrhunderts ernstem Ende, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung ward, der mächtige Dichter seine Zeitgenossen aus des Bürgerlebens engem Kreise auf einen höheren Schauplatz versetzte und auf einem finstern Zeitgrund sich ein Unternehmen kühnen Uebermuths und ein verwegener Charakter malen ließ. Sie haben es an sich erfahren, daß, wenn Wallenstein, jenes Gegenbild von dem eben aufsteigenden Bonaparte, der Schöpfer kühner Heere, des Lasters Abgott und der Länder Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn, — der von der Zeiten Gunst emporgetragen, der Ehre höchste Staffel rasch erstieg und, ungesättigt immer weiter strebend, der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel. Sie haben es an sich erfahren, daß, wenn sein Charakterbild in der Geschichte schwankt,

von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, die Kunst des Meisters es verstanden, ihn unserm Herzen menschlich näher zu bringen. — Und wenn der große Dichter das Wagniß seines Griffes in die Geschichte, seines Verlassens der damals gewohnten Bahn durch das Wort rechtfertigt: „Denn nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,“ so wissen Sie doch auch, wie Schiller's großer Freund in seinem, auch von diesem mit freudiger Huldigung begrüßten, bürgerlichen Epos des Bürgerlebens engen Kreis selbst zu einem höhern Schauplatz zu gestalten vermocht hat. Jene wunderbar schöne Verflechtung schlichter, bürgerlicher Naturen mit den größten Weltgeschicken, durch welche eine tiefe aber unscheinbare, schwere und verschlossene deutsche Jünglingsnatur zu einem veränderten Menschen wird und mit der Entwickelung seines Wesens durch die drängende Gewalt des Augenblicks auch sein Schicksal sich entscheidet, wahre Neigung sogleich zum Manne den Jüngling vollendet, — sie lebt so gegenwärtig in Ihrer Seele, wie das Geständniß der hochsinnigen, heldenmüthigen und doch zartgesinnten Jungfrau, daß er auch ihr wie einer der Himmlischen erschienen, also daß durch wunderbar natürliche Fügung jener Bund der Seelen gegründet wird, in welchem ein Höchstes deutschen Familien- und deutschen Bürgersinnes sich uns darstellt.

Nicht mehr als sechs größere poetische Werke — der Anregungen und Anschauungen, wie sie uns die Lyrik und gelegentliche Hinblicke auf Homer hin boten, habe ich gar nicht einmal gedacht — sechs größerere Dichtungen nur nach dem jedesmaligen Hauptcharakter vergegenwärtigt und auch diese Charaktere nicht, wie wir es in der Schule zu thun gewohnt sind, in möglichster Vollständigkeit geschildert, sondern bloß mit ein Paar flüchtigen Strichen angedeutet, die Situationen noch weniger hier ausgeführt — und doch, wie füllen sie unsere Phantasie mit den mannichfaltigsten, ergreifendsten, erhebendsten Bildern menschlichen Wesens, wie legen sie uns jenes alte, nur nach seiner äußerlichsten Fassung von Oedipus aufgelöste Räthsel, dessen Inhalt der Mensch ist, in neuen, tieferen und reicheren Gestaltungen überraschend und spannend,

und doch zugleich durch die in der jedesmaligen Katastrophe gegebenen Lösung befriedigend, zu ewig neuer Theilnahme vor! Und wie erst, wenn wir nun auch nur den flüchtigsten Blick auf die andern Personen in jenen Dichtungen, die mit den Hauptcharakteren durch freundliche, feindliche oder vermittelnde Beziehungen verknüpft sind, werfen wollten, wenn wir etwa jene Fülle strebender menschlicher Kräfte in Shakespeare's Heinrich VI. in die wir sondernd, zusammenstellend, vergleichend einzugehn in der Schule angefangen haben, jene Fülle, die man eine Ueberfülle nennen müßte, hätte sie nicht durch den Kunstverstand des Dichters die durchsichtigste Gestaltung gewonnen, uns hier vergegenwärtigen wollten, den guten Herzog Humphrey, der nie sich anders als ein echter Edelmann betrug, — den trotzigen Cardinal, der ein Soldat mehr als ein Mann der Kirche, so keck und stolz, als wär er Herr von Allen, — jenes ehrgeizige Paar, den Sommerset und den Buckingham, — den von Herrschsucht und Sinnlichkeit gleich sehr gestachelten, gegen Hoch und Gering gleich hochmüthigen und gewaltthätigen, den im befleckten Leben und im wohlverdienten Tod gleich unbändig trotzigen Suffolk mit seinem tragisch-komischen Gegenbilde, dem Aufrührer Cade, — wenn wir den greisen, patriotischen Salisbury und seinen Sohn, den schlachtendürstenden, volksbeliebten und volksliebenden und doch durch die Reizbarkeit des Ehrgefühls von der geraden Bahn leicht abzulenkenden Warwick, — wenn wir das mannhafte Paar der stolzen Cliffords, — wenn wir das schon aufsteigende Paar der beiden Söhne Yorks, Eduard und Richard, den Letzteren zumal, diesen unbeholfenen Klump, der unbeholfen von Sitten ist wie von Gestalt, und der hier schon sich als einen durch geistige Kräfte nicht minder als durch seine Mißgestalt aus dem Kreise menschlicher Wesen ganz heraustretenden Dämon in zwanzig bis dreißig Zeilen sich ankündigt, der in Worten und Thaten, mit dem was Andern Ernst ist gleichsam nur ein verächtlich höhnendes Spiel zu seiner Kurzweil treibt, — wenn wir des Protectors Weib, die stolze Dame, die von ehrgeizigen Gedanken und hochmüthigen Gelüsten wachend und träumend heimgesuchte und zu Fall gebrachte, — wenn wir ihre

Gegnerin, die Königin, die ihre Schönheit durch verbrecherische Liebe, ihre geistigen Gaben durch selbstsüchtige Intrigue und gleißende Verstellung herabwürdigt und doch durch die ungeheure Energie der Leidenschaft, des Hasses wie der Liebe, den Betrachter fesselt, — wenn wir endlich König Heinrich selbst, auf dessen Krone der eigentliche Angriff, freilich von York schlau verdeckt, gerichtet ist, und der der beste König wäre, wenn in seinem Adel und in seinem Volke von seiner reinen Frömmigkeit, seiner fast ängstlichen Gerechtigkeitsliebe, seinem zarten Sinne für das in der Beschränkung reiche Glück ehelicher Liebeseintracht eine Spur vorhanden wäre, und der nun dem grauenhaften Untergange entgegenreift, weil er des Einen was alle Andern auszeichnet, der Kraft des Wollens und Handelns, entbehrt, — wenn wir von allen diesen Charakteren auch nur die hier herausgehobenen, nichts weniger als erschöpfenden Züge uns vor die Seele stellen — der gleich zahlreichen und wahrlich die Betrachtung wohl lohnenden Personen aus dem Volke nicht zu gedenken, — — zu welchem Umfang wird dann unsere Vorstellung menschlichen Wesens erweitert, zu welcher Schärfe der sondernden Auffassung ausgebildet, in welche Tiefe des Nachdenkens über das Mysterium des Wollens wird es unwillkürlich genöthigt zugleich und dafür gerüstet!

Und wenn uns hier beim ersten Blick eine gränzenlose Fülle menschlichen Dichtens und Trachtens zu verwirren droht, die wir doch bei aufmerksamerer Betrachtung von der beherrschenden Kraft des Dichters bewältigt erkennen und durch ihn nun auch selbst beherrschen lernen, und wenn ein ähnliches in der gestaltenreichen Schöpfung Schiller's uns begegnet, so entfaltet sich uns umgekehrt in den genannten Sophokleischen und Göthe'schen Werken, die unsrer modernen Gewöhnung bei erster Betrachtung als übersparsam ausgestattet mit menschlichen Figuren erscheinen können, doch allmählich so viel ungeahnter Reichthum tiefbedeutsamer Grundzüge menschlicher Natur, sei es der ursprünglich reichen hellenischen, sei es der durch das Christenthum bereicherten und vertieften germanischen, daß wir nur durch ein Aufgebot der Kraft jener auf einmal sich aufschließenden Fülle geistig Herr zu werden

vermögen. Und doch würden uns jene Stunden der Vertiefung in Meisterwerke der Poesie nicht unvergeßlich bleiben, wenn wir in diesem Menschlichen nur das Menschliche gesucht und zu finden vermeint und nicht als innerste Seele ein göttliches Walten empfunden und unserm Bewußtsein näher zu rücken versucht hätten.

Und wie sollte denn auch die religiöse Seite in unserm Innern nicht anklingen, wenn wir in jenem unvergleichlichen Chorgesange des König Oedipus die Warnung vernehmen vor aller Hybris, vor der anmaßlichen Ueberhebung des Menschen gegenüber der Gottheit, wenn wir in feierlichen Klängen die Scheu sich aussprechen hören vor jenen nicht aus menschlicher Willkür stammenden Gesetzen, den hochwandelnden, den in Himmelsräumen geborenen, den nie einzuschläfernden, nie veraltenden, und wenn wir in wahrhaft tragischer Ironie den spähenden Scharfsinn zu thörichter Verblendung, das stolze Kraftgefühl und die bewunderte Herrschergröße in namenloses Grauen vor sich selbst und in gränzenloses Elend umschlagen sehen! Und wenn wir hier vor den Wegen der Götter und ihrer unenthüllbaren Dunkelheit zurückbeben, so umfängt uns schon eine Ahnung freundlicher Tröstungen über verborgene göttliche Rathschlüsse — Tröstungen, wie sie erst das Christenthum der leidenden Menschheit vollständig gebracht — in des Dulders Oedipus verklärendem Ende und in jenem wundervollen Schimmer der gnädigen Sühnung unverkennbaren Frevels und der schmerzentilgenden Ausgleichung unnennbaren Wehes. Erscheinen uns aber in den beiden Sophokleischen Dramen jene ewigen Gesetze zwar als die mächtigen und jede Antastung rächenden, jedoch noch nicht als die allein und ausschließlich herrschenden, müssen sie vielmehr ihre Herrschaft noch mit einem Verhängniß theilen, dessen Zusammenhang und Verwandtschaft mit dem Gemüth des Menschen nur erst von einzelnen ahnungsvollen Blitzen beleuchtet wird, so tritt in den genannten Werken Shakespeare's und Schiller's das enge Verhältniß zwischen Schicksal und Herz in ein helleres Licht. Gelten doch auch von Shakespeare's Heinrich VI. Göthe's Worte, daß Shakespeare's Dichtungen Werke eines himmlischen Genius zu sein scheinen, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst

auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte, heißt es bei Göthe, man glaubt vor den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Jene ungeheure Verkettung von Plänen und Handlungen, von kraftvollen Sünden und ohnmächtigen Tugenden und die aus ihnen aufgehende Saat furchtbarer Geschicke, wem eröffnete sie nicht den Blick in eine göttliche Weltordnung, nach welcher jene ewigen, hochwandelnden Gesetze doch auch in jede einzelne Menschenbrust hinein greifen? Und fühlen wir nicht selbst in Schiller's Wallenstein so wie Thekla, daß der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, und endlich Wallenstein selbst: „Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz in uns ist sein gebietrischer Vollzieher"? Und ist doch diese ganze Aussaat von Verhängnissen, die durch des Menschen Herz sich vollziehen, in ihren letzten Folgen bedingt durch das Walten nicht zwar der Gestirne, wohl aber jener von Sophokles gefeierten, im Sternenraume geborenen göttlichen Gesetze, von Gesetzen, neben denen und über denen doch noch die göttliche Gnade ihre höhere Macht übt. So mahnt uns schon der Schluß von Heinrich VI. in dem Sturze Richard's und der Erhebung Richmond's, nachdem wir den starken, eifrigen Gott in seinen Gerichten haben kennen lernen, an den milden Frieden des gnädigen Gottes. Iphigenia aber, fühlt sie nicht, wenn gleich sie aus dem Dienste der taurischen Göttin sich hinweg nach der Heimath sehnt, ihre Rettung vor dem Altare, an dem sie fallen sollte, als eine Fügung Diana's, die sie in ihre heil'gen sanften Arme genommen, flüchtet sie nicht in den sittlichen Conflicten, in die sie dem in Wahnsinn sie verkennenden Bruder wie dem edlen, aber dem ursprünglich düstern Sinne wieder verfallenen König gegenüber hineingerissen wird, zu der Gnade der Götter und erficht durch diese Erhebung jene Siege, welche in ihr ein Höchstes von gottbegnadigter Weiblichkeit erkennen lassen? Und wenn in Hermann und Dorothea dem Pfarrer der Streit und Verwirrung schlichtende Richter als einer der ältesten Führer erscheint, die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet, so daß er denken muß, er

rede mit Josua oder mit Moses, und wenn der Führer selbst sich und die Seinen mit jenen vergleichen möchte, denen in ernster Stund' erschienen im feurigen Busche Gott der Herr, denn auch ihnen erschien er in Wolken und Feuer, so entläßt uns der Schluß des Gedichtes mit dem Eindruck verbürgten Glückes und gnädiger Führungen für den, welcher das Schicksal in seiner Brust findet und in dieser Brust die göttlichen Gesetze mit klarem und kräftigem Sinne aufgenommen.

Was ich jetzt zu Ihnen gesprochen, es sind nur dürftige Bruchstücke der Fülle von Anregungen des Geistes und des Gemüthes, wie sie uns gemeinsam aus den Werken jener schöpferischen Dichter geworden, und Bruchstücke sind es auch nur gewesen und konnten es nur sein, was in allen ihrer Betrachtung gewidmeten Stunden wir daraus geschöpft, im Verhältniß zu dem, was Sie bei häufiger Wiederkehr noch daraus werden schöpfen können. Möge jede erneute Bemühung geleitet sein von dem Streben nach Erweiterung und Vertiefung Ihrer Anschauung menschlichen Wesens und des göttlichen Waltens in und über dem menschlichen Wesen. Mögen Sie darin eine ewig neue Anregung zu demuthsvoller Heilighaltung jener äthergezeugten, göttlichen Gesetze und zu unüberwindlichem Vertrauen auf höhere Führungen finden und mögen Sie allem, was Ihnen begegnen mag, den klaren Kopf und das kräftige Herz des Göthe'schen Hermann entgegenbringen! Das ist der Segenswunsch, mit welchem die Schule Sie entläßt und um dessen Erfüllung sie den Herrn anfleht, damit Sie ein frisches und rüstiges Glied werden wie der Staatsgemeinde, so jener höheren, alle irdische Gemeinschaft in sich aufzunehmen berufenen Gemeinde. Amen.

Rede
zur Abiturienten-Entlassung
Ostern 1855.

Ueber den Einfluß der Bibel und des classischen Alterthums auf die deutsche Literatur.

Die an die öffentliche Prüfung sich anschließende öffentliche Entlassung der Abiturienten gilt diesmal nicht blos Schülern der Gymnasial-Prima, sondern auch Schülern der Real-Prima. Dieselben haben die Zeugnisse der Reife, welche ich im Namen der K. Prüfungs-Commission ihnen einzuhändigen habe, von mir in Empfang zu nehmen.

Ein Wort des Abschiedes erwarten von mir die Scheidenden, und ohne ein Wort des Abschiedes vermöchte ich nicht sie scheiden zu lassen. Ich knüpfe es diesmal an eine eigenthümliche Erscheinung in der Literaturgeschichte unseres Volkes, mit dessen großen literarischen Schöpfungen Sie gewiß gern eine immer umfangreichere und tiefere Vertrautheit sich erwerben werden. Von dem ersten Schriftwerke an bis in die neueste Zeit ist die Entwickelung der Sprache und Literatur unseres Volkes bedingt durch Einflüsse aus der Fremde, und von diesen sind die tiefsten, nachhaltigsten und heilsamsten die gewesen, welche von der Bibel und von den Schriftwerken der Römer und Griechen ausgiengen. Darauf möchte ich heute, wie ich es schon manchmal während der Dauer unseres geistigen Verkehrs gethan, noch einmal Ihre Aufmerksamkeit hinrichten.

Das älteste Schriftwerk unsrer Nation ist, wie Sie wissen, eine Bibelübersetzung, zwar nur in Fragmenten, aber doch in umfangreichen Fragmenten erhalten. Welch ein riesenhaftes Unternehmen war es doch von jenem ehrwürdigen Bischof Ulfila, welche Arbeit und Mühe muß es gekostet haben, und welch tiefes,

inneres Herzensbedürfniß kann allein dazu geführt haben, das Buch der Bücher in die liebe Muttersprache zu übertragen und so dem eignen Volke an's Herz zu legen! Das eigne Volk in der neuen, höheren religiösen Welt heimisch zu machen durch eine treue, redliche und doch der deutschen Sprachweise gemäße Einbürgerung des Wortes Gottes, welch ein Gedanke! Man kann nicht groß genug denken von einer Persönlichkeit, welche, was der eignen Nation Noth that, — denn der edelste deutsche Stamm darf in jener Zeit wohl als der Vertreter der ganzen deutschen Nation gelten — so tief empfand, als nur immer zwölf Jahrhunderte später Luther. Doch eine so unmittelbare Hingabe unseres Volkes, denen die andern Stämme hätten nothwendig nachfolgen müssen, an die Quelle unseres Glaubens war uns in so früher Zeit nicht beschieden: der gothische Stamm als gothischer Stamm gieng unter in einem Heldenkampfe — so groß, wie er nur je in der Geschichte uns begegnet, — und mit diesem Untergang des deutschen Gothenthums verfiel jenes glorreiche Denkmal der deutschen Religiösität und deutscher Sprachgewalt dem Staube der Bibliotheken, bis es nach anderthalb Jahrtausenden wieder an's Licht gezogen allmählich der Führer wurde und die Grundlage zu einer Erkenntniß unsrer Sprache und ihrer Geschichte, wie sie vorher die kühnste Phantasie nicht für möglich gehalten hätte.

Fünf öde Jahrhunderte liegen zwischen jenem ersten großen Werke und dem zweiten, welches von Epoche machender Bedeutung ist, der Evangelienharmonie oder, daß wir nur gleich den Namen brauchen, welcher, wiewohl nicht üblich, doch die Sache am besten trifft, der Messiade des Mönchs Otfried. Wie ungünstig auch Wackernagel über den poetischen Werth dieses Werkes urtheilt und wie sehr er vielleicht dem altniederdeutschen Heliand gegenüber dazu berechtigt sein mag, immerhin muß er doch eingestehn: „dennoch besitzt dieses Evangelienbuch seinen großen Werth für uns und in der Geschichte.“ Otfried hat damit als einem durch Inhalt, durch Umfang, durch Gesinnung, durch Gelehrsamkeit überwältigenden Werke den Gebrauch des Reimes und der Strophe ebenso festgestellt, wie späterhin Klopstock mit seinem Messias den des deut-

schen Hexameters, freilich noch ein sehr mäßiges Lob, indeß doch ein bedeutenderes, als es den Anschein hat. Denn es schließt das Anerkenntniß ein, daß Otfried noch in viel umfassenderem Sinne als späterhin Opitz wenigstens ihrer formellen Seite nach der Begründer der hochdeutschen Poesie ist. Aber es darf doch überdies nicht übersehen werden, welcher Zug des Herzens in Otfried's kühnem Unternehmen sich kund gibt. Es ist eben wieder der Versuch einer Einbürgerung, diesmal zwar nicht der ganzen Bibel, auch nicht des ganzen Neuen Testamentes, aber doch des Theiles, welcher den eigentlichen Höhepunkt der Schrift bezeichnet, der Evangelien, und es sollte doch dem Laienstande angehören, wie wenig es immerhin, auch darin Klopstock's Messiade gleichend, wirklich volksmäßig geworden.

Ich übergehe die zahlreiche Menge ähnlicher poetischer Bearbeitungen biblischer Bücher zu Ausgang der althochdeutschen und zu Anfang der mittelhochdeutschen Periode, ich erwähne nur flüchtig, daß auch die Anfänge unserer dramatischen Literatur wenigstens in den Mysterien an biblische Stoffe sich anknüpfen, — von bleibendem Erfolge ist dies alles nicht gewesen, — ich eile zu den beiden großartigen Literaturwerken, welche mit einer in der That überraschenden Systematik in dem Gange unserer Literatur, Ulfila's und Otfried's Werken entsprechen, zu der Bibelübersetzung Luther's und zu der Messiade Klopstock's. Aber ich darf dies nicht, ohne der Prosa der ehrwürdigen St. Galler Mönche zu gedenken, vorzugsweise der Arbeiten des größten derselben, des mit Recht Teutonicus genannten Notker, ohne den es so wenig eine hochdeutsche Prosa überhaupt geben würde, wie ohne Luther eine neuhochdeutsche. Und auch hier stoßen wir auf freie Uebertragung biblischer Bücher, auf die noch vorhandene der Psalmen und auf eine leider bis jetzt verlorene des Hiob, Zeugnisse nicht etwa bloß des Standes, welchem die St. Galler angehörten, sondern auch ihres deutschen, mit Herzlichkeit der Bibel zugewendeten Gemüths.

Oder wollen wir etwa die Bibelübersetzung Luther's bloß aus seinem Mönchthum und die Messiade Klopstock's bloß aus dessen klösterlicher Schulbildung herleiten, weil freilich diese Lebensverhält-

nisse Bedingungen ihrer Schöpfungen waren? Mit jenem Werke und mit den daran sich schließenden, aus der Bibel hervorwachsenden Kernliedern wurde dem deutschen Volke der Weg gebahnt, sich selber mit seinem Gott und seinem Herrn Christus in das rechte Herzens- und Lebensverhältniß zu setzen, wurde unbewußt jenes Beginnen wieder aufgenommen und nun doch für einen Theil der Nation mit bleibendem Erfolge durchgeführt, das jener große Gothe mit erhabenem Muthe gewagt. Ja selbst der Theil deutscher Nation, welcher der durch Luther hervorgerufenen und auf ihren rechten Grund gestellten religiösen Bewegung fremd blieb, — Eines wenigstens sollte er, freilich auch dies nicht sofort und nicht ohne lebhafte Bestrebungen gegen das lutherisch-ketzerische Deutsch, — Eines sollte er doch endlich auch als Gewinn für sich davontragen, eben dieses der Tiefe und dem Reichthum des deutschen Geistes und Gemüths entquollene lutherische Deutsch, dessen Herrlichkeit selbst Göthe huldigend preist und ohne das auch Göthe's Deutsch nicht möglich gewesen wäre, jenes lutherische Deutsch, durch das wir eine Nation geworden, so weit wir überhaupt eine Nation sind.

Und abermals folgten trübe und schwere Zeiten, jene Periode der schnödesten Ausländerei, in welcher weniger die Bemühungen patriotisch gesinnter Gelehrten, die uns mit ihren redlichen Dichtungen wohl an jene dichtenden Mönche des Mittelalters gemahnen mögen, als die deutsche Bibel unser deutsches Wesen und unsere deutsche Sprache aufrecht erhielten, bis der Genius erschien, der, wie wenig auch sein Epos vor den späterhin erst entdeckten Maßstäben epischer Dichtung sich zu behaupten vermochte, doch ein unvergängliches Verdienst sich erworben und bleibende Wirkung geübt hat, durch den erhabenen Schwung, mit welchem Klopstock tiefe religiöse Innerlichkeit und großartigen sprachlichen Schöpfergeist in einer Leistung vereinigte. Und wieder war es eine Messiade, welche die neue Epoche einleitete, wie neunhundert Jahre früher, diesmal sogar mit Verzichtleistung auf einen dem Herzen des Dichters kaum ferner stehenden Lieblingsplan: über Heinrich den Städtegründer trug der Messias den Sieg davon, ein tief bedeutsamer Zug deutscher Gemüthsrichtung.

Und dürfen wir denn so ganz übersehen, daß der Knabe Göthe und der Knabe Schiller unter den Einflüssen Klopstock's und der fleißig von ihnen gelesenen Bibel heranwuchsen, daß jener einen Joseph, dieser einen Moses, beide ein biblisches Epos, und beide in der eigenthümlichen Wahl des Stoffes sich frühzeitig charakterisirend, zu dichten unternahmen? Beide freilich schlugen später andere Bahnen ein unter anderen Einflüssen und vorzugsweise unter denen des Alterthums, zu deren Betrachtung wir hiermit ganz natürlich hinübergeleitet werden.

Doch auch hier müssen wir in eine ferne Vergangenheit uns zurückwenden, wenn wir dem historischen Gange unserer Literaturentwickelung einigermaßen gerecht werden wollen.

Es gilt auch für den Einfluß der griechischen und römischen Literatur auf die unserige dasselbe Gesetz wie für die Einwirkung der Bibel: die schwungreichsten Perioden unserer eigenen Literatur stehen in einem Verhältnisse herzlichen Anschlusses an die Alten, in einem Verhältnisse freilich von sehr verschiedenartigem Gehalte und Werthe.

Jenes Otfried'sche Werk selbst ist unter dem Einfluß von Virgil, Lucan, Ovid gedichtet, und jener Notker, er hat nicht bloß aus der Bibel, er hat auch aus Virgil, aus Terenz, ja aus Aristoteles übersetzt, und sogar eine seltsame Vereinigung zweier auseinandergehenden Richtungen findet sich, indem die des Latein gewohnte Feder der deutschesten Sagen von Wilhelm von Aquitanien, von Fuchs und Wolf, ja wahrscheinlich sogar von den Nibelungen nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung sich bemächtigt und somit gleichzeitig der römischen Poesie in der Form und der deutschen Heimath in der Wahl des Stoffes gehuldigt, wogegen umgekehrt noch etwas später in der mittelhochdeutschen Periode selbst antike Stoffe sich der deutschen Form anbequemen müssen. Dann freilich kommen auch wieder Zeiten des Auseinandergehens und es sind dies dann immer Zeiten nationaler Erschlaffung, Verödung, Verwilderung. Dagegen schon die Periode der Reformatoren vor der Reformation und nun vollends die der Reformation selbst, — wer wüßte nicht, in wie engem Zusammenhange ihre

herzerquickenden Bestrebungen mit dem mächtigen Umsichgreifen der humanistischen Bestrebungen steht! Minder bekannt oder minder beachtet ist, wie eifrig die neuerfundene Buchdruckerkunst auch zur Verbreitung von Uebersetzungen aus den Alten ist, wie gern in deutschen Originalschriften auf Geschichten und Lehren der Alten Bezug genommen wird, wie das deutsche Drama eine regelrechtere Form aus dem Terenz sich zu entnehmen sucht.

Freilich blieb man damit noch immer weit von dem Geiste des Alterthums entfernt und auch Opitz blieb es bei all dem Verdienste, das er sich durch eine nach dem Vorblid der Alten hervorgebrachte Veredelung und Feststellung der äußeren poetischen Form für alle Folgezeit erwarb. Ganz anders ein Jahrhundert später, als Klopstock auftrat, der durch die subjective Wahrheit seiner, wenn auch oft etwas überreizten Empfindung, durch die Würde und Männlichkeit seiner Gesinnung, durch die Kühnheit seiner Sprache, durch die Neuheit seiner Formen eine empfängliche Jugend auf solche Ziele hinleitete und in einer noch nie dagewesenen originalen Weise mit dem patriotischen Sinne des Deutschen die doppelte Hinneigung zur Bibel und zur antiken Poesie vereinigte. Und Winckelmann kam, der das Verständniß der alten Kunst eröffnete, und Lessing kam, der mit imperatorischer Sicherheit die Gesetze des Epos und des Drama aufstellte und wie auf Shakespeare, so auf Homer und Sophokles und auf die wahre Theorie des Aristoteles hinwies, und — Göthe kam, der Liebling der Olympier, auf den sie mit verschwenderischer Hand die Fülle ihrer Gaben gehäuft. Zwar bloß antik und gar in dem Sinne antik, wie man das Wort wohl manchmal von ihm gebraucht hat, das war er nicht, vielmehr so universal in seinen poetischen Schöpfungen, wie Herder in seiner poetischen Empfänglichkeit, und auch in dem Herrlichsten, was er vom Geiste des Alterthums angehaucht und im Wetteifer mit dessen Meistern gedichtet, in seiner Iphigenie, in seinem Hermann und Dorothea hat er den ganzen Reichthum, die ganze Tiefe des modernen Geistes und die ganze Innerlichkeit des deutschen Gemüths bewährt, aber mit wunderbarer Genialität zur höchsten Vollendung classisch-idealer Formen verklärt.

Und Einer noch erschien, der, als schon von Sturm und Drang unter der Einwirkung von Voß' Odyssee unsere Poesie sich zu Maß und Besonnenheit und zu Adel und Reinheit der Form zurückzuwenden begann, mit den Ausbrüchen der wildesten Naturkraft die berauschten Zeitgenossen wie in ein Chaos hineinzustürzen drohte, der Gewaltige, der dann in herzlicher Hingabe an die großen wahrheitsvollen Alten den schweren Kampf innerer Reinigung und Läuterung unternahm und siegreich durchführte, — Schiller, der von allen unsern Dichtern die allgemeinsten und nachhaltigsten und die segensreichsten Wirkungen auf die Nation geübt und gerade am meisten von da an geübt, als er das sittliche Pathos einer wahrhaft deutschen Seele mit einem durch die Alten entwickelten Formensinn in die edelsten und reinsten Formen kleidete.

Mit flüchtiger Hand habe ich aus dem Gange unserer Cultur das herausgegriffen, was vorzugsweise von dem Verhältnisse unserer Literatur zur Bibel und zum classischen Alterthume Zeugniß gibt. Es ist die Stimme nicht eines Einzelnen und nicht vieler Einzelnen, es ist die Stimme der Geschichte unserer vaterländischen Literatur, welche Ihnen zuruft und Sie mahnt, in Ihrer ganzen weiteren Bildung, an dem zu halten, woran die Nation sich festgehalten und sich entwickelt hat, an der Bibel und an den Alten. In dem Maße, als Sie dies thun werden, können wir, Ihre Lehrer, dessen gewisser sein, daß unsere Hoffnungen von Ihnen in Erfüllung gehen, daß Sie heranreifen werden aus deutschen Jünglingen zu deutschen Männern. Dazu gebe der Herr seinen Segen. Amen!

Rede

zur dritten Säcularfeier des Augsburger Religionsfriedens

den 25. September 1855

vor den versammelten Classen gehalten.

Als vor nunmehr 38 Jahren die dritte Säcularfeier des Tages, an welchem Dr. Martin Luther seine 95 Thesen gegen den Ablaß-Handel an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, in allen Kirchen und Schulen der durch ihn gestifteten großen religiösen Gemeinschaft gehalten wurde, da durfte man wohl voraussetzen, daß schon dem Knabenalter die Bedeutung dieser Feier wohl bekannt und geläufig sei. War doch jener 31. October 1517, wenn auch durchaus nicht nach der anfänglichen Absicht des kühnen Mannes, doch nach dem Weltplane des Herrn und Lenkers der Weltgeschichte schon der wirkliche Eintritt und Beginn jener seit mehr denn hundert Jahren von den verschiedensten Seiten her geforderten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern! einer Reformation freilich, die ihrer äußern Ausdehnung nach nicht soweit, ihrem innern Gehalte nach aber viel weiter griff, als selbst die Kühneren unter jenen Reformbegehrenden sich vorgestellt hatten.

Und als dreizehn Jahre später, vor nunmehr 25 Jahren, am 25. Juni 1830 die dreihundertjährige Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession wieder in Kirche und Schule stattfand, auch da konnte eine Bekanntschaft selbst der jüngern Mitglieder der evangelischen Kirche mit der Bedeutung jenes Tages wohl noch vorausgesetzt werden. Denn wenn gleich das Buch selbst, dem jene Feier galt, während es früher in keinem evangelischen Haushalte fehlte, vielmehr als ein nothwendiger Gefährte der Bibel, des Katechismus und des Gesangbuches sich mit Recht geltend machte, — wenn auch dieses Augsburgische Bekenntniß

selbst nur zu sehr der Kenntniß und dem Bewußtsein der Nichtgeistlichen entfremdet war, gleich als ob in der evangelischen Kirche jener katholische Unterschied zwischen Priestern und Laien eine Berechtigung hätte, — so war doch immer die Erinnerung auch in dem jungen Geschlechte wach erhalten worden, daß an jenem Tage die lutherischen Fürsten vor Kaiser und Reich ihr Glaubensbekenntniß vorgelegt hatten, welches die Abweichungen der neuen Lehre von der alten in Lehre und Glauben wie in Verfassung schonend, aber bestimmt und bündig aussprach und mit Recht von jener Zeit an als die Grundlage der evangelischen Kirche angesehen worden ist.

Anders verhält es sich mit dem heutigen Tage, dem Tage, an welchem vor dreihundert Jahren nach vielfältigen Einigungsversuchen und nach blutigem Kampfe endlich nicht ohne vielfache Mühen und nicht ohne Selbstüberwindung wieder zu Augsburg ein Religionsfriede zwischen den Katholiken und den Anhängern der neuen Lehre Augsburgischer Confession zu Stande gebracht wurde. Ist doch dieser Friede scheinbar ganz ohne Erfolg geblieben! Ja ist doch, wenn auch lange nachher, ein Religions-Krieg ausgebrochen, so blutig, so verwüstend, so anhaltend, so unsäglich jammervoll für das Land, das er traf, wie wenige Kriege der gesammten Weltgeschichte! Und mußte doch erst die Erschöpfung beider Theile zu einem neuen Frieden fast hundert Jahre nach jenem Augsburger führen, zu jenem Frieden zu Münster und Osnabrück, der die frühere Errungenschaft für immer sicherte, aber zugleich mit seinem Reichthum an anderweitigen Feststellungen wie mit dem wesentlich veränderten Geiste, aus dem er hervorgieng, den Augsburger Religionsfrieden in den Schatten stellte.

So bedarf es denn wohl, indem wir uns heute, an dem dreihundertjährigen Jahrestage des Augsburger Religionsfriedens, der Segnungen desselben für unser Volk bewußt werden wollen, zunächst einer Erinnerung an die Art, wie er herbeigeführt worden, und an seine Hauptbestimmungen.

Mit Recht hatte Luther die Sache der Reformation sorgfältig von aller Berührung mit den maßlosen Bestrebungen revolutionärer Köpfe rein erhalten, die denn freilich den wahrhaft schöpferischen Mann

als einen Zurückgebliebenen verachteten und schmähten, aber doch nun außer Stand gesetzt waren, in den Untergang ihres eigenen Wahnsinnes die Sache der Reformation selbst mit hineinzuziehen, — und auch die zweite von der entgegengesetzten Seite her drohende Gefahr, die Gefahr einer frühzeitigen Unterdrückung der noch nicht erstarkten Reformation durch die Kräfte des Kaisers war fünfundzwanzig Jahre lang abgewehrt worden durch die Ablenkung, welche die Thätigkeit des Kaisers durch die Kriege mit Frankreich wie mit den Türken und durch die Verwickelungen der kaiserlichen Interessen mit denen des päbstlichen Stuhles erfahren hatte. So war dem großen Reformator, wenn auch nicht der Kummer, den Religionskrieg nahen zu sehen, doch der Schmerz, dessen wirklichen Ausbruch zu erleben, erspart geblieben.

Als endlich der Kaiser einmal ganz freie Hand erhalten, da kam es zum Kriege, der von den Evangelischen gut geführt, der evangelischen Sache zum allgemeinen Siege in Deutschland hätte verhelfen müssen, der schlecht geführt, ihr den Untergang drohte. Und er wurde schlecht geführt, und er drohte ihr den Untergang. Nicht daß der siegreiche Kaiser sich zum Ziel gesetzt hätte, als Werkzeug des Papstes ganz nur den frühern Zustand wieder herzustellen, vielmehr war er eifrigst bemüht, die Abstellung einiger der schreiendsten Uebelstände und Mißbräuche herbeizuführen, und auch zu Gewährungen der Art, wie sie ein Jahrhundert früher den Hussiten schließlich nicht versagt worden waren, würde er gern die Hand geboten haben; aber so sehr die Reformation gefährdet gewesen, wenn sie sich zu dem Zuviel der Schwarm- und Rottengeister hätte hinreißen lassen, ebenso sehr war sie bedroht, wenn sie in falscher Versöhnlichkeit sich zu dem Zuwenig der gemäßigt katholischen Partei verstanden hätte. Freilich — mied man diese Gefahr, so verfiel man nach menschlicher Ansicht der andern, von außen doch gezwungen zu werden, — nach menschlicher Ansicht. Denn schon war gesorgt dafür, daß Hülfe und Rettung kommen sollte von einer Seite her, von der man sie am wenigsten erwartet hätte. Wie man auch über sein früheres Verhalten urtheilen möge, seine Verschuldung gegen die evangelische Sache hat Kur-

fürst Moritz gesühnt durch den Dienst, den er, allerdings nicht ohne zu einer anderen, neuen Verschuldung gegen den arglosen Kaiser genöthigt zu sein, der evangelischen Sache geleistet, indem er den überraschten Kaiser im Jahre 1552 zu den Gewährungen des Passauer Vertrags nöthigte, welche in einem Punkte über die bisherigen, nur zeitweiligen hinausgiengen. Auch jetzt blieb allerdings die Beilegung der Religionsbeschwerden durch einen in nächster Frist zu haltenden Reichstag vorbehalten, aber mit dem bedeutenden, wenigstens von des Kaisers Bruder Ferdinand anerkannten Zusatz, daß, wenn auch die dort vorzuschlagenden Mittel nicht zum Ziel führen sollten, der Friedensstand, nach welchem kein Theil den andern beschweren oder vergewaltigen solle, dennoch bleiben müsse bis zu endlicher Vergleichung.

Diesen Reichstag, der doch noch drei Jahre sich hinaus zögerte, zu erleben, war dem Kurfürst Moritz nicht beschieden; ihm war vergönnt, für seine Schuld an dem Kaiser, der ihm vertraut hatte, und für den Bund mit Heinrich II. von Frankreich zu büßen, indem er im Interesse der Ordnung und des Landfriedens als Held fiel in dem Kampfe gegen seinen früheren Bundesgenossen, den unruhigen Markgrafen Albrecht von Culmbach. Aber auch der Kaiser blieb dem endlich 1555 zu Augsburg zusammentretenden Reichstage absichtlich fern und ließ dem minder gebundenen Bruder Ferdinand freie Hand.

Der Kaiser, sagt Ranke treffend, hatte sich nun einmal von jeher als den Verfechter und Repräsentanten der großen kirchlichen Einheit betrachtet, von allen Forderungen aber, welche die Protestanten jemals aufgestellt, war die wichtigste, daß ihnen ein nicht mehr durch die Aussicht auf eine conciliare Beschlußnahme beschränkter, sondern ein unbedingter, immerwährender Friede bewilligt würde.

Ein immer noch bei schon beruhigteren Gemüthern schwieriges Werk! Vielfach wogte der Kampf, zum Theil unter sehr erschwerenden äußeren Formen, unentschieden hin und her, aber diesmal war doch die Einsicht größer als die Befangenheit, die Nachgiebigkeit größer als die Begehrlichkeit. Erreicht wurde protestantischer Seits, ge-

währt wurde katholischer Seits, was sich erreichen, was sich gewähren ließ.

Weder der Kaiser noch ein katholischer Reichsstand soll einen Stand des Reichs von wegen der Augsburger Confession mit der That gewaltigerweis überziehen, beschädigen, vergewaltigen, sondern bei solcher Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, auch bei Hab' und Gütern ruhiglich und friedlich bleiben lassen, und soll die streitige Religion nit anders denn durch christliche, freundliche, friedliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichen Verstand und Vergleichung gebracht werden.

Dagegen sollen die Stände, so der Augsburger Confession verwandt, den Kaiser und die der alten Religion anhängigen Reichsstände gleicher Gestalt bei ihrer Religion, auch ihrer Hab' und Gütern unbeschwert bleiben lassen.

Die Bekenner der reformirten Lehre wurden natürlich ausgeschlossen.

In den Staaten der Augsburger Confessionsverwandten soll die geistliche Jurisdiction der katholischen Geistlichen bis zu endlicher Vergleichung der Religion nicht exerciret, gebraucht oder geübt werden.

Die bis zum Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter nicht reichsunmittelbarer Besitzer sollen im Besitz der Augsburger Confessionsverwandten bleiben und das Kammergericht nicht etwa gegen diese einschreiten, vielmehr selbst zur Hälfte mit Bekennern der Augsburgischen Confession besetzt werden.

Doch hängt die Bestimmung über Lehre und Cultus nur von dem Landesherrn ab, den Unterthanen steht nur das Recht zu des freien Abzugs in das Gebiet ihres Glaubens, und nur wenn Ritterschaft, Städte oder Communen schon lange Zeit her der Augsburger Confession öffentlich anhängig gewesen, sollen sie auch in Zukunft für unvergewaltigt gelassen werden. In freien Reichsstädten endlich, in welchen beide Religionen eine Zeit lang in Gang und Gebrauch gewesen, sollen diese Einwohner geistlichen und weltlichen Standes ruhig bei und neben einander wohnen.

Nicht ohne mannichfaches Gegeneinanderwirken setzten sich die

angegebenen Bestimmungen durch, aber der Hauptkampf galt der Frage, ob katholische geistliche Würdenträger bei etwaigem Uebertritt zur Augsburgischen Confession in Besitz von Amt, Würde und Einkommen bleiben sollten oder nicht. Beide Parteien erkannten vollkommen das Gewicht dieser Frage. Nichts erwünschteres hätte den Protestanten zu Theil werden können, als dies Zugeständniß; denn schon neigte sich hier und da ein Bischof zu ihrer Lehre hin, mancher Uebertritt würde sehr bald erfolgt sein und ein Uebertritt den andern nachgezogen haben, wenn wie bei den weltlichen Fürsten kein Opfer damit verbunden gewesen wäre. Begreiflich also das Dringen auf diese Gewährung, aber auch begreiflich der Widerstand, für den sogar im Sinne des Protestantismus, wenn auch nicht zu dessen Vortheil, die Ansicht katholischer Seits geltend gemacht werden konnte, daß die Echtheit der Ueberzeugung von der neuen Lehre gerade in der Verzichtleistung auf irdische Güter sich bewähren könne und müsse. Hier gab auch Ferdinand nicht nach und hier, wenn wir billig urtheilen wollen, hier konnte er nicht nachgeben, hier gaben endlich die Augsburgischen Confessionsverwandten nach, um nicht, zu weit greifend, auch das wieder aufgeben zu müssen, was sie bereits gewonnen hatten. „Wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein Andrer geistlichen Standes von unsrer alten Religion abtreten würde, derselbige soll sein Erzbisthum, Bisthum, Prälatur und andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, jedoch seiner Ehren ohnnachtheilig, verlassen und die Capitel sollen dann von neuem eine Person, der alten Religion verwandt, wählen.“

Ein schweres Zugeständniß für die Protestanten, die sich doch trösten mochten an der Hauptfrucht des Schaffens und Treibens auf jenem Reichstage: „Wo die noch zu versuchende Vergleichung durch die Wege des Generalconciliums, National-Versammlung, Colloquien oder Reichshandlungen nicht erfolgen würde, soll alsdann nichts desto weniger dieser Friedstand in allen oberzählten Punkten und Articuln bei Kräften und bis zu endlicher Vergleichung der Religions- und Glaubenssachen bestehen und bleiben.“

Ueberblicken wir alle diese Bestimmungen, so ist allerdings das erste Gefühl sehr gemischter Art. Auch wer nicht geneigt ist, über der blendenden Vorstellung eines nicht erstrebten oder nicht erreichten Bessern den Werth eines erstrebten und erreichten Guten zu verkennen, auch der gemäßigt Gesinnte kann wohl unmuthig werden bei dem Gedanken, daß die Reformirten von diesem Frieden ausgeschlossen wurden, daß die Unterthanen in ihrem Bekenntniß so abhängig gemacht wurden von ihrem Landesherrn, daß sie genöthigt sein konnten, um ihres Glaubens willen der Heimath den Rücken zu kehren, und daß der Uebertritt eines geistlichen Fürsten zum Protestantismus der neuen Lehre keinen Vortheil, ihm selbst aber einen empfindlichen Verlust bringen sollte.

So wenig also war erreicht, kann man sagen, und wenn man der gemeinsamen Unduldsamkeit gegen die Reformirten gedenkt, möchte man hinzufügen: so wenig war auch nur erstrebt!

Anders bei genauerer Betrachtung. Mag man immerhin das Erreichte ein Weniges nennen, dies Wenige war doch ein Vieles und nicht mit Unrecht richtet sich heute unser Blick mit Dank auf jenen großen Tag zurück.

Raum und Boden war gewonnen für das Evangelium, beschränkter an Umfang, als man wünschen möchte, aber rechtlich fest und gesichert. Er konnte auch wieder angefochten werden und er ist auch wieder angefochten worden und hat erst nach jahrelangem Kampfe durch den Westphälischen Frieden wieder und für immer gesichert werden müssen, aber daß diese Anfechtung eine rechtswidrige war, schon dies war ein Gewinn, daß eine Gesinnung sich ruhig ausbilden und befestigen konnte, welche, wenn auch nicht ohne Hinzutritt ausländischer Hülfe, doch keineswegs bloß durch diese ausländische Hülfe den Kampf bestand, auch dies war ein Gewinn; daß etwas rechtlich festgestellt war, was man wohl ungeschehen zu machen wünschen und sich bemühen konnte, was sich aber doch nicht ungeschehen machen ließ und worauf man schließlich wieder zurückkommen mußte, um dann auch die Reformirten daran Theil nehmen zu lassen, auch das war ein Gewinn.

Grund genug zu dankbarer Empfindung, wenn wir auch gar noch nicht uns bestimmter zum Bewußtsein bringen, welche große Möglichkeit in jener freilich nicht glänzenden Wirklichkeit gegeben war!

Die ungehinderte Wirksamkeit des neu eröffneten Evangeliums, der theuren Bibelübersetzung des wahrhaften Gottesmannes Dr. Martin Luther, die ungehinderte Wirksamkeit derselben in einem doch großen Theile deutschen Landes! Luther's Bibelübersetzung, das Palladium der Reformation, war gerettet, sie konnte wirken und sie hat gewirkt.

Hat gewirkt wie kein zweites Buch!

Gedenken wir zunächst der Wirkungen auf die geistige Bildung und auf das, worauf alle Bildung beruht, auf die Sprache. Hier ist es nur das Allermäßigste, was sich sagen läßt, wenn J. Grimm erklärt: „Luthers Verdeutschung der Bibel, die bei uns mit jedem Menschenalter köstlicher und zum heiligen Kirchenstil wird, hat dem Hochdeutschen männliche Haltung und Kraft gegeben.“ Vielmehr gäbe es ohne Luther's Verdeutschung der Bibel gar kein Hochdeutsch, d. h. keine allerdings auch aus Volksdialekten entwickelte, aber doch zugleich über den Volksdialekten schwebende national-deutsche Sprache. Nur ein Werk von diesem tiefsten Interesse für die Hälfte der Nation und gerade für die von dem höheren und reineren religiösen Geiste ergriffene Hälfte der Nation und nur ein Werk, das aus einer so unbedingten Hingabe eines sprachgewaltigen Mannes an das Wort Gottes entsprungen war, nur ein solches Werk vermochte der Zerfahrenheit der Sprache in die Menge der Provinzialdialekte zu steuern und ein Allgemeingültiges festzustellen, welches in stillwachsender Verbreitung seiner Einwirkung und Herrschaft allmählich selbst die sich sträubenden, katholischen deutschen Stämme für sich gewann und ein Band für die ganze Nation geworden ist.

Und unsere Literatur, das Zweite, was die vielfach getrennten deutschen Stämme dennoch zu einem Ganzen verbindet, wie ist sie doch theils aus der lutherischen Bibel unmittelbar herausgewachsen, theils wenigstens steht sie in einem oft den Meistern selbst nicht bewußten Zusammenhange mit derselben, so daß der tiefer Blickende

unter den vielfachen anderweitigen Anregungen und Einflüssen, auch des Alterthums, immer noch ein feines Geäder voll biblischen Nahrungssaftes gar wohl zu entdecken vermag und daß in den ideenreichsten und ideentiefsten und ideenreifsten Schöpfungen unserer großen Dichter und Weisen sich dem aufrichtig Forschenden die stille Fortwirkung irgend einer aus der unendlichen Fülle bedeutungsschwerer biblischer Anschauungen enthüllt.

Doch wenn man nur dies in's Auge faßt, so könnte es den Anschein gewinnen, als sei die Bibel ein Buch etwa wie die Platonischen Schriften, welche ja auch voll Tiefsinns und voll erhabenen Schwunges in den verschiedensten Zeiten mächtig gewirkt und ein höheres Leben entzündet haben; es könnte den Anschein gewinnen, als sei die Bibel nur geeignet und nur bestimmt, bevorzugte Geister in einem edlen Streben reichlichst zu nähren und zu fördern, aber zugleich der großen Menge der Armen an Geist noch viel ferner zu rücken.

Und doch gäbe es keine größere, keine ärgere Verkennung! Mögen immerhin der biblischen Stellen viele sein, in welchen schon das bloße Verständniß der Worte und ihrer Fügung dem nicht wissenschaftlich Gebildeten kaum zu überwindende Schwierigkeiten darbietet, und mögen immerhin der biblischen Stellen nicht wenige sein, welche immerfort von den Gelehrtesten und Scharfsinnigsten verschieden sind ausgelegt worden und immerfort verschieden werden ausgelegt werden, — wie verschwinden sie doch gegen die unendliche Ueberzahl der auch für die schlichteste Bildung vollkommen zugänglichen Stellen, wie viel Licht strahlt von diesen aus auch über die dunkleren und dunkelsten, so daß diese Dunkelheiten nicht beunruhigend und verwirrend wirken, sondern nur zu anhaltenderer Beschäftigung locken und zu liebevollerer und andächtigerer Vertiefung!

Und war denn nicht durch den Religionsfrieden außer dem Fortbestand der lutherischen Bibelübersetzung auch der Fortbestand ihrer Auslegung und Verkündigung in Schule und Kirche gesichert? war denn nicht der Kern des evangelischen Glaubens für die Jugend und für die Erwachsenen sinnvoll zusammengefaßt im Katechismus und in der Confession, welche durch jenen Frieden in

weiten Landen einer ungestörten Existenz sich erfreuten? und konnten nicht fortan die evangelischen Gemeinden in dem vereinfachten und von bloßem Beiwerk gereinigten Gottesdienst eine wahre und reine Erbauung finden, ohne durch die Besorgniß immerfort gestört zu werden, ob wohl dies Glück von Bestand sein werde?

Das geängstigte Gewissen war es gewesen, das unwiderstehlich nach Entlastung drängend zur Reformation geführt hatte, und dies geängstigte Gewissen fand nun nicht trügerische Beschwichtigung, sondern wahrhafte Beruhigung. Der große Gedanke der göttlichen Gnade, der nun allbeherrschend sich geltend machte, führte nicht, wie man wohl manchmal in nicht unverschuldetem Mißverständniß gesagt hat, zu gänzlicher Verwerfung guter Werke, sondern zu einer Läuterung dieses Begriffs und zu ihrer Einordnung an der rechten Stelle christlicher Lehre; denn mit paulinischer Tiefe erkannte Luther, daß die guten Werke, in den Vordergrund gestellt, immer noch das Verhältniß des Menschen zu Gott zu einem bloßen Rechtsverhältniß machten, in welchem doch der Mensch vor seinem Richter nicht zu bestehen vermöge, daß erst die Voranstellung des Glaubens an die uns durch die Liebe Gottes gewordene Gnade ein Kindschaftsverhältniß begründe, aus welchem wahrhaft gute Werke mit innerer Nothwendigkeit fließen, also daß fortan freudige Erhebung möglich war ohne alle Ueberhebung, Unverzagtheit in aller Gefahr, Trost in allen Leiden und Hoffnung für Zeit und Ewigkeit.

Und welche Gestaltung war nicht angebahnt durch das wieder entdeckte und eröffnete Evangelium für die Verhältnisse des Zusammenlebens! Kein gedeihliches Staatsleben ohne ein gesundes Familienleben und ohne eine ehrenhafte Betreibung der verschiedenen Berufszweige. Und gerade dafür wie unvergleichlich hat der mit dem echtesten Familiensinn begabte, der den unteren Schichten des Volks entstiegene und mit seinem Thun und Treiben und mit dem, was ihm frommte, wohlvertraute Reformator Martin Luther gewirkt, im deutschesten Sinne zugleich und im christlichsten, so daß er mit Recht bezeichnet worden ist als der Patriarch der

strengen, mit Andacht durchdrungenen Zucht und Sitte des norddeutschen Hauswesens.

Dagegen halte man die Bilder sittlicher Auflösung, wie sie uns in den satirischen Schriften vor der Reformation in schreckenerregender Menge und Mannichfaltigkeit begegnen, dagegen halte man die rührende Klage Luther's über die klägliche, elende Noth, so er neulich erfahren hatte, da er Theil nahm an der Kirchenvisitation: „Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherrn fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren," — und des Segens gedenke man, der dem Erziehungswerk auch der untersten Stände durch Luther's Wirken zu Theil wurde, und des Aufschwungs gedenke man, den durch Luther und durch seinen großen Freund und Genossen Melanchthon, den praeceptor Germaniae, auch das gelehrte Schulwesen und die Bekanntschaft mit dem Alterthum nahm, — dann wird man sich gedrungen fühlen, das Augsburgische Friedenswerk zu begrüßen als einen leuchtenden Stern in der Geschichte unserer Nation.

Aber freilich sammelten sich nur zu bald durch die Schuld der Menschen, welche voll gehässigen Eifers jene Segnung nicht begriffen und nicht wollten still und geräuschlos fortwirken lassen, nur zu bald sammelten sich Wolken und zogen sich immer dichter zusammen und verhüllten jenen leuchtenden Stern in ein immer nächtlicheres Dunkel, bis sie in zerschmetternden Schlägen sich entluden, weite blühende Strecken in grauenhafte Oede verwandelnd.

Aber soll der Friede die Schuld tragen, daß er späterhin gebrochen worden? und hat je ein Friede, wenn auch auf ewige Zeiten geschlossen, ewigen Bestand gehabt, ja hat je ein Friede, bei so streitenden Interessen auch nur so lange Bestand gehabt, als dieser Augsburger, der sich doch zwei Menschenalter erhielt? und hat er nicht, wenn er sich auch nicht unangefochten und unübertreten behauptete, hat er nicht sich doch wieder hergestellt, ja seine Segnungen dann auch auf die reformirte Kirche ausgedehnt?

Danken wir vielmehr den Männern, die ihn abschlossen,

und danken wir dem Herrn der Herren, der ihre Herzen lenkte, also daß sie ein Vorbild abgaben einer Versöhnlichkeit, die zuletzt doch immer wieder die Oberhand behalten mußte — und auch in Zukunft immer wieder die Oberhand behalten wird.

Denn allerdings gemahnen uns nur zu viele Erscheinungen der Gegenwart nicht an jene Zeit der Annäherung der Gemüther, sondern an die vorangegangene und später wieder hervorgetretene Zeit der Entfremdung, der Spannung, des Haders und wilden Streites, und der Sinn möchte uns trübe und das Herz möchte uns bange werden, wenn mit überscharfsichtigem Auge alles Trennende aufgesucht und mit umdüstertem Blick alles Einigende verkannt wird.

Aber verzagen wir nicht! Auch die besseren Zeiten kehren wieder, nicht bloß die schlimmeren, und die Wiederkehr der besseren bringt nicht bloß das Gute wieder, sondern gibt ihm auch eine erweiterte Ausdehnung, und vielleicht werden wir noch gewürdigt es zu erleben, daß die Zwietracht nicht bloß durch die Macht des Staatsgesetzes gebändigt und in den Schranken gehalten wird, sondern eine innerliche Lösung in den zur Besinnung zurückkehrenden Gemüthern findet, vielleicht werden wir noch gewürdigt zu erleben, daß eine Inschrift möglich wird, wie sie ein Passauer Domherr Graf Jos. Starhemberg im Jahre 1790 dem Passauer Vertrage widmete, indem er auf das Eingangsthor des Gebäudes, in welchem dieser Vertrag, der Vorläufer des Augsburger Friedens, geschlossen wurde, die Worte eingraben ließ: „Diese Inschrift sei jedem, der sie lieset, ehrwürdig. Denn hier wurde von den ersten Fürsten Deutschlands und ihren Abgeordneten der Passauer Vertrag behandelt und geschlossen, der die Fackel des damals wüthenden Religionskriegs erstickte und den ersten Grundstein zur christlichen Religionsduldung legte."

Aber wie dürften wir hoffen, solcher Gnade gewürdigt zu werden, wenn wir nicht auch uns ihrer würdig machen? und wie könnten wir uns anders ihrer würdig machen, als indem wir uns mit ganzer Seele dem Evangelium hingeben, in ihm fleißig und eifrig und aufrichtig forschen, den Geist der Wahrheit, der

Friedfertigkeit und der Liebe in uns einziehen lassen und so uns rüsten, mit den Waffen des Friedens auch die widerstrebenden Gemüther zu sänftigen uud zu überwinden? Hat doch das Evangelium schon oftmals Herzen sich unterworfen, die ihm viel ferner zu stehen schienen, sind doch manchmal die gleichgültigsten Seelen, ja die heftigsten und verblendetsten Bekämpfer zu seinen gläubigsten und tiefsinnigsten Verfechtern geworden! Die Wege des Herrn sind nicht der Menschen Wege, ja selbst die Irrwege der Menschen müssen endlich unter der Lenkung Gottes zu dem Ziele führen, welches dem Menschengeschlechte gesetzt ist und zu dessen Herbeiführung durch seine Gnade und durch seinen Geist mitzuwirken auch dieser Anstalt vergönnt sein möge, zu der Erbauung des Reichs, in welchem eine Heerde ist und ein Hirt, Jesus Christus. Amen!

Ueber Chamisso
und einige seiner Gedichte.

Einer unserer edelsten Dichter, außer Heinrich Heine wohl unser interessantester ist Adalbert von Chamisso. Schon daß er, Franzose von Geburt, Deutscher durch Schicksal und eigene Wahl, so sehr Franzose und so sehr Deutscher ist, gibt ihm eine ganz eigenthümliche Stellung und Bedeutung. Dazu die mannichfachen und so contrastirenden Lebensgeschicke des eben so ehrwürdigen als liebenswürdigen Mannes, — Geschicke, die sich auch in seinen poetischen Leistungen, wenn auch guten Theils mehr mittelbar in dem Niederschlag von Gedanken und Empfindungen, der sich aus jenen Geschicken in ihm abgesetzt, als unmittelbar in deren faktischer Darlegung wiederspiegeln, — wie viel Pikantes müssen sie ihm für den Genußmenschen, wie viel wehmüthig Anziehendes müssen sie ihm für den Menschen von tieferer und zarterer Empfindung, von ernsterem und sammlungsvollerem Denken verleihen! Heimathlos, — langsam und mit Mühe (ja wahrlich die liebe deutsche Sprache ergibt sich dem Werben des Fremden nur gar zu schwer!) sich in das geistige, zweite Vaterland einbürgernd, — kriegsmuthig zum Frieden seinem natürlichen Vaterlande gegenüber verpflichtet, — Weltumsegler, — endlich ruhiger Siedler im botanischen Garten der großen norddeutschen Hauptstadt, — welche scharfen, das tiefste Gemüth aufregenden Contraste! Und doch sind diese mit dem Gesagten noch keineswegs erschöpft. War doch unser ruhiger, anspruchsloser Mitbürger selbst König einer kleinen Insel im stillen Ocean, gleich als ob es nun einmal bei einem geistbegabten Franzosen in dem revolutionären ersten Viertel unseres

Jahrhunderts nicht wohl ohne ein kleines Königreich abgegangen wäre. Auch bekommen selbst diejenigen Geschicke, welche er mit andern Zeitgenossen gleichen Alters und gleicher Lebensdauer theilt, die Fügung, Zeitgenosse einer Revolution, einer Erorberergröße, eines gewaltigen Befreiungskampfes, einer stagnirenden und reagirenden Friedenszeit, einer neuen, mächtig aufregenden Revolution zu sein, — — es bekommt auch dieses Gewöhnlichere bei ihm durch den ursprünglichen Dualismus seiner nationalen Lebensstellung einen eigenthümlich scharfen Beigeschmack. Was will es da noch sagen, daß er auch eine Zeit lang Soldat und als solcher ehrenhaft und unglücklich gewesen, daß er, zwar spät, aber doch endlich noch Gatte und Familienvater geworden, daß er in früheren Jahren Dichter, nachdem er so lange mit Dichten inne- oder zurückgehalten, daß die meisten der Zeitgenossen ihn gar nicht als Dichter kannten, endlich auf einmal wieder in blanker, wohlanstehender Rüstung den dichterischen Schauplatz betritt! Ja, gerüstet trat er auf, — selbst dies gehört mit zu dem Eigenen seiner poetischen Erscheinung — gerüstet noch in einem volleren und inhaltsreicheren Sinne als dies von unseren politischen Dichtern κατ᾽ ἐξοχήν und so zu sagen von Profession gilt. Allerdings zeigt sich das Gerüstete, Kriegerische in seinem Wesen in nicht wenigen rein politischen Gedichten, ja er ist, die Dichter des Freiheitskrieges und außerdem Uhland abgerechnet, wohl der Zeit nach der Erste und dem Werthe nach nicht der Letzte, ja vielleicht mit Uhland der haltungsvollste, besonnenste unserer politischen Dichter. Aber daneben darf bei ihm, des steten Kampfes nicht zu gedenken, in dem er wenn auch ruhmvoll mit der Sprache und mit den Schwierigkeiten der metrischen Form liegt, noch in einem andern Sinne die Rede sein. Wenn sonst Dichter, die nicht in erster Reihe zählen, es lieben, sich auf Rosen zu betten, in der edlen Gottesgabe süßen Weines sich zu berauschen, ja wohl gar auf den Lippen der Geliebten einen noch süßeren Nektar zu suchen, — und wir wollen um's Himmelswillen nicht unsere Dichter von diesen anmuthigen Friedensgenüssen mit Gewalt in das Gewirr der Politik hineinzerren, — so wurde Chamisso frühzeitig in andere Lebensanschauungen

hineinversetzt und darum ungesucht, wenn auch nicht unbewußt und nicht unabsichtlich, an die Verarbeitung anderer Lebenselemente gewiesen, ja gebannt. Noth und Elend des Lebens, die physische wie die schlimmere, leicht jedoch nicht nothwendig mit jener sich verbindende, moralische Verkommenheit drängen sich ihm auf, die Herbheit des Weltlaufes tritt ihm entgegen. Und dies nur um so mehr, weil er gerade eine große Weichheit und Zartheit des Gemüthes besitzt, diese Weichheit aber ihn natürlich nur um so verwundbarer und verletzbarer macht. Zudem ist er von Natur wie durch sein Geschick zum Nachsinnen über die moralischen Erscheinungen der Welt geneigt. Was Wunder also, wenn er uns oft mit einer gewissen Vorliebe Situationen vorführt, deren Anblick wir uns lieber erspart sähen? Aber Chamisso ist bei all dieser Weichheit, die manchmal zu einer tragischen Sentimentalität im großartigen Sinne des Wortes wird, doch nichts weniger als ein lamentabler, larmoyanter Dichter. Vielmehr — hier zeigt sich eben recht die adeliche Kampfrüstigkeit seines Wesens — wenn er nichts weniger als der herben Endlichkeit des Lebens und gerade unseres Lebens aus dem Wege geht, wenn er es vielmehr liebt, den Weltlauf mit scharfen, selbst ungemildert grellen Zügen darzustellen, wenn der auf Reflexion gehende Zug seines Wesens leicht dabei eine gewisse Schärfe und Bitterkeit annimmt, so verliert er sich doch nicht darin, — geht nicht darin auf; vermag er es auch nicht immer, was freilich das Beste wäre, zu überwinden, so setzt er sich doch zur Wehre: kurz ein kriegerischer Zug geht bei ihm durch. Oft freilich liegt diese Gegenwehr des männlichen Charakters nicht sowohl in einer idealeren Haltung, einem Aetherflug des über die Endlichkeit hinaus sich schwingenden Genius, wiewohl es auch an Gedichten nicht fehlt, die einen solchen Proceß der innern Erhebung darstellen, noch weniger an solchen, welche von vornherein in freundlicheren Lebensgestaltungen weilen, — oft liegt vielmehr jenes energische Widerstreben, jenes Kopf-oben-halten nur in der poetischen Technik, den poetischen Ton hierunter mit verstanden. Selbst die kecke Grellheit vieler seiner Dichtungen, welche oft durch eine dramatisirende Behandlung gesteigert wird, ist nicht bloß ein Beweis von der Ueber-

macht der leidigen Erscheinung über Geist und Gemüth des Dichters, vielmehr nicht minder ein Beweis muthigen, ja trotzigen und ingrimmigen Widerstandes. „Ja ich kenne Dich gar wohl, Du schranken-, kummer- und elendsvolles Leben, — scheint er sagen zu wollen — aber schrecken sollst Du mich nicht, so schwer Dein Anblick mich verletzen mag; fest und sicher will ich Dir in's Auge sehen, daß ich Dich zeichnen kann zur Warnung, zur Mahnung, zur Besserung.“ Aber am meisten und ganz unzweideutig und entschieden gibt sich jene Wahrhaftigkeit kund in der ironischen Behandlung, welche bei Chamisso nicht selten gerade die herbsten Stoffe erfahren haben. Ein solches poetisches Schaffen kann nun freilich denen, welche in der Poesie stets und überall nur die Poesie suchen, oft nicht anders als lästig und verdrießlich, ja widerwärtig sein, und wir sind weit entfernt, dies unbedingt tadeln zu wollen, vielmehr ist gar sehr zu wünschen, daß die echte Keuschheit des poetischen Sinnes, die durch ganz andere Dinge beleidigt wird als durch eine naturwahre Behandlung des Erotischen, sich wieder mehr rege und kräftiger behaupte gegen die prätensionsvolle Tendenzjägerei. Aber daß diese Keuschheit nur nicht zur Ungerechtigkeit gegen so gediegene und edle Dichterpersönlichkeiten wie Chamisso führe! Mag man ihm doch Absichtlichkeit und Berechnung in dem Aufsuchen schlagender Effekte zum Vorwurf machen, mag man sich zurückgestoßen fühlen da, wo die Schärfe seiner Reflexion sich auf die Schwäche, die Gemeinheit, ja das Böse in der Menschenwelt fixirt, mag man kopfschüttelnd auf den Widerspruch hindeuten, der sich in der öfter wiederkehrenden eigenthümlichen Verbindung des reflectirenden, unvolksmäßigen Elementes mit dem Volksmäßigen in Ton und Form merkwürdig ausprägt, — nur vergesse man nicht, daß all diese Absichtlichkeit hier doch eine — ich muß dieser paradoxen Dichternatur gegenüber den paradoxen Ausdruck schon wagen — daß sie eine unabsichtliche ist, daß dieses berechnungsvolle Gemüthstreiben hier eine Naturnothwendigkeit ist und daß diese grellfarbigen, stark, oft selbst betäubend gewürzten Blumen dem Boden einer durch und durch edlen, einer wahrhaft adelichen Menschenseele entsprossen sind, so daß eben deshalb dieser Dichter, wenn auch über-

wiegend und im eminenten Sinne interessant, doch mehr als bloß interessant, daß er geist-, gemüth- und charaktervoll ist. Wem dies aber aus den einer Mißbilligung leicht ausgesetzten Gedichten nicht entgegentreten sollte, nun den wollen wir endlich auf die zahlreichen, freilich weniger gekannten und beachteten, hier bis jetzt mit Absicht noch nicht berührten Gedichte hinweisen, in welchen sich die friedlichste und freundlichste Liebenswürdigkeit des Gemüthes in der entsprechendsten, rührendsten und ergreifendsten Weise kund gibt. Aber treten wir mit diesem Zugeständniß nicht in Widerspruch mit der früheren Charakteristik? Wahrhaftigkeit und Friedlichkeit, wie reimt sich das zusammen? Nun, ich denke, es besteht wohl noch neben einander. Gerade die rechte Kriegsmannsseele, welche trotzig, ja verbissen mit der Noth und Plage des Lebens, des eigenen wie des mitempfundenen fremden, draußen sich herumschlägt, sie will auch einmal im friedlichen Raume des eigenen Heerdes ausruhen und sich an Bildern häuslichen Glückes und mit schmerzlicher, aber gedämpfter oder vielmehr verklärter Freude auch an denen der häuslichen Sorge erquicken oder erheben und erbauen.

Und auch noch einer, aber auch nur scheinbaren Ansicht, die sich nach dem hier Gesagten bilden könnte, haben wir entgegenzutreten. Dieser merkwürdige Dichter — steht er nicht ganz isolirt in unserer Literatur, muß er nicht isolirt stehen? Wo könnte es hier verknüpfende Fäden geben, die ihn mit dem Ganzen unserer Literaturbewegung in Verbindung setzen? Hat er nicht ganz und gar nur die Bedeutung oder, wie man jetzt lieber hört, die Mission, als ein exotischer Sonderling in unserer Literatur, die freilich selber ein rechter Sonderling en gros ist, dazustehn? — O nein! Er, der Fremdling, ist doch ganz einer der Unseren, er ist verflochten in unsere Geistesbewegung, mehr als viele der heimischen Dichter, die sich mehr das Ansehen geben deutsch zu sein, als sie es wirklich in einem bedeutenderen und rühmlicheren Sinne des Wortes wären. Mannichfache Fäden verbinden ihn mit Vergangenheit, Gegenwart und mit der Zukunft, die nun bereits Gegenwart geworden. Welcher besonnenere und kundigere Leser fühlte sich bei

seiner huldigenden Anerkennung des Familienlebens wie bei seinem politischen Pathos nicht an Schiller, wer bei seiner Herzenstheilnahme an den socialen Leiden nicht an Göthe erinnert? Und wer könnte verkennen, welch lebendig fortwirkendes Ferment er, wenn auch jetzt nicht viel mehr gelesen, für die Lyrik der Jahre seit 1830 gewesen? Möchte nur immer diese Lyrik, wenn sie absichtlich ist, auch nur so aus innerster Nothwendigkeit heraus absichtlich sein, und möchte diese innerste Nothwendigkeit auch immer so ganz nur der tiefsten Sittlichkeit entspringen!

Könnten diese rasch hingeworfenen Bemerkungen dazu beitragen, daß die, so weit meine Beobachtungen reichen, ziemlich zusammengeschmolzene Zahl der Leser dieses Dichters sich wieder mehre, so hätte ich darin nur eine Pflicht der Pietät gegen einen Dichter abgetragen, gegen den ich die Liebe und Verehrung empfinde, die man gewöhnlich nur persönlich bekannten und befreundeten Personen zu widmen pflegt. Aber ich darf denn wohl auch noch auf ein weiteres Gehör hoffen, wenn ich auf einige seiner am meisten charakteristischen Gedichte etwas näher eingehe. Ich beschränke mich aber auf die in Echtermeyer's Auswahl enthaltenen, um zugleich etwas für die Erklärung dieses Buches in den Schulen beizusteuern. Ein ganz vollständiges Bild vom Charakter des Dichters geben jene Gedichte zwar nicht, — dazu wären noch andere erforderlich, welche die Rücksicht theils auf die Raumbeschränkung, theils auf den pädagogischen Zweck jener Sammlung aufzunehmen nicht gestatten wollte, — indeß fehlt auch nicht viel zur Vollständigkeit: unähnlich und untreu wenigstens wird das Bild darnach nicht ausfallen.

Beginnen wir mit einigen Gedichten, in welchen sich die scharfe Eigenthümlichkeit des Deutschfranzosen recht prägnant ausspricht.

1) Die Sonne bringt es an den Tag. — Ein Verbrechen wird hier, wiewohl Niemand davon weiß als der Thäter,

nachdem dieser selbst es fast vergessen, entdeckt durch eine scheinbare Zufälligkeit, in der That aber dadurch, daß durch dieselbe, indem nämlich die Sonne, die vom Ermordeten zur Entdeckung aufgerufen worden ist, gerade so, wie bei der That selbst, scheint, ihm dadurch das Gewissen so gerührt wird, daß er halb widerwillig unter dem Siegel der Verschwiegenheit seiner Frau die That gesteht. Die Parallele mit Schiller's Kranichen des Ibykus bietet sich von selbst dar. Schwerlich hätte ein Anderer als Chamisso diesen Stoff zur Bearbeitung gewählt. Die obenbemerkte dramatisch-ironische und hierdurch pikante Behandlung, wodurch allerdings das Gedicht sehr viel Lebendigkeit und Wirklichkeit erhält, fällt hier sehr entschieden in die Augen. Die Unruhe des Gewissens, das vergebliche Sträuben gegen das Wühlen desselben im Innern und andererseits die unbezwingliche Neugier, die List und Verschlagenheit in der Nachforschung sowie das Unvermögen, das Erforschte für sich zu behalten, dieser Gegensatz der gemeinen männlichen und der gemeinen weiblichen Natur ist meisterhaft gezeichnet. Die eindringende psychologische Kenntniß des Dichters zeigt sich in jedem Zuge, namentlich auch in der Consequenz in dem Thun des Weibes. Sie hat alle ihre Künste in Bewegung gesetzt, das Geheimniß herauszubekommen. Kein ahnungsvolles Grauen hat sie von diesen Bemühungen zurückgeschreckt; nun sie es weiß, drückt es sie, ohne daß doch das Entsetzen in ihr einen Kampf zwischen der Pflicht gegen die Obrigkeit und der gegen den Mann hervorriefe und auch ohne daß sie, was einer edleren Natur nahe läge, Hülfe für ihr bedrängtes Innere bei einem sittlichen Rathgeber suchte. Vielmehr sucht sie Erleichterung, indem sie es thörichter Weise unter dem Siegel der Verschwiegenheit, auf die sie natürlich nicht rechnen durfte, ausplaudert. Dies Ausplaudern stimmt vortrefflich zu dem früheren, neugierigen Forschen. Eine gleiche Wahrheit der Charakteristik findet sich im Meister Nikolas. Die Rohheit und Verwilderung des sittlichen Gefühls, welche im Morde selbst sich kund gibt, das lange Schweigen des Gewissens und das Verhalten, als dieses endlich aufgeregt wird, der hartnäckige Trotz gegen Mahnung, alles dies ist ganz vortrefflich ge-

zeichnet. Aber das Dramatische in der Behandlung setzt sich auch fort bis ins Einzelnste hinein. Auch der Hergang beim Morde selbst wird durch Erzählung der Rede und Gegenrede auf das Lebhafteste vergegenwärtigt und diese dramatische Vergegenwärtigung des Vergangenen ist ganz der effectvollen Weise ungebildeter Naturen gemäß. Eben so ist für Chamisso's Weise das Hin- und -wieder der Rede und Gegenrede des Mannes und der Frau sehr charakteristisch, so wie nicht minder die Anwendung des Refrains. Hierüber noch eine nähere Bemerkung. Der Refrain spielt häufig in volksmäßigen neueren Gedichten eine große Rolle. Man kann dabei zwei Formen unterscheiden. Die eine ist die, wo ganz dieselben Worte am Schlusse jeder Strophe wiederkehren als die eigentliche Hauptpointe und Hauptsumme des Sinnes des Ganzen. Die zweite Form ist die, wo sie mit Veränderung wiederkehren. So ist er gleichsam ein chorartig ausgesprochener Gedanke, der bei aller Verschiedenartigkeit der in den verschiedenen Strophen dargestellten Begebenheiten und Empfindungen unverrückt oder wenigstens nur mit unwesentlichen Veränderungen derselbe bleibt. Namentlich bei geselligen Liedern finden wir ihn oft als Wiederholung des Hauptthemas angewendet. Eine eigenthümliche Anwendung aber zeigt sich in unserm Gedicht und zwar in zwiefacher Hinsicht, erstens indem er nicht außerhalb des eigentlichen Gedichtes nur als Worte eines Chors steht, sondern in dasselbe hineingestellt ist, und zweitens — was damit zusammenhängt — indem er bis zum directen Gegensatz des Gedankens variirt ist. Die Wirkung desselben ist demohngeachtet eine ähnliche. Das Interesse wird dadurch immerfort hingelenkt auf die Entdeckung des Verbrechens durch die Sonne und doch zugleich, indem diese Möglichkeit bald bejaht, bald in Abrede gestellt wird, die dramatische Spannung auch immerfort am Schluß der Strophen von neuem rege erhalten und gesteigert. Wie wirksam diese Einschärfung ist, sieht man am Besten, wenn man einmal, wo denn freilich hie und da im Vorhergehenden Veränderungen nöthig würden, den Refrain sich durchweg weggelassen denkt, womit denn zugleich die kräftige Färbung des Ganzen erblaßt. — Der dramatische Ton und Effekt gibt sich außerdem

noch kund in manchen Einzelheiten, wovon wir nur Einiges anführen, was aber alles zur Charakteristik der Rohheit zugleich und der nicht zu überwältigenden Gewissensregung dient. „Da traf es mich einst gar sonderbar," „war hungrig und durstig und zornig dazu." „Da kam ein Jud mir just in die Quer" — der Jude schien dem roheren Sinn früherer Zeit weniger Mensch, daher die Anrede: „Du, Hund!" — „Es war ein alter, schwacher Mann" — daher also ein Schlag eine Wirkung hatte, die nicht gerade beabsichtigt war, was freilich in der That das Verbrechen nicht mildert, da in seinem Alter und seiner Schwäche vielmehr ein Grund zu größerer Schonung lag — alles dies malt vortrefflich das vergebliche Bemühen, mit dieser mildernden Erzählungsform sich selber zu beschwichtigen, sowie die Furcht und Ahnung der Entdeckung sich gerade in dem wiederholten Versuch, sich damit zu trösten, daß die Sonne es nicht an den Tag bringen werde, höchst wahr ausspricht. So ist es ferner charakteristisch, daß der Mörder die That selbst überspringt und nur in ihrem Erfolge darstellt, bei dem er aber unwillkürlich ausmalend verweilen muß. So drückt sich ferner noch das böse Gewissen sehr bezeichnend aus in der Wahl der Worte: „Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm;" gleich als ob mit der Vermeidung des Wortes Mord auch das Verbrecherische der That sich verwischte, und die Rohheit und der Stumpfsinn spricht sich ferner aus in den gemeinen Ausdrücken: „Du weißt nun meine Heimlichkeit, so halte den Mund und sei gescheidt;" ferner: „wie sie sich müht und sich erbost." — In scharfem Contrast mit der übrigens bei aller trotzigen Zuversicht doch unsichern Hoffnung auf Nichtentdeckung steht es, wenn wiederholt die Entdeckung theils durch den Erzähler, theils durch den Ermordeten vorherverkündigt wird. Jener thut dies bei den einzelnen Stadien, welche die Entdeckung durchläuft, dem ahnungsvollen Scheine der Sonne, dem Verrathen des Geheimnisses an die Frau, sowie durch diese, welche bei ihrem Ausplaudern doch der Sorge sich nicht erwehren kann, an die Gevatterin, und endlich als Schlußwort nach der Entdeckung und Bestrafung, als ernste Bestätigung der anfänglichen Verkündigung, als Erfüllung

der Prophezeiung des Ermordeten. Nicht nur den gehofften Gewinn hat der Mörder nicht davongetragen, wie es ihm ja auch gleich vorhergesagt worden war, sondern auch die Rache trifft ihn noch, wenn auch spät.

In Bezug auf das Metrum ist nur aufmerksam zu machen darauf, daß der Refrain nicht schicklich mit der übrigen Strophe in Reimverschlingung verbunden sein kann, eben weil er sich scharf von dem übrigen Connex der Rede als hervorstechende Pointe abgesondert, und daß er also, wenn er bloß aus einer Zeile besteht, (denn aus zwei Zeilen bestehend kann er in sich gereimt sein) reimlos ausgeht, wenn man nicht lieber in diesem Falle sagen will, daß die Schlußverse aller Strophen mit demselben Worte aufeinander reimen. Dann allerdings ist der Refrain, wie er einerseits in seiner Strophe isolirt dasteht, so andererseits ein allgemeines Band aller Strophen.

2) Die Kreuzschau. Als Grundgedanke springt gleich in die Augen der Satz: daß der Herr Niemanden über Vermögen versucht. Dramatisch kann die Behandlung hier nicht sein wegen des stillen, gesammelten Tones, den jener Gedanke, wenn er in diesem Stoffe dargestellt werden sollte, erfordert. Auch haben wir ja nur eine Person vor uns. An Ironie fehlt es aber nicht; jedoch ist diese hier leise und mild, wie sie in einem mitleidigen höheren Wesen über den armen, beschränkten, kurzsichtigen Menschen sich regen könnte. Der Kreuzträger weigert sich nicht, wie es ja die Endlichkeit mit sich bringe, sein Kreuz zu tragen. Er erkennt Noth und Leiden an als untrennbar von der Natur endlicher Wesen; nur sein, wie er mit kinderhaftem Sinne meint, zu hartes Loos, wünscht er sich milder und kömmt doch zu seiner Beschämung, als ihm die Wahl zwischen vielen Kreuzen gelassen wird, nach mancherlei Versuchen, da keins für ihn passen will, zu seiner Ueberraschung unvermerkt zu seinem eigenen, als dem nach Kraft und Maß ihm paßlichen und gerechten, wenn auch nicht leichten zurück. So würden wir alle in gleichem Falle zu der Einsicht gelangen, daß unser Murren gegen Gottes Fügung kinderhaft ungerecht ist.

3) Der Szekler Landtag. Sehr entschieden tritt das ironische Element heraus in dem Gedicht: „Der Szekler Landtag“ und zugleich liegt darin ein bisher noch nicht erwähntes Element, das in vielen Gedichten Chamisso's wiederkehrt, nämlich das politische. Allgemein erfaßt, wird darin in sehr ergötzlicher Weise das Philisterthum in Behandlung allgemeiner bürgerlichen Interessen geschildert und damit ein überaus treues Bild des politischen Benehmens in einer im Ganzen wenigstens vergangenen Zeit gegeben. Die Landesboten sind gleich bereit, zu des Landes Besten einen Landtag zu halten, treu den alten Satzungen und Bräuchen. Wie hoffnungsvoll läßt sich bei solchem Patriotismus Alles an? und wer wäre so egoistisch, den wohlmeinenden Herren nach redlicher Arbeit nicht auch die Freuden des gemeinsamen Mahles zu gönnen? Aber freilich, zur Hauptsache darf die Nebensache nicht werden, und doch gewinnt es im Verlauf des Ganzen immer mehr den Anschein, als ob dieser schlimme Fall eintreten sollte. Die Intelligenz erscheint nicht eben als die stärkste Seite der hochmögenden Herren. Doch vielleicht haben wir in dem Entschlusse, nicht unweise (wie sie denn nicht unüberlegter Weise zu handeln, das edle Selbstgefühl in sich tragen) mit unüberlegtem Rathschluß einzugreifen, nur um so mehr die Besonnenheit weiser Männer zu verehren. Wenigstens lassen es die edlen Herren an rascher Entschlossenheit da nicht fehlen, wo es eines reiflichen Erwägens nicht eben bedarf, bei den bräuchlichen Gelagen, die der Dichter, vermuthlich nicht ohne Absicht, mehrmals erwähnt. Aber wenn nur neben diesen fortdauernden bräuchlichen Gelagen nicht auch der leidige Regen immer fortdauerte! Endlich doch durch die Noth zum Entschluß gedrängt, werfen sie sich ihr gegenüber in eine drohende Stellung. Vierzehn Tage werden dem bösen Regen als Frist gestellt. Geht der böse Feind auch dann noch nicht in sich, — nun dann wollen sie ihm auch gar nicht mehr die Ehre anthun, sich um ihn zu kümmern. Dieser Beschluß der Entschlußlosigkeit — der Rathschluß, auf allen Rath zu verzichten, möchte nun freilich vorwitzigen Denkern als ein in sich selbst nichtiger erscheinen, mit dem die ganze edle Versammlung sich selbst ganz und gar in ihrem

Wesen aufhübe. Allein hat denn nicht unser Dichter Alles gethan, um in uns den Respect vor der Versammlung aufrecht zu erhalten, die vor sich selbst den absoluten Respect besitzt? Zwar anfänglich nur ganz unbewußt, bis den Staunenden auf einmal die Augen über die Weisheit des Rathes, keinen Rath zu fassen, aufgehen und jenes Selbstgefühl ihrer Wichtigkeit für des Landes Bestes zum Bewußtsein erhoben wird. Ueberdies — unthätig sind sie ja nicht gewesen; ihrem geistigen Berufe sind sie durch Hinbrüten, ihrem leiblichen sogar noch thätiger nachgekommen; und so wird wohl, nachdem sie, stolz auf ihre Thaten und von der Arbeit des Denkens durch neue bräuchliche Gelage wie billig neu gestärkt, heimgekehrt sind, das nunmehrige Aufhören des Regens gewiß in einem mystischen Zusammenhange mit der Weisheit stehen, die sich aller übereilten Maßregeln, durch welche der Regen in seiner Böswilligkeit noch gar hätte bestärkt werden können, enthalten hat. So wollen wir uns denn auch, wie unser Dichter selbst, der gewiß dazu seine guten Gründe hatte, aller naseweisen Klügelei, ob überhaupt in diesem Falle das Landtaghalten an der Stelle gewesen, da ja die freilich wünschenswerthe Hülfe für die Armen auch ohne einen solchen durch freiwilliges Spenden der Reichen möglich gewesen wäre, ehrerbietigst enthalten. So viel ist gewiß und aller Anerkennung werth, — geschadet hat jener Beschluß nichts, und das will viel sagen, meint unser Dichter, der überhaupt die ganze Geschichte mit gebührendem Ernste behandelt, wie sich, alles Uebrigen nicht zu gedenken, theils schon in der ehrenfesten Cautel für das Factum, die den gewissenhaften Historicus verräth, theils in der Wahl des tiefsinnig-ernsten Metrums, welchem die Würde der Diction vollkommen entspricht, aufs deutlichste kund gibt.

Ueber dieses Metrum wird hier eine Bemerkung an der rechten Stelle sein. Die Terzine ist ein fünffüßiges (volles oder übervolles) jambisches Metrum, worin immer drei Zeilen dem Gedanken nach eine Strophe bilden, während darin nur die erste und dritte Zeile mit einander, die zweite aber mit der ersten und dritten der folgenden Strophe gereimt ist. So kehrt also der erste Reim des Ganzen nur einmal wieder; die folgenden aber zweimal; im An-

fange also zwei sich auf einander beziehende Reimzeilen, sodann drei. Die vorletzte Zeile der letzten Strophe würde, eben weil die beiden Reime darauf einer Strophe, die nach der letzten käme, angehören müßten, ohne Gegenreim bleiben. Zur Befriedigung nun, des durch den Reim erweckten Verlangens nach einem Gegenreim wird der letzten Strophe noch eine Einzelzeile, die sich auf die viertletzte der letzten Strophe reimt, zugegeben und hiermit das Ganze auch dem Laute nach auf das bündigste abgeschlossen. Während also sonst die Strophe als ein dem Gedanken nach kleineres Ganze in dem größeren Ganzen auch durch die Reimstellung isolirt und verselbstständigt wird, so wird vielmehr in der Terzine durch die jedesmal in die folgende Strophe übergreifende mittlere Reimzeile die Selbstständigkeit der dem Sinne nach jedesmal abgeschlossenen Strophe wiederaufgehoben. So entsteht ein rastloses und doch gemessenes Fortdrängen des Stromes, der sich immer wieder zum stehenden Gewässer fixiren will. Auf der einen Seite ist also die Terzine zu vergleichen mit dem auch rastlos fortrollenden Hexameter, eben weil der strophische Einschnitt und momentane Stillstand durch den übergreifenden Reim immer wieder aufgehoben wird; auf der andern ist sie wieder davon unterschieden und in einer Hinsicht mit den modernen, strophischen epischen Metris zu vergleichen, in sofern der strophische Unterschied und die strophische Selbstständigkeit kleinerer Partien durch den regelmäßigen Sinneseinschnitt zu Ende der jedesmaligen dritten Zeile gesetzt ist. Ein so eigenthümlich combinirtes Metrum eignet sich natürlich auch nur für Dichtungen von ganz eigenthümlichem Charakter, und zwar um des rastlosen Fortschrittes willen nur für die Darstellung einer rastlos fortschreitenden, bewegten Handlung, für das epische Gedicht, und wegen des eigenen Contrastes zwischen der Verbindung durch den Sinn und der Verbindung durch den Reim, welcher nicht ein Erzeugniß eines naiven poetischen Schaffens, sondern eines reflectirenden ist, wieder nur für eine besondere Art des Epos, für die nämlich, wo der Dichter nicht mit entfaltender Darstellung der Begebenheit als solcher — welche freilich deshalb immer nicht ohne geistigen Inhalt und ohne wesentliches Interesse

sein darf — sich begnügt, sondern mit erhabenem Ernst eine Tendenz darin verfolgt. Die Terzine, mit einem Worte, ist kein naives Metrum, wie der Hexameter, die Nibelungen-Strophe und selbst die achtzeilige italienische Strophe, welche alle aus der Natur der Sprachen, denen sie ursprünglich zugehören, einerseits und aus dem Wesen der epischen Dichtungen andrerseits hervorgewachsen sind, sondern ein künstliches, berechnetes, absichtsvolles, so wie unter den lyrischen italienischen Versmaßen das Sonett. Deshalb eignete es sich auch so ganz und gar für Dante's divina comedia und unter den neuern Dichtern besonders für Chamisso's Eigenthümlichkeit, daher auch erst dieser unter uns zwar nicht die erste Anwendung davon gemacht, aber doch zuerst es zu einer wirklichen Anerkennung gebracht hat. Ganz natürlich aber ist ein Versmaß, mit welchem der Ton gedankenschweren Ernstes angestimmt wird, auch für die Ironisirung eines solchen sich in nichts auflösenden Ernstes, wie in dem zuletzt besprochenen Gedichte, mehr als jedes andere sich je eignet.

Bei dieser Gelegenheit mögen gleich auch die beiden andern italienischen Metra, welche unter uns vorzüglich häufige Anwendung erlangt haben, mit besprochen werden — die Ottaverime und das Sonett. Letzteres ist ein fünffüßiges jambisches Versmaß von jedesmal vierzehn Zeilen, wo immer die erste, vierte, fünfte und neunte, zweitens die zweite, dritte, sechste und siebente Zeile auf einander sich reimen, so daß sich mit diesen zweimal vier Reimen (in beiden Quartetten oder Quaternarien) die erste, größere Hälfte schließt. Seltener sind andere, freiere Formen in der Aufeinanderfolge der Reime der beiden Quaternarien. Diese erstere, größere Hälfte zerfällt wieder in zwei Hälften, eben die Quaternarien, die jedoch durch die in einander greifenden Reime gebunden sind. Die zweite, kleinere Hälfte zerfällt in zweimal drei Zeilen oder in zwei Terzetten oder Terzinen, in denen entweder zwei verschiedene Reime jeder dreimal oder drei verschiedene jeder zweimal vorkommen, und zwar mit großer Freiheit in der Stellung dieser Reime. Dies Metrum also enthält eine sehr künstliche Verflechtung der Reime zwar so, daß sich das Gedicht anfangs metrisch mehr auszu-

breiten Raum hat, dann aber sich mehr in die Enge zieht und zuspitzt. Ein so sehr in sich verschränktes, gar nicht über sich hinaus weisendes Metrum eignet sich nicht zum Epos, wohl aber für die Lyrik, jedoch nicht für die Lyrik der vollen Hingebung an die Empfindung, sondern für die über die Empfindung reflectirende Lyrik, oder wie wir auch sagen können, nicht für die Lyrik des Gemüthes, sondern des Gedankens, jedoch weniger des philosophischen oder speculativen Gedankens, welcher zur Ausführung eines reichen Inhaltes einen freieren Spielraum sucht, sondern eines einzelnen und zwar am Besten eines den Zustand des dichtenden Subjects betreffenden Gedankens. Der Gegensatz zwischen der größeren und kleineren Hälfte fordert denn auch eine ähnliche Verschiedenheit des Sinnes, also z. B. Frage und Antwort, Gleichniß und Gedanke, wo denn sehr natürlich jenes Glied eine größere Ausbreitung verlangt, das letztere wegen der dem bewußten Denken natürlichen Concentration in einem geringeren Raummaße sich abschließt. So in dem Gedichte „Christus und die Samariterin." Die erste Hälfte enthält die Situation und die verwunderte Rede des samaritischen Weibes, die zweite dagegen die berichtigende Gegenrede des Herrn; und im Gedicht „die Aloe": in der ersten Hälfte das Gleichniß, in der zweiten der Aufschluß über dessen Tendenz. Auch die Scheidung innerhalb jener beiden Hälften ist hier sehr scharf, indem in dem ersten Quartett und im ersten Terzett die frühere Kälte und Starrheit der unaufgeschlossenen Aloe und der selbstgenugsamen Menschenseele, in dem zweiten aber die spätere sehnsüchtige Aufschließung beider gegen das Licht dargestellt ist. Die große Künstlichkeit in dem metrischen Bau, welcher eine ähnliche scharfe und feine Gliederung in dem Redebau entsprechen muß, macht dies Metrum, zumal da die Reime sich für uns nicht so leicht darbieten, als für den Italiener, zu einem sehr schwierigen, wie denn auch die meisten der vielen Sonette im Deutschen mißglückt und nicht aus ganzem Holze geschnitten, sondern aus einzelnen Stücken zusammengeleimt sind. Für das Volk, wenigstens für unser Volk, das eine innige, naive Empfindung oder kräftige, lebensvolle Anschaulichkeit der Begebenheiten und Charaktere oder ein

fache, schlichte Kernigkeit des Gedankens verlangt, wenn es von einem Gedichte sich angesprochen fühlen soll, bleibt das Sonett, weil darin immer die geistreiche Reflexion das überwiegende ist, selbst wenn es ganz gelungen ist und den Gebildeten durch einen eigenthümlichen Reiz fesselt, doch immer ungenießbar, ebenso wie die Terzine.

Das uns am meisten ansprechende italienische Metrum, für welches auch im Volke die Genußfähigkeit wenigstens sich leicht wecken läßt, wenn es auch ursprünglich ihm fremd ist, ist die Ottaverime, ein höchst reizendes, kunstvolles und doch zugleich sehr faßliches Metrum, gleich geeignet für die epische wie für die lyrische Dichtung und überdies, wenn der Ausdruck erlaubt ist — der ja durch die Vergleichung mit der etwas eigensinnigen Strenge und Sprödigkeit, mit der starren Bestimmtheit in der metrischen Construction der Terzine und des Sonetts sich leicht verständlich macht — elastisch genug, um für sehr verschiedenartigen Ton und Individualität die Bahn frei zu lassen, wie das Beispiel Tasso's und Ariost's beweist. Es ist ein fünffüßiges jambisches Maaß, die Strophe achtzeilig. Es reimen die erste, dritte und fünfte Zeile und die zweite, vierte, sechste alternirend (auch getrennt wissen die nach einander verlangenden Zeilen einander zu erreichen) sodann die siebente und achte Zeile unmittelbar auf einander folgend, indem an der Gränze gegen eine andere Strophe die Selbstständigkeit der vorausgehenden durch ein festeres Zusammenschließen bedingt ist. Diese Construction ist nicht minder gemüthvoll als geistreich, und um der Innigkeit willen ist auch das Sinnreiche derselben, das bei der Terzine und dem Sonett uns immer etwas kalt läßt, wohl anmuthend und genehm. Eine Menge der schönsten Gedichte in unserer Sprache und fast von allen unsern Dichtern bewegt sich in diesem anmuthigen Maße, das einem sinnigen und warmen Gemüthe so sehr zusagt, und es hat wesentlich dazu beigetragen, während Wieland noch sehr willkürlich damit umspringt, durch die Grazie bei doch nicht zu großer Schwierigkeit den Sinn für anmuthige Gesetzlichkeit der Form in der Poesie bei unsern Dichtern und dem gebildeteren Publikum zu entwickeln. Uebrigens er=

laubt man sich bei uns mit Recht, wie auch bei der Terzine, eine Abweichung von dem Italienischen, indem man nicht nur übervolle Fünffüßler, sondern auch volle braucht. Denn wenn auch lauter weibliche Reime, wie der übervolle Fünffüßler darbieten würde, in unserer Sprache nicht sehr viel schwieriger zu finden wären, als in der italienischen, so würden sie doch höchst einförmig und ermüdend und weichlich und überdies wegen des bei trochäischem Schlusse fast nie fehlenden tonlosen E höchst klanglos und unmelodisch sein. Im Italienischen geben freilich die vielen klangvollen Ausgänge der Worte fortwährend den Genuß großer Fülle und Rundung des Klanges. Wenn nun aber der kräftigere männliche Reim gestattet wird, so erhebt sich die Frage, welches die zweckmäßigste Anwendung davon ist. Lauter männliche Reime in der achtzeiligen Stanze würden offenbar etwas hartes haben und einen Widerspruch gegen den überwiegend weiblichen Charakter dieses Maßes enthalten. Am gefälligsten ist der Wechsel, wenn eins, drei, fünf und ebenso sieben, acht weiblich gereimt sind, und zwei, vier, sechs männlich, indem dann sowohl durch die Zahl der weiblichen Reime als durch ihre Stellung an den am meisten in die Augen fallenden Stellen der Strophe der Grundcharakter der Milde und Anmuth festgehalten und doch durch den sich einmischenden Ernst des männlichen Principes im Reime der Erschlaffung vorgebeugt wird. Es versteht sich indeß, daß bei längeren Gedichten auch eine Abweichung davon die Regelmäßigkeit dieser Construction sehr wohlthuend unterbrechen kann, wenn nur oft genug in die für uns angemessenste Form wieder eingelenkt wird.

In lyrischen Gedichten paßt dies Maaß vorzüglich zum Ausdruck eines sanftbewegten Gemüthes, das durch seine Tiefe und Reinheit auch in Situationen, welche den leidenschaftlicheren Effect hervorrufen könnten, noch das gehaltene Maaß einer edlen Seele sich bewahrt, so wie ein linderndes Oel das aufgeregte Meer wieder zum klaren stillen Spiegel ebnet und glättet.

4) Salas y Gomez. Besonderen Ruf hat unter Chamisso's Gedichten Salas y Gomez erlangt, und dies wohl mehr durch das Interesse am grausenhaften Stoff als aus poetischen Gründen.

Denn was wäre wohl das Poetische darin? Die nie versiegende Lust am Leben, das wäre wohl ein ganz interessanter Zug der menschlichen Natur, nur nicht etwas poetisches. Oder soll es in der Darstellung des zuletzt trotz dieses grausenhaften Geschickes errungenen inneren Friedens bestehen? Aber eben zu einer solchen entfaltenden Darstellung innerer Bewegung, wo die äußere Handlung so ganz und gar fehlt, kommt es nicht und kann es nicht wohl kommen. Wir erhalten bloß eine überdies in manchen Stellen zu kahler Prosa herabsinkende, im Ganzen doch beredte Schilderung der Momente des Schiffbruchs in Mitten der schönsten Hoffnung, der getäuschten Erwartung der Rettung und der endlichen Ergebung in Gottes unergründlichen Rathschluß, und zur Einleitung, die natürlich am trockensten ausgefallen ist, die Beschreibung der Insel, der Landung und des Anblicks. Wir können nicht anders, als die Wahl dieses Stoffes, in welchem es mit der Versöhnung doch kein rechter Ernst ist, da diese mehr aus einer Abstumpfung der Empfindung als aus wirklicher religiöser Erhebung hervorgeht, für einen Mißgriff halten. Ganz anders ist es bei dem Robinson, selbst abgesehen davon, daß dieser nicht in der Einsamkeit verbleibt. Da ist doch Handlung, Thätigkeit, welche die Lebenslust in dem einsamen Inselbewohner begreiflich macht und zugleich Interesse in dem Leser weckt, während man von der marternden Vorstellung von dem Geschicke des Spaniers auf dem kahlen Felsen sich peinlich gequält abwendet. Nicht die vollkommene Einsamkeit länger als ein halbes Jahrhundert ist das schrecklichste darin, sondern die gänzliche Thatlosigkeit, womit nothwendig auch eine Erstarrung aller Empfindung eintreten muß. Was kann es für ein künstlerisches Interesse haben, einen Todtenkopf auch noch so schön gemalt zu sehen? Der Greis hat selbst die Empfindung davon, daß er nach so langer Zeit unter Menschen zurückkehrend, nur eine Leiche sein würde; aber ist er denn in seiner rein physischen Existenz auf der Insel etwas anderes? Stürzte er sich wenigstens selber in's Meer, um der Qual eines Daseins zu entgehen, das kein Dasein ist, so wäre das freilich weniger moralisch, aber sicherlich poetischer.

5) Böser Markt. Chamisso hat oft bloße Anekdoten, die etwas pikantes an sich haben, poetisch behandelt, wie dies auch Hebel in Prosa gethan hat, von dem Chamisso diese Geschichte entlehnt zu haben scheint. Der Held darin ist ein Spitzbube, der natürlich zwar nicht das sittliche Gefühl, wohl aber den schadenfrohen Verstand durch den Humor, mit dem er den nicht übertrieben muthigen reichen Herrn von seinen überflüssigen Schätzen befreit, aussöhnt. Ein Schade geschieht durch den Verlust dem Reichen nicht; die trübselige Figur, die der Muthlose spielt, und die Ironie, mit der er, der sich gewiß noch kurz vorher gehörig gebrüstet haben mag, ohne Noth sich behandeln läßt, ohne daß er auch nur den geringsten Versuch der Gegenwehr machte, bringen uns in's Lachen und so ignoriren wir, nicht aus moralischer Gleichgültigkeit, sondern weil wir das Gebot: „Du sollst nicht stehlen!“ zu gut kennen, um es einen Augenblick ernstlich vergessen zu können, das Verwerfliche der That, indem wir uns nur für die persönlichen Eigenschaften auf beiden Seiten interessiren, wo dann freilich der launige Schelm den Vorrang behauptet vor dem, der wohl gern durch das Recht in seinem Besitze sich schützen ließe, nicht aber selbst für sein Recht mit seiner Person einzustehen und es zu wahren den Muth hat, und der am allerlächerlichsten da wird, wo das todte Werkzeug, indem er sich thörichter Weise einbildet, daß ihm der Gauner wirkliche Waffen gegen sich in die Hand geben werde, ihm auf einmal Courage einflößt. Warum hält er ihn nicht lieber in dem Augenblicke fest, da ihm doch nun die Augen hätten aufgehen müssen? Natürlich zürnen wir auch deswegen dem Gauner weniger, weil er eben sein Raubwerkzeug nicht geladen und auf Verletzung es nicht ernstlich abgesehen hat und seinerseits gerade dadurch einer Gefahr sich aussetzt. So erscheint uns das Ganze mehr wie eine lustige Probe, auf die der Schelm den Muth des Reichen stellt, und so drücken wir ein Auge zu darüber, daß er sich für sein Wagstück bezahlt macht. Es kann hier also nicht von einer Verletzung des sittlichen Gefühls die Rede sein, (hat doch selbst der fromme Hebel den Gaunerstreich mit voller Laune behandelt) eben weil das sittliche Gefühl so fest in uns be-

gründet sein muß, daß es nicht beeinträchtigt und erschüttert wird, wenn wir einmal einen Augenblick über einen durchtriebenen Streich zu lachen bekommen.

Die Behandlung übrigens ist bei Hebel wie bei Chamisso gleich vortrefflich und doch charakteristisch verschieden. Sie ist bei Hebel epischer gehalten. Das besondere Factum wird eingeleitet durch eine allgemeine Bemerkung über den absonderlichen Trieb vieler Leute in London nach fremdem Eigenthum, das Verwerfliche leise angedeutet durch die Erinnerung an den Kerkermeister und Scharfrichter; sodann die besondere Geschichte erst noch vorbereitet durch eine Schilderung der allgemeinen Fröhlichkeit des Hofes und Volkes in dem großen, schönen königlichen Garten; sodann der kecke Spitzbube und darauf der vornehme, prunkende Herr vorgeführt; nun erst erfolgt die Schilderung des kecken Herantretens, womit Chamisso sogleich beginnt. Wie lästig hätte auch in der knapperen, dichterischen Fassung eine solche Vorexposition fallen müssen, während die behagliche, läßliche Manier des allmählichen Zukommens auf das eigentliche Thema dem prosaischen Erzähler gar wohl ansteht! Dagegen ist im Folgenden die Ausführung bei Hebel allgemeiner gehalten, bei Chamisso concreter und dramatischer. Das Spiel, das der kecke Bursche sich erlaubt und wodurch er seine Spitzbüberei interessant macht, tritt schärfer und plastischer heraus, wie dies auch der äußeren, schärferen, plastischeren metrischen Form angemessen ist. Dieses Plastischere zeigt sich sprachlich auch darin, daß bei Chamisso natürlich Rede und Gegenrede immer in directer Form fortschreitet, während sich bei Hebel die oblique Berichterstattung über das Gesprochene hie und da einmischt. Die Prosa geht eben mehr im Hauskleide nnd tritt also außer in den Hauptpunkten in schlichterer, bequemerer grammatischer Form auf. Sie geht auch eher einmal in die wirklichen Gedanken des Bedrohten ein, während die schärfere poetische Bearbeitung bis zu dem Punkte, wo auf einmal der Verzagte Muth bekommt, ihn nur seine gepreßte Lage und völlige Resignation charakteristisch aussprechen läßt — in den wiederholten Worten: „Mit Vergnügen“, wo man sich den Contrast der Miene dazu recht wohl denken kann. Der

Humor übrigens des Gauners ist leicht aufzufassen. Es soll nur ein ganz ehrlicher Handel zwischen ihnen abgeschlossen werden, der einen dritten weiter nichts angeht; auch ist sein Verlangen nach der Uhr ganz vollkommen begründet. Dabei bildet der ungeschickte und doch wichtig thuende Küster eine ganz ergötzliche Nebenfigur und auch der in den zunächst freilich nur allgemein zu verstehenden Worten: „Jeder weiß in unsern Tagen, was die Glocke hat geschlagen," liegenden ironischen Beziehung auf den armen Herrn, der eben nicht weiß, was die Glocke geschlagen hat, können wir unsern Beifall durchaus nicht versagen. Der Spitzbube legt nicht einmal Werth für sich auf das Entbehrliche; er nimmt es nur mit aus Liebe zu seiner Frau, Frauen lieben ja einmal den Putz. Er ist zu ferneren Handelsgeschäften erbötig mit einem so vernünftig denkenden Manne und will sich gern erkenntlich bezeigen. Alle Zärtlichkeit für seine frühere verstorbene Geliebte hält ihn doch nicht ab, den unscheinbaren Ring, den er von ihr besitzt, und der als Liebeszeichen gewiß auch für den edel empfindenden Reichen einen Werth haben wird, der ihm freilich an sich abgeht, hinzugeben. Lockt er doch damit auch die Börse noch aus ihrem Versteck hervor! Wer will es ihm verargen, daß ihm auch diese in die Augen sticht? Und an Eigennutz ist dabei nicht zu denken. Gibt er doch willig sein Alles, die Pistole, dafür hin, ein so treffliches Werk. Gewiß, ein so trefflicher Bursche darf sich wohl beschweren, daß nun auf einmal der reiche Herr den Handel nicht mehr gelten lassen will. So muß er sich denn wohl auf und davonmachen, nachdem er eben so praktisch sich davon überzeugt hat, was für eine schöne Sache es um die Geistesgegenwart und den Muth ist.

Ueber

Shakespeare's Heinrich VI.

(Zweiter und dritter Theil.)

Vorbemerkung.

Absicht und Plan der nachfolgenden Aufsätze bedürfen einer kurzen Darlegung und Rechtfertigung.

Wer es weiß, was Shakespeare für unsere klassische Literaturperiode gewesen, wie unsere Dichtung erst durch ihn und durch Homer aus der Knechtschaft französischer Bildung herausgerissen und zu großartigem und erfolgreichem Wetteifer mit den höchsten Mustern entzündet worden, der muß es beklagen, daß die anfängliche Ausbreitung der Bekanntschaft mit den — wenn auch verstümmelten — Stücken des großen Dramatikers sich immer mehr verengt, und daß die tiefere Einsicht in sein Wesen und seine Kunst ihn allmählich zu einem fast ausschließlichen Besitz der höher gebildeten Stände gemacht hat. Und doch liegt keiner von den großen Meistern, selbst von unsern vaterländischen nicht, uns näher, geschweige denn daß irgend einer eine so reiche, so tiefe, so gesunde und so volksmäßige Bildung zu geben vermöchte. Nur freilich — einer Beihülfe bedarf es. Nicht, daß alle Früchte jahrelang fortgesetzter und auf Grund umfassender Literaturkenntniß ruhender Studien zum Gemeingut werden sollten und könnten, — ein ergiebiges Verständniß, ein erhebender Genuß, eine gesunde Befruchtung des Geistes und Gemüthes durch einen Dichter, den in zweiter Linie wir Deutsche den unsern nennen dürfen, ist auch bei noch so weitgehender Verzichtleistung auf jene Früchte gar wohl möglich, — aber erschwert wird dieser Gewinn durch die Fülle vorüberfliegender Begebenheiten und Thaten, durch die Menge so vieler, sich drängender und für den ersten Blick nicht gleich deutlich unterscheidbarer Charaktere. Und hier eben und so weit eben, meine ich, ist eine Beihülfe nöthig. Ihre Aufgabe wäre, den

Dichter so verstehen zu lehren, daß ein weiteres Eindringen von selbst dadurch eingeleitet und daß durch die Weckung des Bewußtseins über das Gelesene das naive Verhalten zu demselben und die Frische des Eindrucks nicht verkümmert würde. Die nachfolgenden Artikel sind ein Versuch, dieser Aufgabe zu genügen: ein Versuch, denn sie ist schwer, schwerer an sich und schwerer namentlich für uns buchgelehrte Deutsche, als sie aussieht.

Daß ich diejenigen Stücke herausgegriffen, die man unter dem Namen des Krieges der beiden Rosen zusammenfassen kann, ist nicht aus dem literargeschichtlichen Grunde geschehen, weshalb sie bei Gervinus voranstehen mußten, sondern, was freilich zuletzt auf dasselbe hinausläuft und nur die praktische Wendung jenes Motivs ist, deshalb ist es geschehn, weil ihre Jugendlichkeit sie dem Verständniß des erst in Shakespeare Eintretenden wohl am nächsten rückt und doch zugleich die eigenthümliche Methode sehr klar darlegen läßt, welche gerade nöthig ist, um sich in Shakespeare's mittelalterlich gefügten Gebäuden zurecht finden zu lernen. Es gilt, bei der vollsten Hingabe sich doch zugleich einen Akt der selbstständigen Arbeit zuzumuthen, — wer dieser Flucht der Erscheinungen nur zuschaut, ohne die bezeichnend hervorragenden für sich zu fixiren, der wird entweder sofort abgestumpft, oder erst berauscht und in Folge davon doch auch abgestumpft. W o h i n g e h t d i e S t r ö m u n g , w i e g e h e n i h r e W o g e n? Darauf muß man antworten lernen.

Weiteres verspare ich dem Schlußwort, darunter namentlich eine Nachweisung an einzelnen Beispielen, wie Vieles ich, um nicht den raschen Lauf störend zu unterbrechen, absichtlich unberührt gelassen. Eine historische Einleitung, wenn auch bereits niedergeschrieben, bleibt weg, denn sie ist nicht nöthig. Gleich hinein in den Strom!

Zweiter Theil.

I. 1. Lord Markgraf S u f f o l k, der sich eines Auftrages, als Stellvertreter des Königs H e i n r i c h VI. mit Prinzessin M a r=

garetha sich feierlich zu vermählen, entledigt hat, bringt in glänzender Versammlung der Großen Englands dem Könige

die schönste Braut, die je ein Fürst empfing.

Der König empfängt sie mit inniger Liebe, mit tiefstem Danke gegen Gott, mit dem zartesten Sinne für den Segen eines reinen Familienlebens, mit der arglosesten, seligsten Hoffnung. Aber sie ist mit schweren, den englischen Stolz hart demüthigenden Bedingungen erkauft, und so bricht gleich nach dem Abgang des Königs, der Königin und des durch Ernennung zum Herzog königlich belohnten Suffolk gerade der redliche, patriotische Herzog Humphrey, Gloster, der Protector des Reiches, in Unwillen aus über die Preisgebung der Eroberungen in Frankreich, welche zu gewinnen, so viel edles Blut, welche zu behaupten, so viel mühvolle Staatskunst gekostet hat. Das Schlimmere jedoch ist, daß sich nun der unruhige Thatendrang und Ehrgeiz der hohen englischen Aristokratie ganz nach innen wirft. Der hochmüthig trotzige Prälat, Cardinal Beaufort, Bischof zu Winchester, Großoheim des Königs, schon früher dem Protector verfeindet, wünscht vor allen Dingen den volksbeliebten Protector zu stürzen und eilt, sich zu diesem Zwecke mit dem Herzog Suffolk zu verbinden. Den Herzog Gloster „aus dem Sitz zu heben", darauf geht nicht minder das glühende Verlangen des Herzogs Buckingham; aber sich dazu ernstlich mit dem Cardinal zu einen, mahnt ihn sein nicht minder ehrgeiziger, aber weiter blickender Freund, Herzog Sommerset, ab, der nicht durch eine voreilige Hülfe an die Stelle Gloster's den durch seinen Uebermuth viel unerträglicheren Cardinal gebracht sehen will; so bildet sich denn vielmehr eine zweite Partei durch Sommerset und Buckingham, der schnell belehrt, nur sei's für sich, sei's für seinen Freund Sommerset, dem Herzog Gloster und dem Cardinal zum Trotz das Protectorat zu erringen sich anschickt. Patriotischer als der hochmüthige Suffolk, der stolze Cardinal, der ehrgeizige Sommerset und Buckingham, fordert der greise Graf Salisbury seinen Sohn, den volksbe-

liebten Warwick und den Herzog York, beim Volke geehrt und gefürchtet, auf, im Interesse des gemeinen Wohls

> Zu unterstützen bestens Gloster's Thaten,
> So lang sie zielen auf des Lands Gewinn.

Der kraftvolle und offene Warwick, vorzugsweise von Zorn über den Verlust der gerade durch ihn eroberten französischen Besitzung Maine erfüllt, sagt bereitwillig (wenn auch ohne gerade Gloster's zu gedenken) seine Mitwirkung zu des Vaterlandes gemeinem Wohle zu, — auch York stimmt bei, aber mit einer von den beiden Hörern freilich überhörten Andeutung *), deren eigentlichen Sinn uns der allein Zurückbleibende alsbald aufschließt.

Ihm ist es nicht um eine bloße Rolle am Hofe des Königs, auch nicht um die erste zu thun: er, der eigentlich Thronberechtigte, zielt auch „nur nach der goldenen Scheibe": ihn trifft der Verlust der beiden fränzösischen Herzogthümer schwerer, als selbst den vaterlandsliebendsten Engländer, er empfindet ihn als einen Verlust eigenen Besitzes. Denn, daß seiner Linie mit Unrecht von Heinrich dem Vierten die Krone entrissen ist, das empört ihn in innerster Seele.

> Ihm dünkt, die Reiche England, Frankreich, Irland,
> Sind ganz verwebt mit seinem Fleisch und Blut.

Aber:

> Es kommt ein Tag, wo York das Seine heischt!

Doch für jetzt muß er abwartend lauern, bis Gloster mit den Pairs in Zwist gerathen. Dann aber will er im eigenen Interesse wie im Interesse Englands, das der König preisgegeben,

> „Der nur mit kind'scher Faust das Scepter hält,
> Deß Pfaffenlaunen nicht zur Krone passen,"

im vollen Selbstgefühle seiner Kraft wie seines Rechts die milchweiße Rose hoch heben:

---

*) „Das sagt auch York, er hat den meisten Grund."

Dann führ' ich im Panier das Wappen York's,
Um mit dem Hause Lancaster zu ringen,
Und nehme dem durchaus die Krone wieder,
Deß Bücherherrschaft England riß danieder.

In diesem Entschlusse York's, den nach dessen Tod sein Sohn Eduard aufnimmt und standhaft weiter verfolgt, liegt der Anstoß und das Ziel der ganzen Kette von Handlungen, die sich in diesen beiden Stücken vor uns ausbreitet: das Haus York soll den verlorenen Thron wieder einnehmen, und es erreicht sein Ziel, aber nur um (in König Richard dem Dritten) dem Geschicke rasender Selbstzerstörung zu zerfallen.

Zunächst gilt es, den Herzog Gloster zu stürzen; das ist das Ziel, welches der Liebling der Königin, Suffolk, und der Cardinal, welches Somerset und Buckingham, und welches bald auch York verfolgt, dessen Entschluß, dem stolzen Herzog Gloster Liebes zu thun (I. 1, Ende), ja doch nur nach der Sachlage des Augenblicks gefaßt war, also mit Aenderung der Sachlage auch selbst sich ändert.

I. 2. So vielen vereinten Kräften würde es dennoch schwer werden, jenes Ziel zu erreichen, wenn nicht dem Herzog Gloster in dem Hochmuth seiner Gemalin, die mit dem zweiten Platz im Reiche und mit der Liebe ihres Gemals keineswegs zufrieden gestellt ist, der schlimmste Feind zur Seite stünde. Zwar er widersteht ihren versucherischen Worten, ja er braust in richtiger Ahnung der Zukunft heftig auf:

Und mußt du immer schmieden am Verrath,
Um deinen Gatten und dich selbst zu stürzen
Vom Ehrengipfel bis zum Fuß der Schmach?

Aber leicht läßt der Arglose und Gutmüthige seinen Zorn gegen sie wieder fahren, so daß sie für sich allein mit nicht gemindertem Ehrgeiz beschließen kann:

— selbst als Weib will ich nicht lässig sein,
Auch meine Roll' im Zug des Glücks zu spielen.

Die Unglückselige! Sie ahnt nicht, daß der schmeichlerische Helfer Hume, durch den die Hexe Grethe Jordan und der Be-

schwörer Roger Bolingbroke herbeschieden worden, um einen Geist aus der Tiefe zur Beantwortung ihrer ehrgeizigen Fragen über die Zukunft herbei zu holen, erkauft ist „von dem reichen Cardinal und von dem großen, neuen Herzog Suffolk," um zunächst die Herzogin selbst zu untergraben, womit denn auch ihres Gemales Fall gewiß ist. Denn auf diesen zielen ja die Parteien.

I. 3. Ist doch die Königin selbst, welche so eben durch zufällig in ihre Hand gerathende Bittschriften „an Mylord Protector" Zeugnisse von Gloster's großer Popularität zu sehen bekommt, entrüstet über diese Machtfülle eines Mannes, der ihr keinen Einfluß gestattet!

> Wie? soll denn König Heinrich immer Mündel
> Unter des mürr'schen Glosters Aufsicht sein?
> Bin ich im Rang und Titel Königin,
> Um einem Herzog unterthan zu werden?

Ist sie doch heftig entrüstet über des Königs unköniglichen, so sehr gegen ihres Günstlings Suffolk Wesen abstechenden Sinn, über die Macht des herrischen Pfaffen Winchester, Sommerset's, Buckingham's und des murrenden Yorks, vor allen über des Protektors Weib, die stolze Dame, die herumfährt am Hof mit Scharen von Frauen, „wie eines Kaisers mehr als Herzogs Weib," ja, die der Königin Armuth hochmüthig gespottet hat. Wie gern muß sie also Suffolk's Verheißung vernehmen, daß für den Sturz dieser Feindin bereits durch ihn gesorgt sei, wie bereit wird sie sein, auf Suffolk's Rath einzugehen, der so gut wie York die Lage der Dinge durchschaut und einen ähnlichen Plan entwirft:

> Ist schon der Cardinal uns nicht gemüthlich —
> Verbinden wir mit ihm uns und den Lords,
> Bis Herzog Humphrey wird in Schmach gebracht!

Auch gegen Herzog York hat sich zufällig ein Verdächtigungsmittel dargeboten: an die Nevil's (Salisbury und Warwick), welche mit gutem Grunde, wegen ihres Einflusses, von Suffolk vorzugsweise gefürchtet und gehaßt werden, an diese wird man späterhin schon auch kommen können, und so fährt er fort:

Was Herzog York betrifft, die neue Klage
Wird nicht gar viel zu seinem Vortheil thun.
So reuten wir sie nach einander aus,
Und ihr sollt das beglückte Steuer führen.

Doch für jetzt ist Herzog Gloster noch der Mächtige, wiewohl schon selbst in des Königs Gegenwart der Haß und Neid der Parteien in frech und hämisch erlogenen Beschuldigungen und die Erbitterung der Königin gegen die Herzogin Gloster sogar in einem Schlage sich Luft macht. Nicht gefühllos gegen jene falschen Rügen, aber bedachtsam genug, durch eine kurze Entfernung, welche ihm glücklicherweise den Anblick der seiner Gemalin angethanen Schmach entzieht, die Fassung wieder zu suchen, die er auch um so leichter wieder gewinnt, da er sich bewußt ist, dem Gesetze gegenüber als Patriot zu bestehen, räth Gloster dem Könige, die neu besetzende Regentschaft in Frankreich dem Herzog York als dem Geeignetsten anzuvertrauen; aber vollkommen unparteiisch nimmt er sogleich diesen Rath zurück, als eine erst noch nach Recht und Sitte zu entscheidende Klagsache einen Verdacht auf Herzog York wirft, und räth nun selbst, dorthin Sommerset zu schicken, wiewohl dieser im Sinne der Gegenpartei ihn so eben arg verläumdet hat. Noch gilt bei dem wohlgesinnten und unbefangenen König das Wort des treuen und redlichen Mannes.

I. 4. Doch das Weib Gloster's kann dem abergläubischen Gelüste, durch Stimmen der Zukunft sich in ihren ehrsüchtigen Plänen bestärken zu lassen, nicht widerstehen, womit sie, von den Laurern York und Buckingham überrascht, sich selbst und ihren unschuldigen Gemal dem schlimmsten Verdacht und Schicksal in die Arme liefert. So weit ist nun schon die Lage der Dinge verändert, daß selbst York nunmehr gegen Herzog Gloster mit intriguirt. Was die Entdeckung diesem bringen kann, weiß er gar wohl:

Mylord Protector wird, ich zweifle nicht,
Euch wohl belohnen für so gute Dienste; —

die aufgeschriebenen Antworten des Verschwörers sollen rasch dem Könige zukommen —

Ein traurig Frühstück für Mylord Protector.

Jetzt ist es für York Zeit, seine persönlichen Pläne weiter zu führen, jetzt gilt es, die Lords von Salisbury und Warwick für sich zu gewinnen.

„Shakespeare's Stücke," läßt Göthe seinen Wilhelm Meister sagen, „scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt, vor den aufgeschlagenen ungeheueren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens sanft und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert." Und bald darauf fährt er fort: „Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte, sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt."

Der weitere Verlauf wird dies in immer größerem Maße bestätigen; aber schon der erste Aufzug, der an unserer Erinnerung vorübergegangen, bestätigt es zur Genüge. Und doch ist das Rad erst in Bewegung gesetzt, das in seinem rollenden Laufe so viele noch in der vollen Glut der Leidenschaft wirkende Personen, so viele noch gar nicht auf den Schauplatz Getretene, ja ganze Generationen zermalmen wird. Denn das Ziel, dem jetzt Alles zustrebt, Gloster's Sturz, ist ja nicht das Ende der bewegten Handlung — vielmehr nur der Anfang zur Verwirklichung viel weiter reichender Pläne, die uns in voller Klarheit schon in dem Monologe York's am Schluß der ersten Scene entgegentreten, und an die wir am Schluß des ganzen Aufzugs in einem Paar an sich gleichgültiger Worte — einer Einladung zu einem Abendessen — bedeutungsvoll von neuem gemahnt werden.

II. 1. In ein heiteres Jagdfest des Hofes spielt schon wieder wie vorher in die Staatsscene (I. 3) der Groll der Parteien hinein, den zu dämpfen der König, dessen ganzes Wesen auf sanfte und sittliche Harmonie gestellt ist, einen wohlgemeinten, aber ohn-

mächtigen Versuch macht. Eine Unterbrechung bringt ein lustiger Zwischenfall, der in die Handlung freilich so wenig als die vorangegangene und nun bald gerichtlich auszufechtende Anklage des Gesellen gegen seinen Lehrherrn eingreift, wohl aber wie diese und wie der Inhalt der für den Protector bestimmt gewesenen Suppliken einen Blick in die Zustände der niederen Volksklassen eröffnet, also gerechtfertigt ist als ein vervollständigendes Glied des ganzen historischen Gemäldes. Freche Gewaltthat und Lüderlichkeit der Dienerschaft des Cardinals, Eingriff des Herzogs Suffolk in die Eigenthumsrechte einer ganzen Gemeinde (1. und 2. Supplik in I. 3.), Parteinahme für die ehrgeizigen Pläne des Herzogs York und Zuträgerei einer politischen Aeußerung seines Ministers durch den Lehrling aus Rachgier gegen den Lehrherrn, (eben daselbst) — und (in unserer Scene) frivole Speculation eines armen und dummen Teufels auf die wundergläubige Religiosität seines Königs — welche Zustände treten uns damit vor Augen! welche Demoralisation nach unten, hervorgebracht durch kraftvolle, aber selbstsüchtig unmoralische Größe, durch einen frommen und moralischen, aber schwachen König.

In der That, welch lustiger Zwischenfall! Das ist die Komik des Tragöden, der als angehender Dramatiker schon ein Meister war.

Gloster's Menschenkenntniß hat den Betrug leicht durchschaut, sein geübter Verstand weiß ihn klar an den Tag zu bringen, seine bei aller Mildе, um derentwillen er ja dem Volke der gute Herzog Gloster heißt (I. 1. vgl. I. 3.), doch keiner Schlaffheit Raum gebende Gerechtigkeitsliebe verhängt ganz im Geiste der Zeit eine uns hart dünkende Strafe. Freilich würde er lieber über den weit ärgeren Sünder Suffolk,

Der ganze Städt' auf einmal springen ließ,

die ärgere Strafe verhängen. Aber vielmehr den Unschuldigen soll hartes Wehe treffen! Es kommt mit schadenfroher Eile Buckingham und bringt den schadenfroh Horchenden die Nachricht von der erlauerten Entdeckung, wie Gloster's Gemalin böse Geister nach

König Heinrich's Tod und Leben gefragt. Den Makel, den diese auf sein adelich Haus gebracht haben soll, empfindet Gloster tief und schwer, seine eigene Lauterkeit darf er nach wie vor dem Könige versichern, der nicht befleckt von den gehässigen Parteileidenschaften, auch nur Gerechtigkeit üben zu wollen verspricht', aber schwerlich den Muth haben wird.

II. 2. Schlimmeres als von jener Geisterbefragung droht den Parteisüchtigen und dem König selbst von ihren eigenen Bundesgenossen.

Für seine Pläne gewinnt York durch Darlegung seiner thatsächlichen Rechtsansprüche den Beistand des ruhig überlegenden Salisbury und des warm empfindenden, rasch handelnden Warwick. Bereitwillig huldigen sie in abgelegener Stille ihm als dem wahren und rechtmäßigen Könige Englands, — vom offenen Hervortreten hält sie der immer klar alle Möglichkeiten im Auge behaltende York zurück. Erst muß der Plan der ehrgeizigen Großen, „der Heerde Schäfer,

den tugendhaften Prinzen, Herzog Humphrey,"

zu verstricken gelungen sein. —

Das suchen sie und finden, dieses suchend,
Den eignen Tod, weiß York zu prophezei'n.

Das ist den beiden Großen — den reinsten unter den Unreinen — genug, es mag ihnen hinzureichen scheinen, wenn sie nur nicht selbstthätig an den Ränken gegen

den tugendhaften Prinzen, Herzog Humphrey,

Theil nehmen. In stolzem, aber nicht unbegründetem Selbstgefühl — eine Andeutung, welch bedeutende Rolle er noch spielen wird! — ruft Warwick aus:

Mein Herz betheuert mir, der Graf von Warwick
Macht Herzog York zum König eines Tags,

und erfährt die Gegenäußerung:

Und Nevil, dies betheur' ich selber mir:
Richard erlebt's und macht den Graf von Warwick
Zum größten Mann in England nach dem König, —

eine Aeußerung von huldreicher Zutraulichkeit, über deren Wahrhaftigkeit aber erst die Zukunft entscheiden müßte, die Zukunft, welche der kühne York allzu vermessen gegen sich herausfordert.

II. 3. Nicht aus Härte des Gemüths, sondern nach des Gesetzes
Spruch für Sünder,
Die Gottes Schrift zum Tod verurtheilt hat,

verhängt König Heinrich über die Frevler die Strafe, welche die niedrig Geborenen in ihrer vollen Schärfe, die edler geborene Herzogin gemildert, aber doch empfindlich genug trifft. Ihr Gemal muß den Stab, der seine Würde bezeichnet, abgeben,

„Heinrich will sich selbst Protector sein,"

eine Verfügung, die dem König, dessen ganze Liebe dem früheren Protector bleibt, offenbar von seiner Gemalin abgedrungen ist und die den Gestürzten, der nur von Gram über die doch als gerecht von ihm erkannte Bestrafung seiner Gemahlin und die Beschimpfung seines Hauses erfüllt ist, ja, der sich nach Ruhe sehnt und von keinem Ehrgeiz gestachelt und gegen seinen König verbittert wird, keineswegs niederbeugt, wohl aber den Jubel der Königin, die sich nun erst als Königin fühlt, verdoppelt.

Der nun folgende lustige Zweikampf des Gesellen und seines Meisters vollendet das Bild, auf das oben hingewiesen worden. Wer auch immer von beiden früherhin gelogen haben möge, — dem Anschein nach wäre es der Lehrling gewesen, — bei dem, welcher sich der Wahrhaftigkeit bewußt ist, beweist der Umstand, daß daß er sich erst Muth zum Zweikampf eintreiben muß, den Verlust des frommen Glaubens früherer Zeiten an die göttliche Hülfe beim gerichtlichen Zweikampf. Hat der Lehrling Recht, weshalb hat er nicht einmal so viel Standesehrgefühl als sein College, der ihn auffordert:

„Schlage dich für die Reputation von uns Lehrburschen,"

warum fürchtet er sich vor der Fechtkunst seines Meisters? und wie kann da dieser selbst auf den Sieg bauen? Und in der That — der Lehrling hat Recht — zu Boden geschlagen, bekennt der Meister seine Schuld und hiermit die Wahrhaftigkeit des armen Menschen,

den widerrechtlich er zu morden dachte.

Gläubiger als Herzog York verhängt König Heinrich gerechte Strafe, jener König, der immer gerecht ist, wo die Gerechtigkeit keinen Muth erfordert!

II. 4. Die ehrgeizige (I. 2.), die abergläubische (I. 4.), die verurtheilte (II. 3.) Gemalin als Büßende zu erwarten, kommt Herzog Gloster, schwer bekümmert um der Liebe willen, die er gegen sie hegte, doppeltschwer bekümmert in seinem adelstolzen Gemüth bei dem Gedanken an den Hohn des „verworfenen Volkes, das ins Gesicht ihr gaffen wird.“ Sie kommt, empört über Schmach und Hohn, haßerfüllt gegen ihre und seine Feinde, für immer sich unglücklich achtend, bekümmert durch den Gemal, dessen Erscheinen sie mißdeutet, dem Arglosen mit klarem prophetischem Blick sein eigenes Geschick verkündend. Aber ihre Verkündigung, in welcher sich ein weicher Anflug der Liebe mit spottendem Unwillen wunderbar und doch so unendlich wahr mischt, macht auf den seiner Redlichkeit sich wohl bewußten keinen Eindruck; sich selbst zu rechtfertigen, daß er nichts für sie wage, sie zur Ruhe zu sprechen, ist sein einziges Bemühn. Und doch muß er so eben erfahren, wie ein Parlament, wenn auch nicht ohne ihn, doch ohne seine eingeholte Beistimmung, nächstens gehalten werden soll! Dem Scheidenden bleibt nur noch die Bitte übrig an Stanley, der sie nach überstandener Buße nach der Insel Man begleiten soll*), seine Ge=

*) So wenig ich geneigt bin, den Text mit Anmerkungen zu belasten, wozu die Versuchung bei der Fülle von Feinheiten, auf welche oben hinzudeuten der Raum fehlte, sehr nahe läge, so kann ich doch eine Bemerkung nicht unterdrücken über die Worte Gloster's: „Habt ihr, Sir John, in Aufsicht mein Gemal?“ Das mußte ja Gloster wissen, da er es in der vorangegangenen Scene aus des Königs eigenem Munde

malin zu schonen, und eine leidige Hoffnung für eine bessere Zukunft, — der Gemalin selbst vermag er vor Thränen nicht einmal ein Lebewohl zu sagen. In weicherer Stimmung sendet die Herzogin den Abgegangenen ihren Segenswunsch nach: ihr selbst bleibt kein Trost, sie freut nur der Tod, vor dessen Namen in den Tagen ihrer weltlichen Hoheit sie gebebt. Der Trost, den Stanley ihr zuspricht, daß sie, nachdem sie im Büßerhemd ihre Strafe erfahren, hinfort als Herzogin werde gehalten werden, ist für sie keiner. Mit dem Gefühle, für immer gebrandmarkt zu sein, ruft sie tiefbewegt aus:

Die Schande wechsl' ich mit dem Hemde nicht,
Nein, sie wird an den reichsten Kleidern hängen,
Sich zeigen, wie auch ich mich schmücken mag, —
Geh, führe! mich verlangt in mein Gefängniß,

---

mit angehört hat, daß die Herzogin nach überstandener Buße „mit Sir John Stanley in der Insel Man" leben soll. Sollen wir diese Vergeßlichkeit aus der Betrübniß des Herzogs erklären, also dem Dichter als eine Schönheit anrechnen? Es könnte aber auch eine Vergeßlichkeit des von der Größe und von dem Reichthum seines Stoffes gleichsam übermannten jungen Dichters sein. Und dafür spricht, daß unter den vier vom König zum Tode verurtheilten Majestätsverbrechern auch Hume ist, den doch als ihr Werkzeug der Cardinal und Suffolk nicht fallen lassen durften, da durch ein offenes Geständniß des Verurtheilten sie selbst bloßgestellt werden mußten. Es spricht ferner dafür, daß, was wir als Shakespeare's Heinrichs des Sechsten zweiten und dritten Theil kennen, Ueberarbeitung eines noch vorhandenen früheren Stückes (vielleicht von Greene) ist: „der Kampf der beiden berühmten Häuser York und Lancester", wo dann schon eher Manches aus Versehen stehen bleiben konnte, was zu den sonst vorgenommenen Veränderungen nicht mehr stimmt. Darüber verdient außer Gervinus, der Orjginal und Ueberarbeitung sehr interessant gegen einander hält, in Betreff von Einzelheiten nachgelesen zu werden die sehr dankenswerthe, wenig bekannt gewordene Schrift: Sacherklärende Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen. Herausgegeben von Dr. Al. Schmidt, Danzig 1842. Zu den dort aufgezählten ähnlichen Verstößen könnte man auch wohl noch rechnen, daß III. 1 der Cardinal die Besorgung eines Henkers übernimmt, während III. 2. die Mörder als von Suffolk gedungen erscheinen. Doch ließe sich dies auch in das Kapitel von den nothwendigen Fehlern ziehen, von denen Lessing einmal spricht.

ein schmerzliches Bild gesunkener Größe, trotz ihres Fehls edler als die Königin, wenn gleich von minderer tragischer Tiefe, und doppelt schwer getroffen von ihrem Fall, da dieser unabwendbar auch den schuldlosen Gemal nach sich ziehen muß.

III. 1. Das lang Vorbereitete vollzieht sich, den wiederholten Angriffen folgt der letzte, der entscheidende, und er gelingt. Wie weiß doch die arglistige, die durch kein Unglück des Gegners zu versöhnende Königin das längere Ausbleiben Gloster's zu benutzen, um sogar die Trauer des schwer Gebeugten zu seinem Nachtheil umzudeuten! wie weiß sie dabei den Schein zu wahren, als ob etwa Parteilichkeit das Feld behaupten solle! Aber wetteifernd stimmen Suffolk, der Cardinal, York, Buckingham den verläumderischen Anklagen der Königin mit gleich verläumderischen bei. Was vermag da des „nach Gewissen redenden", aber dazu sich gleichsam erst die Erlaubniß erbittenden Königs noch so wahres und warmes Lob? Nur schärfer dringt, nur ärger verdächtigt die erbitterte Königin, — und so gespannt ist Alles auf den Erfolg von Gloster's zu erwartender Vertheidigung, daß die Nachricht vom gänzlichen Verlust Frankreichs, welche der eben von dort heimkehrende Sommerset bringt, von Niemand beachtet wird, als vom König mit frommer Resignation, von York mit Verdruß, aber auch mit muthigem Entschluß für die Zukunft. Der mit giftigen Beschuldigungen von seinen Feinden angefallene Gloster hat die Wahrheit für sich, hat das Vertrauen des Königs für sich, hat die Beredtsamkeit der Wahrheit und jetzt auch die volle Einsicht und das Treiben seiner Feinde für sich, ja selbst den eigenen Vortheil des Königs, der ihn um seiner selbst willen halten müßte.

> Ach, so wirft Heinrich seine Krücke weg,
> Eh' seine Beine stark sind, ihn zu tragen;
> So schlägt man dir den Schäfer von der Seite,
> Und Wölfe blicken, wer dich erst soll schlingen.
> Ach wäre meine Furcht, wär' sie doch Wahn!
> Dein Unheil, guter König, seh ich nah'n.

Aber eines hat er nicht für sich, die Thatkraft eines Königs, der zu schirmen verstünde einen Mann, welchen er mit unvertilg-

barer Gewißheit als unschuldig erkannt. Mit arglistig erheuchelter Fürsorge für die fürstliche Person, mit frecher Entschlossenheit ist die Fortführung des Herzogs zur Haft erzwungen, — erzwungen, wenn man so sagen darf, da sogar kein Widerstand von dem wie betäubten König erfolgt, — in einem herzzerreißenden Bilde malt der klar sehende und doch willenlose König sein eigenes Geschick:

So jammr' ich um des guten Gloster's Fall
Mit hülflos leid'gen Thränen, seh' ihm nach
Mit trübem Aug' und kann nichts für ihn thun;
So mächtig sind, die Feindschaft ihm geschworen.
Drum will ich gehn und weinen um sein Loos,
Und zwischen jedem Aechzen sag' ich immer:
Wer ist Verräther? Gloster, nun und nimmer!

So klagt der König, bejammernswerther in seinem unwillkürlichen Ausbruch der Selbstmißachtung als der gefallene Gloster selbst.

Doch die Wuth der Feinde ist noch nicht erschöpft: der König könnte sich ermannen, das Volk könnte für seinen Liebling aufstehen, — er muß sterben. Seinen Tod wünscht die von fanatischem Haß verblendete Königin, wünscht der vorsichtig schleichende Cardinal, der über einen furchtbaren Gedanken brütende Suffolk, wünscht York, aus dessen finster verhülltem Wesen dann und wann ein erleuchtender Blitz heraustritt*),

„York hat am meisten Grund zu seinem Tod,"

ja dieser leitet nun die erst noch unter Bildern sich versteckende und doch klare Besprechung des Mordplans, in welchen die Vier einstimmen und welchen ausführen zu lassen Suffolk bereit wäre, wenn der Cardinal ihm nicht den Vorrang in so edler That mißgönnte, während York sich klug von der eigentlichen Ausführung zurückhällt.

---

*) Vergleiche I. 1 den Vers im Gespräch mit Salisbury und Warwick: „Das sagt auch York, er hat den meisten Grund."

Da droht die Botschaft einer Rebellion in Irland unter den so Einigen erneute Entzweiung. Denn der eben erst heimgekehrte unfähige Sommerset und der seiner Kraft bewußte York machen sich die Regentschaft für die Dämpfung des Aufruhrs streitig. Eine falsche Politik seiner Gegner, des Cardinals und Suffolk's, die ihn zu entfernen wünschen, bestimmt den lauernden York für dies Geschäft, also daß er nach dem Aufbruch aller Anwesenden in Jubel ausbricht über die Verblendung seiner Gegner:

„Gut, Edle, gut! Ihr thut politisch dran,
Mit einem Heer mich auf die Seit' zu schicken.
Ich sorg', ihr wärmt nur die erstorbene Schlange,
Die euch, gehegt im Busen, stechen wird."

Aber auch während seiner Abwesenheit will er „in England starken Sturm erregen," den nur seine Thronbesteigung soll beschwichtigen können; ein strudelköpfiger Kenter ist schon von ihm verführt, ein Teufel, dessen Mißlingen selbst doch dem Herzog York nichts schaden könnte, aber vollends:

„Setzt, ihm gelingt's, wie's allen Anschein hat,
Ja, dann komm' ich mit meiner Macht von Irland
Und ernte, was der Bube hat gesä't,
Denn ist nur Humphrey todt, was bald wird sein,
Und Heinrich weggeschafft, wird Alles mein." —

III. 2. Zwei Mörder! Die verruchte That ist geschehn. Stumpfsinnig der eine, reuebelastet der andere, der nie Jemand bußfertiger hat sterben sehen als den Herzog Gloster, — so eilen sie vor uns vorüber: nur dem eben eintretenden, noch verruchteren, noch gefühlloseren Suffolk kann jener erste in aller Eile die Meldung machen, daß Alles so in Ordnung, wie er zu Beseitigung alles Verdachtes sie angewiesen. — In vierzehn Zeilen welche Charakteristik! Jedes Wort voll lebendiger Poesie, voll sicher zeichnender Kraft, und dabei die Uebersetzung nicht einmal erschöpfend*)!

*) Shakespeare charakterisirt den Mann mit der schneidend herzlosen Frage, die in der von Tieck besorgten Uebersetzung verloren geht: „Nun, habt ihr dies Ding befördert?" Shakespeare von Gervinus. 1. Band. S. 223.

Der König mit seinem Gefolge! Er hat sich ermannt. Die Gerechtigkeit und nur die Gerechtigkeit soll walten. Unschuldig ist ja Gloster, — also wird der König sicher den Muth besitzen, ihn — los zu bitten, vielleicht gar los zu sprechen, zumal seinen Muth die Heuchelei der Königin ja noch beleben muß.

Es ist zu spät. Die Meldung, daß Gloster todt sei, ruft im König, nachdem er eine halbe Fassung wieder gewonnen, die strömende Beredsamkeit hervor des selbstvergessenen Leides, in der Königin die strömendere der selbstischen Eifersucht darüber, daß der Todte das Herz des Königs besitzt, des berechnenden Bemühens, es jenem zu entreißen.

Wunderbar, wie der Dichter verstanden, den schwachen König doch auf so idealer Höhe zu erhalten! Es geschieht durch die Innigkeit und Echtheit seiner Religiosität. — Der im König zaghaft sich regende Argwohn würde ohne Folge bleiben: ist er doch durch seine zarte Gewissenhaftigkeit innerlich genöthigt, im Gebet sich zu Gott zu wenden, um Verzeihung des Argwohns, wenn er falsch ist, zu bitten, Gott allein das Gericht zu überlassen! Warwick ist es, der dreist dem Leben ins Auge schauende, der dennoch über die blinde Wuth des empörten Volkes erhabene, — Warwick ist es, der an den furchtbaren Zeichen die furchtbare Wahrheit erkennt und mit furchtloser Tapferkeit sie geltend macht. Ihn unterstützt Salisbury's neue Meldung von dem immer ungestümern Drängen des Volkes, daß Suffolk sofort gerichtet oder verbannt werde, daß es von dem Falschen sogar für das Leben des Königs fürchte. Suffolk's ungebrochener Trotz, der Königin Bemühen vermögen diesmal nichts über den auf einen Moment zu königlichem Bewußtsein sich aufrichtenden und doch auch jetzt den religiösen Sinn bewahrenden König: Suffolk wird verbannt.

Den abgehenden folgt die Königin nicht nach. Sie hat ihnen noch zu fluchen, sie hat den sträflich Geliebten, „das feige Weib, das weichherzige Geschöpf" zu Flüchen heraus zu fordern, zu Flüchen, unter deren Wucht sie alsbald selbst zusammen zu brechen fürchtet, sie hat der leidenschaftlichen Glut ihrer verbrecherischen Liebe Luft zu machen, sie hat den verweilenden fortzu-

treiben, den gehenden zurückzurufen, sie hat ihn zu liebkosen, bis der Sturm der Seele in Ermattung sich auflöst.

Da werden sie unterbrochen durch die Meldung von Winchester's plötzlichem tödtlichen Erkranken, von den heimlichen, — nein von den offenen Gerichten Gottes über den Cardinal, der noch vor Kurzem mit heimtückisch frecher Heuchelei in der Mordthat, die er selbst mit hat verüben laßen, „die heimlichen Gerichte Gottes" hatte erkennen wollen*).

Von dem neuen Schlage getroffen, klagt die Königin sich doch alsbald an, für etwas noch Empfindung gehabt zu haben, außer für ihres Geliebten Scheiden. Nur dessen Gefahr, wenn er noch bei ihr gefunden würde, nur diese treibt sie an, den immer säumenden endlich fortzutreiben. Ein Trost bleibt ihr, da sie das noch Schlimmere nicht zu ahnen vermag; Botschaft soll Suffolk von ihr erhalten, wo er auch sei auf diesem Erdenball.

III. 3. Der sterbende, der unter Gewissensbissen sterbende Cardinal.

König Heinrich: „Wenn's Gott geliebt, mit seiner Seele Frieden!"

Doch der Sterbende selbst zeigt keine Demuth, keine Hoffnung:

Warwick. „Solch übler Tod verräth ein scheußlich Leben." —
König Heinrich. „O richtet nicht; denn alle sind wir Sünder."

Und gerichtet hat ja Gott selbst, gerichtet durch das Volk und durch den König über Suffolk, gerichtet über den Cardinal.

IV. 1. Und gerichtet wird noch einmal, wird unwiederruflich über Suffolk, der in Gefangenschaft gerathen, dem strengeren Vertreter des Volkshasses bluten muß, aber mit herausforderndem Herrscherstolz, mit ungebeugtem Trotz, ja mit vermessenem Selbstgefühl —

„Durch Bettler fallen große Männer oft" —

den Tod durch das Schwert hinnimmt.

---

*) Suffolk. Herr, todt in seinem Bett, Gloster ist todt.
Königin. Verhüt' es Gott!
Cardinal. Das sind die heimlichen Gerichte Gottes.

Und schon hat eine neue Kette von Geschicken begonnen; wir erfahren von dem ergrimmten Schiffshauptmann:

> Das Haus von York, nur von dem Thron gestoßen
> Durch eines wackern Königs schnöden Mord
> Und stolze frevelhafte Tyrannei,
> Entbrennt von Racheseuer, — —
> Das Volk von Kent hier regt sich in den Waffen, —

Der Schluß des dritten Aufzugs bildet einen scharfen Einschnitt, aber einen nicht zu scharfen: ihn erst mit dieser Scene schließen zu lassen, wäre ein Fehlgriff. Schwer in die Seele einsenken, bestimmt absondern muß sich das Gericht, welches das Gewissen am Cardinal vollzieht, und einen neuen, von dem vorigen scharf gesonderten Schlag müssen wir erfahren durch das Verhängniß, welches Suffolk trifft. Andrerseits muß der Strom des Gesammtgeschickes, das auch den schuldigen York, auch den durch seine Unschuld schuldigen König trifft, dieser Strom muß sich als in rastlosem Flusse sich fortwälzend darstellen, und dies geschieht dadurch, daß die Wogen des ersten hereinbrechenden Strafgerichts aus dem dritten Act in den vierten noch hinüberschlagen.

Nunmehr der Aufstand Cade's, auf den wir durch den, der ihn heimlich angestiftet, durch York schon vorbereitet sind. (III. 1. Ende). Die sittliche Zerrüttung der unteren Schichten trat uns bisher in vereinzelten kleinen Zwischenauftritten entgegen, jetzt begegnet sie uns, zur Furchtbarkeit entfessellter Naturkraft angewachsen, in einer ganzen Reihenfolge rasch vorüberfliegender Erscheinungen.

IV. 2. Haß gegen den hochmüthigen Adel, aber auch Haß gegen die scheinbar müßiggängerischen Obrigkeiten, — dann in den etwas bedeutenderen Persönlichkeiten entschiedener Entschluß zu roher Gewaltthat unter einem Führer, dessen Geburtsansprüche doch von ihnen selbst heimlich verlacht werden — das bramarbasirende Heraustreten des Führers mit verrückten communistischen Tendenzen und Ausbruch der Wildheit gegen die Rechtsgelehrten, deren bloße Existenz eine Protestation gegen den Eingriff in fremdes Eigen=

thum enthalten würde, und Ausbruch der Wildheit gegen alle Bildung, welche der Raubgier dieses Haufens am unmittelbarsten und empfindlichsten gerade in dem Stande der Rechtsgelehrten entgegentritt. Und eben bietet sich diesem Hasse die Gelegenheit der Befriedigung: der Schreiber von Chatam, der den Jungen ihre Exempel durchgesehen, also die Jugend zum Lernen verführt, der seinen Namen auszuschreiben versteht, nicht ein bloßes Zeichen dafür hat „wie ein ehrlicher schlichter Mann,“ dieser muß hängen, hängen mit seiner Feder und Dintenfaß um den Hals. — Doch jetzt kommt Rettung von dem wüsten Treiben, Truppen des Königs gegen Cade und seine „Mitkönige“ ausgesendet, deren Zusammenhang mit Herzog York man wohl ahnet — doch die in Aussicht gestellte Gnade wird zurückgewiesen und aus dem ersten Gefecht kehrt Cade siegreich zurück. (IV. 3.) Der Plan, die Gefängnisse zu erbrechen und sich durch die Verbrecher zu verstärken, verspricht selbst dem Entschlusse, in London einzuziehen, ein unverdientes Gelingen.

IV. 4. Herrscht doch Verzagtheit und Rathlosigkeit am Hofe! denn die kraftvolle Königin ist über Suffolk's ihr zugesandten Kopf ganz in herben Gram und in Rachebrüten gegen seine Feinde versunken, ja aller Hoffnung ist sie unfähig, der König erwartet von frommen Vermittlern Stillung des blutigen Aufruhrs, der doch immer näher heranbraust und schon ein hochgestelltes Haupt trotz aller Unschuld zu verschlingen sich anschickt und König und Königin in der Flucht das Heil zu suchen nöthigt.

IV. 5. Die letzten Truppen Londons sind zum Schutz der bereits angegriffenen Stadt gegen die Rebellen aufgeboten; der Thurm selbst schon in Gefahr. — IV. 6. Jetzt ist auch die Stadt erobert. Der angebliche Prinz bestraft schon den Soldaten, der ihn noch mit dem gewohnten Namen bezeichnet, als Hochverräther. — IV. 7. Ein zweiter königlicher Heerführer gleichfalls geschlagen; der treue, edle, des Vaterlands Wohl fördernde Lord Say, der im Bewußtsein seiner Unschuld nicht geflohen, von der verrückten blutgierigen Rotte, für welche Bildung und Sorge für Bildung ein Verbrechen ist, dem Tode geweiht; ein Reich der

Wollust proclamirt: brutaler Hohn noch über den hingerichteten und seinen Schwiegersohn verhängt! — IV. 8. Erst kraftvollere Männer vermögen der angeschwollenen Meuterei ein Ende zu machen. Die tobende Menge, die für eine früher angebotene Amnestie taub geblieben, fällt dem entschloßnern und richtiger verfahrenden Clifford gegenüber (er faßt sie bei dem allgewohnten Respect vor des Königs Majestät) nach kurzem Schwanken von ihrem Führer Cade ab, der aber, da seine demagogische Beredsamkeit fruchtlos geblieben, der Gefahr der Gefangennahme durch die eigenen Leute sich mit dem Schwerte zu entziehen weiß.

IV. 9. Der König, eben klagend über sein Verhängniß,

> Nie sehnt' ein Unterthan sich nach dem Thron,
> Wie ich mich sehn', ein Unterthan zu sein,

(und doch hat er schon vom neunten Lebensmonat an König sein müssen!) wird, nachdem ihn kaum die Nachricht vom gestillten Aufruhr Cade's erfreut, nachdem er kaum den Aufrührern einen Beweis seiner Milde gegeben, von neuem in Unruhe und schlimmere Besorgniß versetzt vor dem nun auch förmlich mit den Waffen gegen ihn auftretenden York. Nur durch momentane Nachgiebigkeit — Sommerset, der gehaßte Gegner York's, muß einstweilen ins Gefängniß gehn, — will er versuchen, dem furchtbaren Gegner den Vorwand zu entziehen und damit die Waffen aus den Händen zu winden, ganz gebeugt von dem Bewußtsein seiner verhängnißvollen Unfähigkeit und mit schwachem Vorsatz für die Zukunft:

> Komm Frau, laß besser uns regieren lernen,
> Denn noch hat England meinem Reich zu fluchen.

IV. 10. Doch das Glück ist ihm nicht abhold. Es befreit ihn, ohne sein Zuthun, wenigstens von dem einen Feind, dem wilden, selbst bei gänzlich geschwächten Kräften trotzigen Cade, dessen Wesen und Gebahren noch in der letzten Stunde uns ganz an Suffolk gemahnt. —

Besinnen wir uns einen Augenblick, ehe wir dem Strome

neuer, aber schon längst angelegter Schicksalsverkettungen uns hingeben. Was ist bisher an uns vorübergegangen?

Die Gemalin Gloster's bei ehrgeizigen Plänen gegen den König von dem lauernden Haß vereinter Gegner überrascht (I.) — dafür zu schmachvoller Buße heruntergestürzt und in die öde Verbannung geschickt (II.) — Gloster selbst angeklagt und gerechter, d. h. freisprechender Entscheidung durch grausenhafte Ermordung entzogen! doch auch Rückschlag des gestifteten Verderbens auf die nächsten Urheber, in drei Stadien: Suffolk von seiner Macht und seiner Liebe hinweg in die Verbannung gestoßen, Winchester von Gewissensangst zu Tode gefoltert (III.) — Suffolk selbst vom verfolgenden Geschicke noch nicht losgelassen, nein durch den grimmigeren und doch wohlverdienten Volkshaß zu blutigem Tod gebracht. (IV. 1.) Und alles dies nur zu dessen Vortheil, dessen Ehrgeiz der hochfliegendste und der verstockteste, zugleich durch einen nicht aufgegebenen Rechtsanspruch der gefährlichste ist und der nun schon erkennbarer, wenn auch immer noch nicht ganz offen, noch nicht unmittelbar als Kronprätendent auftritt. In seinem Dienst das wüste, so viele Hindernisse hoch überrennende Treiben eines von ihm gestifteten falschen Prätendenten, der, wenn er auch zuletzt von seinen Anhängern verlassen fällt, doch die Ohnmacht des Königs noch deutlicher aufgedeckt hat. Und wie denn nun, wenn York selbst erscheint, wenn die lauernd zurückgehaltene Kraft hervorbricht? Angekündigt ist uns dieser Moment durch ihn selbst und angekündigt ist er auch dem Könige! Was wird die klug verhängte Scheinhaft seines verhaßten Gegners ihm abgewinnen?

V. 1. Zunächst nöthigt sie ihn doch, seine Truppen zu entlassen, ja alles dem König zur Verfügung zu stellen,

„wenn Sommerset nur stirbt."

Aber Sommerset ist in Freiheit, ja macht Miene, nun umgekehrt den zornig auflodernden York zu verhaften. Da gilt es, Zeit zu gewinnen. Mit hochfahrendem Trotz drängt York dem rathlosen König, ohne sich durch das Erscheinen neuer und gewaltigerer Gegner, der beiden Clifford's, außer Fassung bringen zu

lassen, die beiden Söhne Eduard und Richard zu Bürgen für sich auf. Furchtlos ist Eduard, der ältere, dazu bereit, dreistere Entschlossenheit spricht aus Richard, und nun kömmt auch zu Yorks Hülfe herbei sein „wackeres Bärenpaar," der tapfere Salisbury und der gewaltige Warwick. In wilder Naturkraft treffen die drohenden Witzworte Clifford's und des jungen Richard auf einander und verrathen die künftig ausbrechende Thatkraft, ja schon prägt sich unvertilgbar in unsre Phantasie jenes Ungeheuer, jener Richard,

Der unbeholfene Klump,
Der krumm von Sitten ist. und von Gestalt.

Was vermag da die rührende Klage des Königs? Achtet doch selbst Salisbury den Prätendenten York

für rechten Erben dieses Königsthrons,

erklärt er doch den an Heinrich geleisteten Lehenseid für unverbindlich:

Der Sünde schwören ist schon große Sünde,
Doch größer noch, den sünd'gen Eid zu halten.

Hier können nur die Waffen entscheiden, und im wieder aufgegriffenen, blutlechzenden Bilde kündigen sich an die Helden der beginnenden Schlacht.

V. 2. Warwick: Clifford von Cumberland, den Warwick ruft!

Noch ruft er sich heiser nach dem stolzen Lord, da kommt York selbst: ihm muß Warwick den eben erscheinenden Clifford den Vater abtreten, York, der um eine Krone ficht, hat an diesen Feind das größere Recht — unwillig zürnende, wechselseitige Lobpreisung des einen Kämpfers durch den andern, dann Kampf: Clifford fällt, noch im Tode hochgesinnt, noch im Tode königlich geehrt.*)

Trauer des auftretenden Sohnes, dessen Herz sich über den

---

*) York: Krieg gab dir Frieden nun, denn du bist still,
Mit deiner Seele Frieden, so Gott will!

Anblick versteinert, also daß er nun seinen Ruhm in Grausamkeit suchen wird.

Sommerset kommt, unter solchen Gestalten viel zu unbedeutend, als daß er redend eingeführt würde, und doch von früherher bedeutend genug, daß er vor uns seine Mitschuld an Gloster's Sturz büßen muß und daß seine Erlegung dem jungen Richard den ersten Thatenruhm zu verleihn vermag, der freilich von diesem nicht hoch angeschlagen wird:

So, lieg du da!

Ihn ruft neue Kriegsarbeit, mit stolz jauchzender Seele übernommen:

Schwert, bleib gestählt! denn Grimm ist, Herz, von nöthen!
Für Feinde beten Priester, Prinzen tödten. —

Jetzt ist Flucht dem König und den Seinen nöthig, Flucht als Bedingung künftigen Siegs, den Clifford zuversichtlich verkündigt.

V. 3. Doch das wissen auch York und seine Krieger, daß dieser Sieg noch nichts bedeutet, so hoch ihn alle Folgezeit preisen wird.

Der König floh nach London
Und will alsbald ein Parlament berufen. — —
Auf, Kriegsmusik! — Nach London Alle hin!

Dritter Theil.

Die Bemerkung, zu welcher der Schluß des dritten Aufzugs und der Anfang des vierten vom zweiten Theile König Heinrich's des Sechsten Anlaß gab, wiederholt sich hier, indem gleichfalls ein Hinüberschlagen der starkbewegten Handlung über den scheinbar abschließenden Einschnitt, welcher dort das Ende eines Aktes, hier gar das Ende eines ganzen Theiles bildet, stattfindet.

I. 1. Nach London zu eilen, damit man der Königin zuvorkomme, die dorthin ein Parlament berufen, hatte Warwick mit so richtigem Blick, als ungestümem Eifer gemahnt: jetzt sind die Sieger in London im Parlamenthaus selbst. Feurige Mahnungen

ergehen an York, den nicht ganz entschlossenen, und am meisten heben sich auch hier heraus der jüngere Sohn York's Richard, der wortkarge, und Warwick, der in stolzen Worten überströmende. Aber auch der eben eintretende König Heinrich wird von seinen Anhängern zu entschlossener That gedrängt, zu der es ihm doch an Muth und Thatkraft gänzlich gebricht. Vor dem Recht des Besitzes, meint er, solle York sich beugen, fußfällig um Gnade und Verzeihung den Oberherrn bitten, gegen den er sich aufgelehnt. Aber das sich entspinnende Wortgefecht um das Anrecht an die Krone schlägt zu Heinrich's Nachtheil aus. Nöthigt doch ihn selbst sein zartes Rechtsgefühl, die Schwäche seines eignen Thronanrechts sich einzugestehen! Denn die Krone, die er freilich als eine ererbte trägt, verdankte ja sein Großvater einer Rebellion gegen Richard den Zweiten, der allerdings sie Heinrich dem Vierten abgetreten, aber nur durch Zwang, und der überdies nicht die Berechtigung hatte, weiter als für seine eigne Person dem Throne zu entsagen, welcher auf seine Erben übergehen mußte. Selbst einer von König Heinrich's Anhängern, der Herzog Exeter, kann sich nicht enthalten auszusprechen, daß das Recht auf York's Seite sei, und so wenig ihm darin die andern stolzen Lords nachfolgen, so sehr die schon vor Abfall bangende Seele Heinrich's namentlich durch den Zuspruch Clifford's, der, ganz unbekümmert um die Rechtsfrage, aus Haß gegen seines Vaters Mörder dem König Heinrich seine fernere kräftigste Hülfe zusagte, mit neuem Muthe belebt zu werden scheint, — der erneuten Forderung York's, daß „Heinrich von Lancaster" der Krone entsagen solle, vermag derselbe schon nichts weiter entgegenzusetzen als die Bitte, wenigstens ihn selbst noch lebenslänglich als König herrschen zu lassen. Seltsamer und doch nur zu erklärlicher Widerspruch! Eduard dem Zweiten hat er das Recht absprechen lassen, den Thron, der seinem Sohn gehörte, einem Andern abzutreten, ja diese Rechtsverletzung hat ihn an seinem eigenen Erbrecht irre gemacht, und nun macht er sich selber des nämlichen Unrechts gegen seinen Sohn schuldig und begehrt doch für sich den Fortbesitz einer Krone, der er entweder selbst als einer mit Unrecht getragenen entsagen müßte, oder die er auch seinem

Sohne nicht entziehen dürfte. Ueber seinen Kleinmuth, seine weibische Verzagtheit entrüstet, enteilen seine Anhänger, um der männlicheren Königin das Geschehene zu melden. Heinrich fühlt das Unnatürliche seiner Handlung, „doch sei es, wie es will,“ er vermacht

Die Kron' auf immer York und seinen Erben
Mit der Bedingung, daß York gleich hier schwöret,
Den Bürgerkrieg zu enden, lebenslang
Als seinen Herrn und König ihn zu ehren
Und weder durch Verrath noch feindlich ihn
Zu stürzen und statt seiner zu regeiren.

Der Eid erfolgt, mit ihm die doch aller Wahrheit und aller Aussicht auf Bestand entbehrende Versöhnung. — Nachdem der unblutige neue Sieg erfochten, entfernt sich York mit den Seinen, den gram- und kummervollen Heinrich hält seine eben mit ihrem Sohne auftretende Königin fest. Die Mutterliebe adelt selbst das so befleckte Weib: in strömender Rede überschüttet sie ihn mit Vorwürfen, zeigt ihm das Trügliche seiner Hoffnung auf sichern Besitz und verkündet, daß fortan sie mit den nordischen Lords, die gern ihr folgen werden, ihres Sohnes Erbrecht verfechten werde. Gleich entschlossen folgt ihr der kampflustige Sohn, der, wenn er beim Vater bliebe, nicht einmal sicher wäre vor Ermordung durch York's Partei. Und so mächtig haben ihre heftigen Worte, in denen er Liebe zu ihm selbst und zum Sohne wohl erkennt, auf den rathlos schwankenden Heinrich gewirkt, daß er wenigstens heiße Wünsche ihr nachsendet, daß ihr Rache werden möge an dem verhaßten York, von dessen herrschsüchtigem Hochmuth er ja doch weder für sich noch für seinen Sohn Schonung erwarten kann. Umgewandelt will er — dem eben geschlossenen Bunde untreu — durch ein freundliches Schreiben seine entrüsteten Anhänger zu versöhnen suchen und der gleichfalls wieder umgewandelte Exeter ist gern bereit, das Amt des versöhnenden Boten zu übernehmen.

I. 2. Offenere und unzweideutigere Untreue droht von der andern Seite. York's Bruder und beide Söhne, unzufrieden, daß York Heinrich's Tod abwarten soll, um den Thron zu besteigen, dringen in York, trotz des geschworenen Eides die Krone sofort

sich anzueignen. Mit frecher Offenheit erklärt der ältere Sohn, daß er, um ein Jahr zu herrschen, tausend Eide brechen würde, und frecher noch führt der gleißnerische Richard einen sophistischen Beweis, daß der Eid unverbindlich sei, da er einer unrechtmäßigen Obrigkeit geleistet worden. Aber auch das Lockende einer Krone weiß er dem Vater vor die Seele zu führen und zugleich bricht seine grausame Blutgier hervor in der Erklärung:

ich kann nicht ruhen,
Bis ich die weiße Rose, die ich trage,
Gefärbt im lauen Blut von Heinrich's Herzen.

York ist unfähig, zu widerstehen. Doch kaum hat er Anordnungen zur Ausführung des neuen Verrathes getroffen, so kommt auch schon die Nachricht, daß die Königin mit einem starken Heere, ihn zu belagern, nahe. Trotz der Ungleichheit des Heeres, das sie entgegen zu stellen vermögen, läßt sich der bedachtsamere aber nicht feige York von seinen Söhnen bestimmen, die Feinde im offenen Felde zu treffen.

(I. 3.) Eine kurze Scene von wilder Größe. York's kleiner, erst nach der Schlacht bei Albans geborner Sohn fällt mit seinem Lehrmeister in des rachgierigen Clifford Hand. Der Priester wird verschont, wiewohl er mit seinem Zögling zu sterben begehrt: der Sohn dessen, der Clifford's Vater erschlagen, muß sterben: die rührendsten Bitten vermögen nicht die rasende Rachgier zu beschwichtigen. Wie der Vater Clifford's mit einem französischen, so stirbt der gelehrt erzogene Knabe mit einem lateinischen Spruche. Clifford stürmt fort, die Rachgier nun auch an York selbst zu stillen.

(I. 4.) Die Gelegenheit soll ihm bald werden, ihm und der noch erhitzteren Königin!

Trotz Eduard's und trotz Richard's, des so heldenmüthigen als herrschsüchtigen, Tapferkeit erliegt die viermal kleinere Zahl der Uebermacht. York selbst kann den tödtlichen Verfolgern nicht mehr entgehen und harrt des Todes mit entschlossener Fassung. Mit gerechtem Heldenstolz weist er Clifford's Schmähungen zurück; schon soll er von diesem den tödlichen Streich der Rache für den

von ihm getödteten Vater empfangen, da tritt die Königin dazwischen: erst nach unerhörten Seelenqualen soll er sterben: so gebietet es der mit einfacher Rache nicht zufriedenzustellende Grimm des Weibes. Sie läßt ihn gefangen nehmen, um sich zu weiden an dem Eindrucke ihres Hohnes über seinen vermessenen Ehrgeiz, zu dessen Entwürfen doch weder seine eigenen noch seiner Söhne Kräfte ausgereicht. Aber nicht genug! Sie muß reißender als Wölfe, giftiger als Nattern, — sie muß ihre Zähne tiefer in ihn einbohren. An seinen Liebling, den Knaben Rutland, den soeben von Clifford hingemordeten, erinnerte sie ihn; an dem sichtbaren Ausbruche seines zuerst noch stummen Schmerzes möchte sie sich belustigen, — mit einem Tuche, das sie in das Blut seines Rutland getaucht, soll er sich die Thränen trocknen dürfen! Als dies nicht sogleich nach Wunsche wirkt — neuer Hohn, schärfer und bitterer als der frühere! Eine papierne Krone läßt sie ihm auffsetzen, zur Mahnung an sein ohnmächtiges und unter Eidbruch verfolgtes Dichten und Trachten. Und als er noch immer schweigt, soll nun der Todesstreich ihn treffen. Aber gern gebietet sie von neuem Einhalt, da sie sieht, daß sein Schmerz jetzt endlich Worte finden wird. Doch es sind keine unmännlichen, wie sie schon frohlockend gewähnt hat. Dem verachtenden Stolz der siegreichen Königin setzt der besiegte und gefangene York verachtenden Stolz entgegen: ihre unnatürliche Grausamkeit, ihre Abstammung von einem armen Titularkönige, ihren gänzlichen Mangel an allen Gütern, welche ein Weib liebens- und bewundrungswürdig machen, wirft er ihr vor, und nunmehr endlich in Thränen ausbrechend über seinen Rutland, wischt er sie ab mit dem Tuche, das die fühllose Königin ihm dargereicht, dessen gewiß, daß die Erzählung so unsäglichen Leidens selbst seine Feinde zu Thränen rühren werde. Mit der zurückgegebenen Krone soll sie zugleich seinen Fluch nehmen. Dann fordert er entschlossen den Tod. Der eine seiner Feinde, Northumberland, ist doch von dem Unerhörten zu erschüttert: von Clifford erleidet York den tödtlichen Streich und von der Königin, die auch hierbei nicht zurück bleiben will. Nicht einmal das Gebet des Sterbenden vermag sie weicher zu stimmen; dem Gestorbenen läßt

sie noch den Kopf abschlagen und höhnend auf das Thor seiner Stadt aufpflanzen.

So hat nun auch den dritten von den schlimmsten und zum Morde verbunden gewesenen Feinden des edlen Protectors die unfehlbare und für ihn noch geschärfte Rache der höheren sittlichen Macht ereilt: Margarethe, die einzige, welche von jenem frevelhaften Bunde noch übrig geblieben, ist die Vollstreckerin dieser Rache gewesen, aber schon um jenes Antheils willen dem höhern Gerichte verfallen, ist sie jetzt auch noch mit dem gerechten Fluche York's beladen: wird sie ihm entgehen?

II. 1. Noch sind die Söhne York's, noch ist der furchtbare Warwick zu bekämpfen, — der erfochtene Sieg viel zu unvollständig.

Zu neuem Streite ziehen unverzagt Eduard und Richard gegen die Feinde: nur eines bekümmert sie, die Sorge um den Vater, von dessen Geschick sie noch keine Kunde haben; aber zugleich deutet ein himmlisches Wahrzeichen auf Sieg, wenn sie einträchtig sind. Doch schon kündet ein freilich wohl begründetes, aber bitteres Witzwort des nur Krieg und Blut athmenden Richard über Eduard's wollüstigen Sinn auf einen Anlaß zu späterem Mißgeschick hin. Aber kaum ausgesprochen, wird es übertönt von der Schreckenskunde dessen, was den Vater betroffen. Ihre verschiedenartige Wirkung läßt die Verschiedenartigkeit des Sinnes beider Brüder deutlich erkennen. Wir sehen Eduard fast gebrochen, Richard nur heftiger entflammt zum Kampfe, der nun ein Rachekampf wird; wir sehen, wie Eduard sein Erstgeburtsrecht wohl empfindet, aber schon durch die bloße Herzogswürde hoch erfreut ist und wie Richard ihn zu einem höhern Ziele stachelnd antreibt. Da kommt mit sehr gelegener Hülfe Warwick und sein Bruder. Zwar sehen sie eine Schlacht gegen die Königin verloren, welche auf das von Warwick besetzt gehaltene London losgezogen, um jenen letzten Parlamentsschluß über Heinrich's Eid und das Erbrecht York's zu vernichten. Der König ist zur Königin entflohen, Warwick hat eine neue Heeresmacht gesammelt und aus Burgund ist auch ein dritter Sohn York's, Georg, gleichfalls mit einer Hülfsmacht herbeigeeilt. Entschlossen brechen sie vereinigt auf gegen die heranziehende Königin,

Richard zugleich mit dem Vorsatz, an dem fühllosen Clifford Rache zu nehmen.

II. 2. Margarethe mit König Heinrich und den Ihren erscheint vor der Stadt York. Das dort aufgepflanzte Haupt des Herzogs erquickt das Herz der unweiblichen Königin, betrübt das Herz des unmännlichen Königs, der von dem wilden Clifford mit feuriger Beredsamkeit an die Naturpflicht der Eltern, ihre Kinder zu schirmen, gemahnt, doch nicht umgestimmt wird, vielmehr mit zarterer Empfindung die Pflicht des Vaters hervorhebt, dem Sohne das sittliche Erbtheil unbefleckter Tugend zu hinterlassen.

O, hätte doch mein Vater
Mir auch nicht mehr gelassen! Alles andre
Bringt tausendmal mehr Sorge, zu bewahren,
Als im Besitz ein Tüttelchen von Lust.

Anders gesinnt ist sein Sohn, der des eben ihm zu Theil werdenden Ritterschlages sich durch den mannhaften Entschluß, als des Thrones Erbe das Schwert zu führen, würdig erweist. So wenig ist mit des Königs Anwesenheit bei dem nahenden Entscheidungskampfe gedient, daß sogar der freilich von ihm zurückgewiesene Vorschlag gemacht wird, er solle sich von demselben ganz zurückziehen. Dem Schwerteskampfe geht voraus ein nicht minder erbitterter Wortkampf mit der eben auftretenden York'schen Partei. Haß und Verachtung sprühen in den Wechselreden Clifford's und Richard's, — Margarethens und der Söhne York's: ungehört verhallen die dazwischen zu Frieden mahnenden Reden des Königs.

II. 3. Der Schwerteskampf selbst droht gegen das Haus York auszufallen. Doch die Häupter raffen sich noch einmal auf zum letzten entscheidenden Versuche.

II. 4. Auf einander treffen der wilde Richard und der wilde Clifford, Rache suchend jener und zur Rache noch mehr erhitzend dieser. Das Hinzukommen Warwick's stört den Kampf, doch dem enteilenden Clifford jagt Richard nach.

II. 5. W a n n k o m m t e s z u B ü r g e r k r i e g u n d w a s w i l l B ü r g e r k r i e g b e d e u t e n?

Er bricht aus, wenn in Zeiten, die zur Bändigung erhitzter innerer Parteien die heroische Kraft des höchsten Gewalthabers bedürfen, der König seine Krone als eine Last ansieht und am liebsten mit dem Schäferstabe vertauschen möchte, wenn er alle Weichheit und Zartheit des Gemüthes besitzt, um das harmlose Glück idyllischen Schäferlebens, aber keine männliche Kraft, um die Erhabenheit seines königlichen Amtes zu empfinden. Und was ist Bürgerkrieg? Die poetische Antwort lautet: Das ist der Krieg, in welchem der Sohn in dem glücklich erschlagenen Feinde auf einmal den eigenen Vater, und der Vater in dem glücklich erschlagenen Feinde auf einmal den eigenen Sohn erkennen muß, — der Krieg, in welchem dann Sohn und Vater und König in Grausen erregendem Wechselchor die Jammerklage erheben über das Ungeheure, was sie gethan und was sie erleiden!

Der unglücklichste unter den Unglücklichen, der König, wird aus seinen Klagen heraus gerissen durch das neu auf ihn hereindrängende Unglück. Die gewaltigen Anstrengungen Warwick's, Eduard's, Richard's haben doch noch den Sieg auf ihre Seite zurückgelenkt: der König muß sich der scheuen Flucht seiner Gemalin anschließen.

II. 6. Die Niederlage ist um so schwerer, da Clifford's „Licht zu Ende brennt, ja stirbt, das immer König Heinrich hat geleuchtet". Durch schweren Blutverlust an der Flucht gehindert, die Niemand mehr als dem König zu Statten gekommen wäre, der nun verlassen unterliegen wird, erwartet Clifford von der wohl verdienten Rache seiner Feinde den Tod. Der weiche Ton seiner letzten Worte weit entfernt, den Eindruck seiner Heldengröße zu schwächen, mildert nur die Herbheit des Eindrucks, welchen die erschreckende Wildheit des Helden früherhin hervorbringen mußte. Ja, so nahe dem Tode, eignet sich Clifford, der vormals nur ein Raub der heftigsten persönlichen Leidenschaften war, zum Organ unbefangener geschichtlicher Wahrheit und Weisheit.

„O Heinrich, hättest du geherrscht als König,
Und wie dein Vater und sein Vater that,
Dem Hause York um keinen Fuß breit weichend,

Sie hätten nicht geschwärmt wie Sommerfliegen:
Ich und zehntausend in dem armen Reich
Versetzten nicht in Trauer unsre Wittwen
Und friedlich säßest du auf deinem Stuhl!
Denn was nährt Unkraut, als gelinde Luft?
Und was macht Räuber kühn, als zuviel Milde."

So weiß Shakspeare seine vom stolzesten Lebenstriebe schwellenden und überschwellenden Männer am Rande des Grabes ohne Verletzung der innern Wahrheit, mit einem verklärenden Scheine zu überkleiden, immer in Angemessenheit zu ihrem sonstigen Charakter, ohne je einer idealisirenden Verallgemeinerung die Schärfe der Eigenthümlichkeit zum Opfer zu bringen. Wie ähnlich und doch wie bestimmt abgestuft ist das Ende York's und das Verscheiden Clifford's, — und wie nahe liegt selbst die Vergleichung der doch so stark kontrastirenden und unter sich wieder so verwandten Todesstunden Suffolk's und Cade's!

Clifford, der kein eigenes Interesse selbstsüchtig verfolgt hat, der nur die Pflicht gegen seinen Lehnsherrn, dann gegen den gefallenen Vater mit zu wilder Leidenschaft erfüllt hat, — Clifford darf nicht im Tode seinen Feinden ein Spielwerk schadenfroher Wuth werden, er verlischt und ihrer Rachgier bleibt nur der Leichnam des Entseelten, dessen Haupt nun an die Stelle von York's Haupt treten muß.

Doch nicht genug, daß den Siegern die Freude über ihr Glück durch Clifford's allzuschnellen Tod vergällt wird, — über jenes Glück selbst ziehen sich schon, wenn auch noch kaum bemerkbar, schwere Wolken zusammen. Mit heroischem Selbstgefühl ordnet Warwick das Weitere an. Eduard, der älteste von York's Söhnen, soll sich alsbald in London als Englands König krönen lassen, dann wird Warwick nach Frankreich eilen und dem neuen König die Krone dadurch noch mehr sichern, daß er ihm die Schwester des Königs von Frankreich zur Gemalin wirbt. Die Genehmigung Eduard's ist ihm im Voraus gewiß, nicht minder die Einwilligung Frankreichs. Allerdings fügt sich Eduard dem Manne, der seine sicherste Stütze ist, so sehr, daß er ihm als seinem zweiten Selbst

volle Freiheit des Thuns und Lassens einräumt. Den gleichen herrscherlichen Ton stimmt Warwick auch gegen Richard an, der, als er selbst von Eduard zum Herzog Gloster, sein Bruder Georg zum Herzog von Clarence ernannt wird, in einer Anwandlung von Aberglauben, die bei ihm die Stelle der Religion vertritt, lieber Herzog von Clarence werden und das unglückbedeutende Herzogthum Gloster dem jüngern Bruder übertragen sehen möchte. Rasch dreinfahrend verhindert dies Warwick:

Pah, das ist eine thörichte Bemerkung:
Richard, seid Herzog Gloster! nun nach London,
Um in Besitz der Würden uns zu setzen!

Wer ist denn nun eigentlich König? und wer wird künftig einmal König sein?

III. 1. Heinrich wenigstens ist es bald nicht mehr, selbst nicht in dem Sinne, in dem er es überhaupt je gewesen. Aus dem sichern Schottland treibt ihn, den jede Tugend des Bürgers und keine des Königs schmückt, eine unbezwingliche Sehnsucht nach der heimischen Erde, deren Herrscher er einst gewesen, in die Gefahr hinein, der ihn seine Flucht entzogen hatte. Von zwei Förstern wird der weiland König ergriffen,

ein Wild, des Haut den Förster lohnt.

Das nächst bevorstehende sieht er schmerzlich bewegt voraus: am Hofe des französischen Königs, wohin Hülfe flehend Heinrich's Gemalin mit ihrem Sohne geflüchtet, wird der Vortheil bietende Bewerber Warwick leicht den Sieg davon tragen, und Margarethe, die arme, ist dann verlassen, wie sie hülflos gieng. In das, was ihn selbst gegenwärtig trifft, in die Gefangennahme, ergibt er sich mit einem Herzen voll Trauer über den leichten Sinn der geringen Leute, aber ohne Bitterkeit über den eidbrüchigen Wankelmuth, da das thörichte Volk ja gar nicht weiß, was es schwört. So wenig vermag der verwilderte Sinn der beiden Förster, die den Unglücklichen noch höhnen und ihres Eides mit gleicher Sophistik wie früher Richard spotten, ein Gemüth aufzuregen, das ohne alle Befähigung zum thätigen Heldenmuth, doch vollkommen gerüstet ist zum leidenden.

So führt mich denn in Gottes Namen hin:
Dem Namen eures Königs sei gehorcht!
Und was Gott will, mag euer König thun;
Und was er will, dem füg' ich mich in Demuth.

III. 2. Ehe die Botschaft von der Vervollständigung des Sieges durch die Gefangennahme Heinrich's zum neuen König gelangt, hat dieser schon sich selbst eine neue und größere Gefahr bereitet. Lady Grey hat ihren Gatten in der Schlacht für das Haus York eingebüßt: als sie für sich und ihre Söhne die Wiedereinsetzung in die der Krone heimgefallenen Lehngüter ihres Gemals nachsucht, reizt ihre Schönheit des Königs sinnliche Lust auf und lenkt ihn ab von der Bahn einfacher Gerechtigkeit und nicht minder, wie er bald erfahren soll, von der Bahn der natürlichsten Staatsklugheit. Seinem Werben, dessen Sinn den beiden ihn wohl kennenden Brüdern keinen Augenblick entgeht, vielmehr von ihnen abseits mit derbem Spotte begleitet wird, versagt sich, als es ihr endlich verständlich wird, die Ehrbarkeit der Wittwe, die wenigstens gegen ein so plumpes Werben hinlänglich gewaffnet ist: aber des offenkundigen, ja eingeständigen Wüstlings Anerbieten, sie zu sich auf den Thron zu erheben, vermag sie nicht zu widerstehen. Der Spott der beiden Brüder kann Eduard nicht irre machen, der Bund ist geschlossen, der für ihn verhängnißvoll werden soll.

Zwar die darin liegende Beleidigung für den König von Frankreich, um dessen Schwester zu werben Warwick abgereist ist, und für diesen, den Werber, selbst — diese Beleidigung, die den Patriotismus des Engländers empören könnte, ist es nicht, welche den neuen Herzog Gloster aufbringt Ihm bangt vor der vielleicht zahlreichen thronberechtigten Nachkommenschaar des üppigen Eduard und vor denen, die noch außerdem ihm selbst, dem Herzog Gloster, in Hoffnung und Anspruch auf den Thron voran gehen. Und doch träumt er nur von Oberherrschaft, die für ihn in eine unerreichbar weite Ferne entrückt scheint. Was könnte ihm auch die Welt sonst noch für Freude verleihen? Der Wollust zu pflegen wie Bruder Eduard, der die Weiber wohl in Ehren hält, die er, gleichviel auf welche Weise, auch wirklich zu gewinnen versteht, ist Richard

wenig gemacht, er, der von der Natur an jedem Theile ungeschlacht geschaffen.

Gleich wie ein Chaos oder Bärenjunges,
Das ungeleckt der Mutter Spur nicht trägt.

Ohne Aussicht auf den Trost der Liebe, die freilich den Unbändigen auch nicht bändigen würde, bleibt ihm keine Lust der Erde

Als herrschen, meistern, Andre unterjochen,
Die besser von Gestalt sind, als er selbst.

Die Krone, die sein Himmel, seine Heimath ist, auf deren Besitz er, der sonst Allen nachstehen müßte, gleichsam ein Recht der Ausgleichung sinnlicher Güter für sich in Anspruch nimmt, die Krone zu erhaschen, martert er sich

Und will von dieser Marter sich befrei'n,
Wo nicht, den Weg mit blut'ger Axt sich hau'n.

Jetzt freilich bedarf es der Verstellung, der allerkünstlichsten Verstellung: aber in dieser weiß er sich Meister, mit jedem Geschöpf, mit jedem Menschen vermag er es darin aufzunehmen, und so ruft siegesgewiß der entschlossene, der ränkevolle, den keine Regung des Gewissens beirrt, im Vollgefühl seiner Künste:

Und kann ich das und keine Kron' erschwingen?
Ha, noch so weit will ich herab sie zwingen. —

Die Herrschbegier, die Thatkraft, die Arglist des Vaters, — alle Eigenschaften erkennen wir wieder in diesem Sohne, nur gesteigert in das Dämonische und gekehrt nicht mehr gegen die Dynastie des Usurpators, nein gegen die eigene Familie, deren Haupt allein, der gefallene Vater, eine scheue Ehrfurcht in Richard zu erwecken im Stande war. So sind denn durch die eben gehörten Worte noch grausenvollere Thaten angekündigt, als worauf wir in früherer Zeit durch des Unheil brütenden York Reden (I. 1. Schluß und II. 1. Schluß) vorbereitet waren.

III. 3. Und doch ist Richard nicht der einzige Feind, der Eduard bedroht. Zwar über das rührende Hülfsgesuch Margarethens, welche vom großen Albion Königin war

in vergangnen goldnen Tagen,

trägt bei dem Eigennutze des französischen Königs Ludwig die geschickte Beredsamkeit Warwick's, des werbenden Abgesandten von König Eduard, den Sieg davon, den bereits Heinrich vorausgesehen: das Ehren halber geäußerte Bedenken über die Rechtmäßigkeit von Eduard's Thronbesitz läßt König Ludwig, der auch vor Warwick's Eintreffen gegen die flehende Margarethe zu tröstlichen Worten bereiter war als zu helfenden Thaten, sich leicht und gern benehmen, und so trifft Margarethen mit dem Verlust der Hoffnung sogar noch vom Könige das Loos, eine Großmuth zugesichert zu erhalten, die wie Spott klingt und doch von Warwick nicht einmal ihr gegönnt wird. Aber dennoch gibt die entschlossene noch die Hoffnung nicht auf. Stolz gebietet sie Schweigen dem frechen, unverschämten Warwick,

Der Könige stolzem Schöpfer und Vernichter.

An die Aufrichtigkeit von Eduard's Werbung kann sie nicht glauben, und kaum hat sie trotz der eben erfolgten Verlobung ihren Zweifel ausgesprochen, so kommt in unerwartet eintreffenden Botschaften die Bestätigung ihres Zweifels, welche Alles mit einem Mal umgestaltet. Nur in einem hat sie sich geirrt: die Vermälung Eduard's mit Lady Grey ist so wenig mit Warwick's Wissen geschehn, daß dieser vielmehr sich mehr noch als selbst König Ludwig in seiner Ehre gekränkt fühlt. Und mit raschem Umschlag wendet sich der hastige und stolze Mann für immer ab von dem, den er zum Könige gemacht, und zurück zu Heinrich, dessen angestammtes Recht er jetzt mit einem Male anerkennt. Da ist bald Versöhnung geschlossen mit Margarethen:

Laß, edle Königin, den alten Groll:
Ich will hinfort dein treuer Diener sein,
Sein Unrecht an der Fräulein Bona rächen
Und Heinrich wieder setzen auf den Thron.

Es wird nur einiger auserlesener Schaaren König Ludwig's bedürfen, in England selbst darf man auf Hülfe rechnen, da Herzog Clarence, über die nicht Ehre und nicht Vortheil bringende

Ehe des Bruders erzürnt, auf dem Punkte steht abzufallen. Von Warwick, von Bona, von Margarethe bestürmt und vom eignen Unwillen getrieben, sagt der sonst bedenkliche Ludwig seine Hülfe zu. Mit Drohungen von allen Seiten überhäuft, wird der Bote, welcher jene schlimme Nachricht gebracht, nach England zurück geschickt, alle noch mögliche Bedenken gegen Warwick's feste Treue werden beseitigt durch die rasch angebotene und rasch angenommene Verlobung von Warwick's Lieblingstochter mit dem jungen Prinzen, dem unternehmenden Sohne König Heinrich's.

Wie hat sich nun doch auf einmal die Lage der Dinge verändert! Welch ein Ersatz ist am Schlusse dieses Aufzugs eingetreten für den Verlust Clifford's, den der Schluß des vorigen über das Haus Lancaster brachte! Und alles durch Eduard's Schuld! Ich kam von Eduard, ruft Warwick in heißem Zorne aus,

Ich kam von Eduard als Gesandter her,
Doch kehr' ich heim als sein geschworner Feind;
Zur Heirathsstiftung gab er Auftrag mir,
Doch droh'nder Krieg erfolgt auf sein Begehren.
Hatt' er zum Spielzeug Niemand sonst als mich?
So will ich nun den Spaß in Leid verkehren;
Ich war voraus, zur Kron' ihn zu erheben,
Und will voraus sein, wieder ihn zu stürzen:
Nicht, daß mir Heinrich's Elend kläglich sei,
Doch rächen will ich Eduard's Neckerei. —

IV. 1. In fliegender Eile rollen die weiteren Geschicke an uns vorüber. Der Dichter erscheine überhaupt, sagt einmal Göthe, als Epitomator der Natur und Shakspeare's großes Talent sei das eines Epitomators.

Wie wenig auch König Eduard der durch Raub seinem Geschlechte wieder gewonnenen Krone sich würdig gezeigt, wie leichtsinnig er durch die neue Heirath den französischen König und Warwick und durch die Gnadenerweisung gegen den Bruder und gegen den Sohn seines neuen Weibes seine eignen Brüder Clarence und Gloster beleidigt, ein Schwächling ist er nicht: er fordert und er erträgt ein offenes Wort, aber er fordert auch Gehorsam und Fügsamkeit in das, was ihm nun einmal beliebt, und er erschrickt

nicht vor der Anmeldung des Kriegs, der von König Ludwig und von Warwick droht. — Freilich war es ein zu leichtsinniges Selbstvertrauen, wenn er den beleidigten Ludwig und den beleidigten Warwick wohl noch durch neue Mittel, die er ersinnen könne, zufrieden zu stellen sich schmeichelte, und mit der königlichen Entrüstung, daß der Verräther Warwick ihm die frevelnde Botschaft gesendet —

„Sag' ihm von mir, er habe mich gekränkt,
Drum wollt ich ihn entkrönen, eh' er's denkt" —

verbindet sich eine unwillkürliche Ahnung der Gefahr, welche in einer Verbindung Warwick's mit Margarethen drohet, doch es überwiegt der königliche Muth:

Nun wohl, ich will mich rüsten, so gewarnt:
Krieg soll'n sie haben und den Hochmuth büßen.

Außer Fassung dagegen könnte es ihn wohl bringen, daß nun auch Clarence offen mit ihm bricht und geradezu mit Sommerset zu Warwick enteilt. Doch auch da behauptet er die Fassung und trifft schnell die nöthigen Anordnungen, ja mit richtiger Einsicht, daß ein offener Feind besser als ein falscher Freund, und mit königlichem Vertrauen in das Wort des Andern gestattet er auch dem Bruder Warwick's, Montague, und dem Freunde Warwick's, Hastings, zu jenem zu scheiden, wenn sie dies im Herzen vorzögen. Der Versicherung ihrer Treue traut er mit fürstlicher Arglosigkeit, traut auch der Versicherung Gloster's, der freilich jetzt auch noch zu trauen ist, da es sich für diesen noch nicht um die Krone selber handelt, der allein zu lieb er bleibt. Siegesgewiß bricht Eduard auf, jedoch auch entschlossen, keiner Mühe bis zur Entscheidung sich zu entziehen.

IV. 2. 3. Aber mit der entschlossenen Kampfeslust hat er auch voll keckem Selbstgefühls die leichtsinnige Arglosigkeit mit in das Feld genommen. Darauf baut Warwick, der überdies durch die eben andringenden Sommerset und Clarence verstärkt wird, den Plan eines Ueberfalls. Er gelingt, da Eduard in mehr ritterlich-phantastischer, als königlich-besonnener Kühnheit seinen Anhang

in die Städte gelegt, selbst aber im kalten, aber durch größere Gefahr ehrenvolleren freien Felde sein Lager aufgeschlagen hat. Gefangen muß er bittere, aber nicht unwahre Worte über seine Unfähigkeit zur Regierung eines Königreichs von Warwick vernehmen, ohne daß doch diese Worte ihm die freie königliche Fassung seines Gemüths verkümmern können. In Gefangenschaft zu Warwick's Bruder, dem Erzbischof von York, entsendet, fügt er sich — nicht wie König Heinrich mit religiöser Ergebung, nein — mit der unbesiegbaren Heiterkeit eines Herzens von sinnlicher Stärke in das, was das Schicksal auferlegt. Für Warwick bleibt nun nur noch die Aufgabe, nach London zu ziehn,

Um König Heinrich vom Verhaft zu lösen
Und auf den Königsthron ihn zu erhöhn.

IV. 4. Von dem kaum geschehenen bringt auch schon die Kunde zu des gefangenen Eduard Gemalin, jener Wittwe des Lord Grey, jetziger Königin Elisabeth, umderentwillen Eduard die Treue des grimmen Warwick verscherzt hat. Den Sprößling Eduard's, den sie unter dem Herzen trägt, vor dem auf London los ziehenden Warwick zu schirmen, bleibt ihr nur die Flucht übrig, die sie an ihres Bruders Rivers Seite unternimmt.

IV. 5. Aber nicht sie allein entzieht sich und

„Den Sprößling Eduard's, Englands ächten Erben,“

der Gewalt des Wüthrichs, sondern Eduard selbst findet in dem gut ausgedachten Anschlag seines Bruders Gloster die Mittel zur Flucht, welche ihm mehr als die Freiheit, nämlich den eben verlorenen Thron, wieder verschaffen soll.

IV. 6. Ein Gegenstück! König Heinrich aus der Gefangenschaft durch Warwick befreit! Der Freiheit bezeigt er sich in der milden Freundlichkeit gegen seinen bisherigen Wächter und in der gänzlichen Freiheit von allem Groll beleidigter Majestät gegen ein schuldloses Werkzeug seiner Feinde eben so werth als ungeeignet zur Führung des Regiments in dem nun gefaßten Entschlusse, der doch nach andrer Seite hin ein Zeugniß ursprünglichen und unverlorenen Seelenadels ist.

Warwick, der nächst Gott ihn befreit hat, soll, damit nicht wieder das Volk

In diesem Land des Segens

durch des Königs widerwärtigen Stern leiden müsse, — Warwick, der in allem seinem Thun beglückte, soll in's künftige in Heinrich's Namen das Regiment führen. Und in dem dadurch entzündeten Wetteifer des Edelmuthes erklärt Warwick seinen Genossen Clarence, erklärt dieser den Warwick,

Dem den Oelzweig und den Lorbeerkranz
Bei der Geburt der Himmel zugesprochen,

für einzig würdig der Uebernahme des Protectorats. Der König schlichtet den freundschaftlichen Streit, indem er beide zusammen zu des Reichs Protectoren ernennt, wodurch er für sein religiöses Bedürfniß den Raum zu einem stillen, andachtsvollen Leben findet. Beide willigen ein und verrathen in dem sofortigen Beschluß,

Für Hochverräther Eduard zu erklären
Und alle seine Güter einzuziehn,

sodann

Das Erbrecht zu bestimmen,

den politischen Trieb und den politischen Sinn, welche dem König nach dessen eignem Gefühl abgehn. Königin Margarethe und des Königs Sohn, Eduard, aus Frankreich schleunig zurück zurufen, müssen sie erst von Heinrich selbst gemahnt werden, der auch hierin wieder bei aller Schwäche seinen edeln, von irdischem Egoismus freien Sinn darlegt, ja in der prophetischen Verkündigung der großen Bestimmung des mit anwesenden jungen Heinrich, Grafen von Richmond, eine religiöse Weihe des Gemüthes entwickelt, wie sie den Naturen von mächtigerem Erdenstoffe versagt ist. Da kömmt die Kunde von Eduard's Flucht, wodurch Warwick's ganze Thatkraft von neuem heraus gefordert wird. Den Segen, welcher in des jungen Richmond Person dem Lande verkündigt ist, beeilen sich die beiden Lords Somerset und Oxford, vor der von Eduard drohenden Gefahr durch schleunige Flucht nach der Bretagne zu bergen.

IV. 7. Und in der That — die Gefahr, daß Eduard den Thron wieder gewinne, ist groß. Schon ist er mit erwünschter Hülfe von Burgund wieder da in England, schon weiß er mit schlauer Dreistigkeit sich den Eingang in die Stadt York zu verschaffen — und behauptet so selbst einmal augenblicklich den Vorrang vor dem abergläubischen Gloster — und schon wird er weiter selbst, als er für jetzt möchte, gedrängt: nicht bloß das Herzogthum York soll er wieder finden, so verlangt es der eben ihm mit Truppen zuziehende Montgomery, nein, sofort muß er sich auf dessen und der andern Andrängen entschließen, sich zum König ausrufen zu lassen: auch darf er ja von dem Muthe seiner Anhänger und von seinem eigenen ein frohes Gelingen sich versprechen.

IV. 8. Auch diese schlimmere Botschaft vermag den kühnen, thatkräftigen Warwick nicht außer Fassung zu bringen. Die von ihm getroffenen Anstalten sind freilich nicht durchaus glücklich berechnet. Denn kaum haben sich die Anhänger König Heinrich's, der scheinbar gesichert in London zurück bleibt, nach allen Seiten hin zu rascher Truppenansammlung zerstreut, und kaum hat König Heinrich der bangen Besorgniß des zurückgebliebenen Exeter, daß Eduard wohl gar die Anhänger des Königs verführen werde, mit heiterer Selbstzufriedenheit die Gewißheit entgegengesetzt, daß die von ihm bewiesene Milde und Großmuth ihm alle Herzen gewonnen habe, so ereilt den unglücklichen König von neuem das Geschick der Gefangennahme. Der eindringende Eduard schickt den „blöden Heinrich" in den Thurm und gebietet sodann den Aufbruch nach Coventry,

Wo der gebieterische Warwick steht.

Zustimmend ruft Gloster:

Bei Zeiten fort, eh' sich das Heer vereint,
Fangt unversehns den großgewachs'nen Frevler.
Auf, wackre Kriger! frisch nach Coventry!

V. 1. Dem in Coventry harrenden Warwick kommt höchst erwünscht mehrfacher Zuzug, aber während dessen rückt auch schon unerwartet früh der „üpp'ge Eduard" heran, dessen Entschlossen-

heit und Kriegstüchtigkeit auch jetzt noch Warwick anzuerkennen sich sträubt. Der Versuch einer Beilegung des Streites mißglückt und muß mißglücken, da beide Theile, von Haß und Geringschätzung gegen einander erfüllt, Unterwerfung fordern und die gegenseitige Zusicherung von Gnade dem noch nicht Ueberwundenen mehr wie bittrer Hohn, als wie versöhnliche Großmuth erscheinen muß.

Der sich immer mehrende Zuzug droht der Sache Eduard's Gefahr, doch ruft er in des kampfdürstenden Gloster Gemüth nur größere Rachgier wach, und auch Eduard bewährt sich, wenn auch früher „üppig" und „Schwächling" gescholten, doch als königlicher Held in der stolzen Siegesgewißheit seiner Worte:

Je stärkrer Gegenpart, je größrer Sieg;
Glück und Gewinn weissagt mir mein Gemüth.

Von entscheidender Wichtigkeit ist es, daß der eben heranziehende Clarence nicht seinem Schwiegervater Warwick, sondern mit plötzlich umgewandelter Gesinnung, trotz des ihm geschworenen Eides, sich bereuend von der Seite des Verführers Warwick auf die Seite seines Bruders Eduard zurückwendet, der ihm natürlich mit Freuden verzeiht. Wieder liegt die Sache so, daß nur das Schwert, das in offnem Felde walten zu lassen Warwick's Stolz gebietet, die Lösung bringen kann.

V. 2. Für Warwick bringt es die Lösung — durch den Tod. König Eduard, die stolzen Heldenworte durch die That bewährend, hat den gehaßten und fürchtenswerthen Warwick zum Tod verwundet, den Verwundeten bringt er getragen und wirft ihn mit denselben Worten der Verachtung, die einst Richard gegen den todten Somerset gebraucht, (Heinrich der Sechste, zweiter Theil, zweite Scene), auf die Erde nieder:

„So lieg du da!"

Den Tod abzuwarten oder zu beschleunigen, achtet er ihn viel zu gering; er muß hinweg, auch dessen Bruder noch zu erlegen.

Zum dritten mal — ein sterbender Held!
Warwick bekümmert nur

die Ungewißheit, wer gesiegt. Ach, er kann sich die Antwort selbst

geben, daß durch seinen Fall der Sieg dem Feinde geblieben. Aber er stirbt mit dem vollen Bewußtsein dessen, was er gewesen, — der gewaltigste der Gewaltigen, der klügste der Klugen, der finstre Lenker der Geschicke von Königen, — und er stirbt, ohne daß seine Kraft gebrochen wurde durch die Einsicht:

Von allen Länderei'n
Bleibt nichts mir übrig, als des Leibes Länge.
Was ist Pomp, Hoheit, Macht, als Erd' und Staub?
Lebt wie ihr könnt, — ihr seid des Todes Raub.

Aber noch ist ihm nicht beschieden, zu sterben; er soll erst noch vernehmen, daß die Königin mit großer Macht aus Frankreich gelandet und daß deshalb noch nichts verloren sei, wenn nur er, der Eine, fliehen könnte.

„Dann wollt' ich doch nicht fliehen,"

erwiedert er stolz und beklagt sich nur noch, daß der liebe Bruder Montague nicht herbei eile, dem Sterbenden die Hand zu drücken. Auch dies noch muß er vernehmen, daß der Bruder, bis zum letzten Hauch von Liebe gegen ihn erfüllt, bereits hingeschieden. Mit einem Segenswunsche für den vorangegangenen, — mit einem Rathe und Wunsche für die irdische Rettung seiner Parteigenossen, mit einem Lebewohl „bis auf den Himmel" verscheidet nun auch Warwick, ein neues Opfer unseliger innerer Zerspaltungen.

V. 3. „Mit des Sieges Kranz geziert" ist König Eduard doch weit entfernt, in trägen Genuß zu verfallen; vielmehr erspäht er, wachsam, aber nicht besorgt über das neue Schrecknis, mitten in dem Glanze dieses Tags

Eine schwarze droh'nde Wolke,
Die seiner lichten Sonne wird begegnen,
Eh' sie ihr ruhig Bett im West erreicht.

Mit dreißigtausend Mann, so heißt es, ist die Königin gelandet. Von dieser droht keinesfalls mehr eine Gefahr, meint der sanguinisch-erregbare, vom Sieg berauschte Clarence, — sie darf nicht zu Athem kommen, meint Gloster, der von des Bruders früherer

Genußsucht Gefahr zu fürchten scheint, — ihr entgegen! ruft König Eduard, entschlossen zugleich und voll richtiger Berechnung:

Denn Lust verkürzt den Weg
Und unterwegs wird unsre Macht sich mehren
In jeder Grafschaft, wie wir weiter ziehn.

V. 4. Und in der That, es bedurfte der Politik zu eilen, um den Gegner außer Stand zu finden. Aber er war nicht außer Stand. Königin Margarethe — wie so viele Charaktere Shakespeare's, größer im Unglück als im Glück — hat, als Alles verloren scheinen durfte, den Muth nicht verloren und weiß den Muth auch der Anhänger aufrecht zu erhalten und zu steigern. Mit der verständlichsten und wirksamsten Beredsamkeit ruft sie den Stolz der Ueberbliebenen auf, zerstört sie jede feige, trügerische Hoffnung auf Gnade des Gegners, weckt sie den Muth der Verzweiflung.

Getrost denn! Das bejammern oder fürchten,
Was unvermeidlich ist, wär' kind'sche Schwäche,

ruft dieses Weib, das ganz so durch und durch männisch und männlich ist, wie ihr Gemal weibisch und weiblich.

Voll Bewunderung für
ein Weib von solchem tapfern Geist

weiß der einer solchen Mutter würdige Prinz den Eindruck ihrer Worte noch zu steigern, indem er, ähnlich wie früher sein Gegner Eduard (III. 1.), freistellt, zeitig wegzugehn, wenn Jemand durch die Furcht fortgetrieben werde.

Begeisterte Zusicherungen sind die Antwort, die mit freundlicher Herablassung von Mutter und Sohn aufgenommen werden.

Und schon gilt es, jene Zusicherungen zu bewähren. Schon naht Eduard, Schlacht bietend und zur Schlacht die Genossen entzündend: Thränen im Auge, welche das bittere Leid und nicht minder der Unmuth, noch nicht Rache zu haben, ihr abpreßt, weiß auch die Königin, die Ihrigen zur Schlacht zu entzünden, zur entscheidenden, zur letzten Schlacht.

V. 5. Sie ist gegen Margarethe ausgefallen, ja diese ist mit Oxford und Somerset, ihren bedeutendsten Stützen, gefangen genommen. So darf König Eduard mit Recht ausrufen:

So hat nun der Empörerzwist ein Ende,

Worte, in denen zugleich das stolze Bewußtsein des rechtmäßigen Thronbesitzes sich ausprägt. Ihr schweres Urtheil empfangen Oxford und Somerset mit Fassung; der Geringschätzung, mit der es ausgesprochen wird („Geht, schafft sie fort, ich will die zwei nicht hören"), mit edlem Stolze begegnend:

Oxford: „Ich will mit Worten nicht Dir lästig fallen."
Somerset: „Noch ich, mein Loos ertrag' ich in Geduld."

Das Loos der Freunde vermag Margarethe nicht ohne einen Anflug von Wehmuth zu hören, aber sie findet Trost in der nach so schweren Vergehungen nicht berechtigten Aussicht auf Wiedervereinigung im Paradies.

Ein Gegner soll noch gefangen eingebracht werden, Eduard, der Sohn Margarethens. Großen Lohn soll erhalten, wer ihn bringt, aber König Eduard, der so üppige als tapfere, ist den Regungen des Mitleids nicht fremd: großmüthig hat er verheißen, dieses Gegners schonen zu wollen. Eine Anerkennung von dessen Tapferkeit wirkt dabei mit, gemischt mit einer Scham, den jungen Menschen durch eine harte Strafe zu hoch, sich selbst durch Furcht zu tief zu stellen.

Aber der demüthigen Begegnung König Eduard's von York antwortet Prinz Eduard von Lancaster mit dem herausfordernden Stolze des unverlierbaren Thronrechtes so männlich und so königlich, daß Margarethe wehklagend ausruft:

Ach, wär' dein Vater doch so fest gewesen!

Diese Worte führen zu einem schneidend bittern Wortgefecht und mit dessen Verlauf zu unköniglicher Gewaltthat.

Daß, wenn Heinrich der Sechste mehr König und Mann gewesen, Margarethe nicht hätte versucht sein können, den König und Mann zu spielen, dies wirft der klagenden mit Recht zwar, aber auch mit plumpem, durch den Abstand gegen ihre schmerzlichen Worte nur um so stechenderem Witze der cynische Gloster vor und erleidet alsbald von dem gefangenen Prinzen, der den Angriff auf die Mutter zu strafen hat, eine nicht minder scharfe Zurechtweisung.

An dem doch nur kurzen Wortgefecht betheiligen sich alsbald Alle, und Jeder gerade nach seiner Art: seinen Gipfel erreicht es in dem sittlichen Gerichte, welches der in ihre Hand gegebene Prinz über die drei „Verräther" in den stolzesten Worten ergehen läßt. Ihm tragen sie den Tod ein. Der gereizte König Eduard, ein Raub augenblicklicher Stimmungen, durchsticht ihn, — mit brutaler Rachsucht, an seiner Qual mit Hohn sich weidend, durchsticht ihn Gloster, — mit schwächlichem Verdruß über den wohlverdienten Vorwurf des Meineides durchsticht ihn Clarence, — der Prinz endet, wie vordem Richard von York geendet. (I. 4.)

Aufschreiend begehrt Margarethe mit ihrem Sohn zu sterben, und mit einer diesmal unbedachten Grausamkeit ist Gloster bereit, sie umzubringen, da gebietet der schon bereuende, schon zu Mitleid, wenigstens gegen die noch lebende, gestimmte König Eduard Halt, ein Halt, aus dem der scharfblickende Gloster ein künftiges Mitleid sogar für den gefangenen Heinrich den Sechsten voraus sieht. Er enteilt nach London, ohne die Erlaubniß bei Eduard nachzusuchen, der sie verweigern könnte: zu seiner, von Clarence nicht sofort verstandenen, halb räthselhaften Andeutung fügt er die verständlichere:

„Der Thurm, der Thurm!"

Rasch werden wir von dem sich aufdrängenden bangen Gedanken an die Zukunft wieder zur Gegenwart zurück gelenkt. Jetzt ist an Margarethen die Reihe, Klagen auszustoßen über die gefühllose Barbarei der Männer gegen ein Kind, — Klagen, die sie selber einst ungerührt aus York's Munde vernommen. (I. 4.) Den erwünschten, erflehten Tod auch für sich vermag sie weder dem König, noch Clarence abzugewinnen: jener ist zu so unwürdigem Werke nicht gereizt genug, — Clarence zu grausam, ihr so Liebes zu thun, trotz dem, daß sie ihn mit demselben Vorwurf der Meineidigkeit dazu anreizt, der ihn so eben erst zu so gemeiner Rache gegen ihren Sohn getrieben hat. Der „Höllenschlächter" Richard wäre vielleicht barmherzig genug, er weist ja kein Gesuch um Blut zurück; doch er ist fort — zu blutiger That. Auf wiederholten Befehl König Eduard's ist Margarethe unter dem Fluche:

Euch und den Euren geh's wie diesem Prinzen,

weggebracht, da fragt, endlich des Bruders gedenkend, Eduard danach, wo nur dieser hin sein möge. Ohne Ahnung ist er nicht, bestimmter erräth es Clarence, aber er hüllt das Grauenvolle in ein das Grauen vermehrendes Halbdunkel, womit er zugleich unwillkürlich Richard's Durst nach Blut als ein Bedürfniß seines Wesens charakterisirt, dem derselbe genügen muß. Eine andere Seite in Richard's Natur trifft Eduard, aber in der leichten Art, womit er die Worte hinwirft:

„Er säumt nicht, wenn was durch den Kopf ihm fährt,"

zeichnet sich auch vollständig die charakterlose Beweglichkeit einer Sinnesart, welche keiner Stimmung irgend eine Dauer gönnt. Eduard hat die wilde und trotzige Margarethe zu tödten gewehrt, des sanften und edlen Heinrich Ermordung wird er ohne Bewegung vernehmen. Ruft ihn doch nach London ein Verlangen, das mit einer Reihe süßer Hoffnungen zusammen hängt:

Laßt uns hin nach London
Und sehn, was unsre theure Gattin macht,
Sie hat schon, hoff' ich, einen Sohn für mich.

V. 6. Ob diesem Sohne wohl einmal der mit so viel Blut erkämpfte Thron beschieden ist?

Es scheint so, und Gloster, würden wir glauben, räumt dienstbeflissen das letzte mögliche Hinderniß aus dem Wege, wenn wir nicht längst Gelegenheit gehabt hätten, einen tieferen Blick in dessen Pläne zu werfen. (III. 2. Ende.) Freilich führen diese für Heinrich den Sechsten zu demselben Ausgang, zu welchem der rücksichtsloseste Eifer für die eigene Familie auch führen würde.

Aber für den Mordsüchtigen bedarf der Mord eine Würze. Die Befriedigung, ihn selbst zu verüben, reicht dazu nicht hin, — der Selbstgenuß heuchlerischer Verstellung und das Hinausschieben der gewissen That, die Möglichkeit, diese, die mit einem raschen Stich vom eben eintretenden vollbracht, zu rasch vorüberfliegen würde, in ihrer Dauer gleichsam auszudehnen, — das ist die gesuchte und gefundene Würze. Und doch: — ganz wird ihm der

gehoffte Genuß nicht zu Theil. Der Mann, der im Leben nie König gewesen, der ist gerade im Tode König, und weil er König ist, auch Richter über den Frevel und ein Prophet der Zukunft, welche dieses Scheusal über England bringen wird. An dem Bilde dieser Zukunft würde sich Richard weiden; das Bild seines eigenen Selbst, zurück geworfen aus dem reinen Spiegel dieser reinen Seele, dieses trifft ihn so sehr, daß er seine angenommene Kä lte nicht zu behaupten vermag und den als frommen Schwächling gering geschätzten König Heinrich widerwillig noch durch den Ausspruch seiner Erbitterung ehren und verherrlichen muß: er ersticht ihn nicht mit der kalten Grausamkeit, deren er sich vor sich selber rühmen würde, sondern in einem Anfall von Wuth über die moralische Wunde, die der Waffenlose ihm beigebracht. Der Sterbende, dessen Schwäche im Leben Tausenden den Tod, ihm selbst das schwerste und wechselvollste Geschick gebracht, er stirbt mit seiner von keinem Wechsel getrübten Frömmigkeit einen erhabenern Tod, als alle jenen Heldennaturen:

O Gott,
Vergib mir meine Sünden, **ihm verzeih'!** —

Die Bitte des Sterbenden für seinen Feind und Mörder verhallt ohne Wirkung, selbst ohne die flüchtigste: Spott und Hohn ist die erste Regung in der Seele Richard's; darauf folgt eine Entladung stolzen Kraftgefühls gegen Jeden, der den Umsturz des Hauses York wünsche, und ruchloser Frevel gegen den schon tödlich getroffenen:

Wenn noch ein Funken Leben übrig ist,
Hinab zur Hölle!

Welch' schneidender Contrast, welch' äußerster Gegensatz zwischen Heinrich und Richard! Heinrich möchte, nur dem Himmel mit all seinen Sinnen zugewandt, selbst dem Feinde diesen miteröffnen, Richard kennt kaum ein anderes Jenseits als die Hölle, deren Verbündeter er ist und deren Verbündeter zu sein er stolz ist:

Hinab zur Höll' und sag', ich sandte dich,
Ich, der nichts weiß von Mitleid, Lieb' und Furcht.

Darauf, da es nichts mehr zu thun gibt, versinkt er in ein Brüten über die Worte des Entsetzens, mit welchen Heinrich der Geburt Richard's, des rohen, mißgeformten Klumpens, gedacht hatte:

Ja, es ist wahr, wovon mir Heinrich sprach,

aber das Unnatürliche, was dadurch vorbedeutet wurde, soll nun auch in Erfüllung treten. Er muß es bekennen. Zähne hatte er schon bei der Geburt, aber er weiß auch:

Das zeigte klärlich an,
Ich sollte knurren, beißen wie ein Hund.

Und auf einmal aus niedriger Vorstellungs- und Ausdrucksweise, in der er sich oft gefällt, richtet er sich auf zu der stolzen Erhabenheit des in gänzlicher Vereinsamung sich wissenden und wollenden Bösen:

Weil denn der Himmel meinen Leib so formte,
Verkehre dem gemäß den Geist die Hölle!
Ich habe keinen Bruder, gleiche keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir, ich bin ich selbst allein.

Und wie einst sein Vater York drohend dem Hause Lancaster, dem herrschenden Hause von zweifelhafter Berechtigung, zugerufen, welch Schicksal durch seine Arglist demselben werden solle (I. 1. und III. 1. im zweiten Theil von Heinrich VI.), so ruft jetzt Richard dem eignen Bruder Clarence, der ihm gerade deshalb als Feind gilt, weil er dem Hause, dessen Rechtsanspruch jetzt durchgefochten und gesichert ist, mit angehört und eine höhere Stufe in diesem einnimmt, — ihm ruft er zu, welch Schicksal seine Arglist ihm bereiten wird, ihm nicht allein, aber ihm zunächst:

Der König Heinrich und sein Prinz sind hin:
Clarence, dich trifft die Reih', die Andern dann.

So lautet gleichsam sein Rechnungsabschluß, das gewonnene ist nichts, so lange noch etwas fehlt:

Ich achte nichts mich, bis ich Alles kann.

Für die eben verübte Unthat hat Richard nichts als einen verächtlichen Rückblick, für die noch zu verübenden wird er auch keine Herzensregungen mehr empfinden.

V. 7. Der königliche Familienkreis, in welchem bald ein noch unnatürlicheres Wüthen ausbrechen soll.

Jetzt wähnt sich König Eduard gesichert, jetzt nach so vieler tapferer Gegner Tod, und jetzt will er der Liebe zu Weib und Kind sorglos sich hingeben:

Mein Kind, für dich bin ich und meine Brüder
Die Winternacht gerüstet wach geblieben,
Zu Fuß gewandert in des Sommers Glut,
Daß dein die Kron' in Frieden wieder wäre,
Und ernten sollst du unsrer Mühen Frucht.

So Eduard, der, so bereit er ist, dem Feinde die Stirn zu bieten, lieber doch weicheren Empfindungen nachhängt, Verrath aber von befreundeten zu ahnen vollkommen unfähig ist. Und doch steht ihm der blutigste Verrath dicht zur Seite: Gloster's Mißgestalt, die ihn aller Bewunderung der Welt, ja fast ihren Augen entzieht, sie muß noch der witzelnden Laune des ehrgeizigen und herrschsüchtigen dienen, den festen Entschluß des Verrathes in einer neuen Wendung aussprechen:

Zum Heben ward die Schulter mir gethürmt,
Und heben soll sie Lasten, oder brechen. —

Des Bruders Eduard Aufforderung:

Clarence und Gloster, liebet mein Gemal
Und küßt den königlichen Neffen, Brüder!

gehorcht willig der fügsame Clarence in glatt fließender, aber nichts Böses verhüllender Rede, — gehorcht eben so willig der selbstische Gloster in heuchlerisch geschraubten Worten, die nur zu arglos vom König Eduard aufgenommen werden:

Nun thron' ich, wie mein Herz begehrt: mir ward
Des Landes Frieden und der Brüder Liebe.

Ueber Margarethen ist leicht ein Schluß gefaßt, der für willkommenen Anspruch ihr Leben sichert. Was ist nun noch übrig?

Die Zeit der Schlachten ist vorbei, jene Zeit, wo ein gewonnener Sieg verfolgt sein wollte, wenn nicht alsbald das Glück sich wenden sollte, und so schließt der zweite Theil des Kriegs der beiden Rosen ganz anders als der erste mit der Aussicht, daß nun nichts übrig sei,

als die Zeit verbringen
Mit stattlichem Gepräng' und lust'gen Spielen,
Geschickt für die Ergötzung eines Hofes.

So Eduard, der glückliche, der leichtsinnig glückliche. Welche Rolle mag er wohl dem Bruder Richard zugedacht haben! Für die Schlachten war Richard geschaffen, da vermochte er um den Preis der Tapferkeit mit dem Bruder zu ringen, für die Liebesergötzungen des Hoflebens ist der mißgeschaffne nicht geschaffen und weiß er sich nicht geschaffen. Wie trügerisch also ist Eduard's Hoffen:

Tönt Pauken und Trompeten! Leid, fahr' hin!
Wir hoffen dauerhaften Glücks Beginn.

Gutachten
(etwa aus dem Jahre 1840)
vom Provinzial-Schul-Collegium gefordert.

Zur Beantwortung der Fragen, welche unter dem 31. Januar d. J. von einem Hochwürdigen Königlichen Provinzial-Schul-Collegium mir vorgelegt worden sind, versuchte ich mir anfänglich den Weg zu bahnen durch Entwickelung des Zweckes der Gymnasien und des wahrhaften, durch sie zu befriedigenden Bedürfnisses der Gegenwart; im Fortgange der Arbeit jedoch, welche auf diese Weise einen außerordentlichen Umfang zu erhalten drohte, glaubte ich immermehr zu erkennen, daß jene Entwickelung für die vorliegende Aufgabe nicht durchaus unentbehrlich sei. Denn die Organisation der Gymnasien soll ja nicht etwa eine neue Basis erhalten, die

Bedeutsamkeit des Studiums der alten Sprachen und Schriftsteller wird nicht in Frage gestellt, sondern es soll nur im Fall eines Mißverhältnisses ihrer Betreibung zu dem Interesse des übrigen Unterrichts, den das Bedürfniß der Zeit erfordert, eine Beschränkung der lateinischen Stilübungen eintreten. Es wird also erlaubt sein, die Frage, der es hier gilt, sogleich von ihrer praktischen Seite zu fassen.

Welche Lehrobjecte könnten denn wohl Klage erheben darüber, daß sie durch die klassischen Studien auf den Gymnasien eine unbillige Verkürzung erführen?

1. Mathematik.

Die Mathematik? Es kommt darauf an, wie viel man von ihrer Betreibung für die geistige Bildung erwartet. Unläugbar ist sie eine treffliche Schule für das systematische Denken, zunächst aber doch nur für das Denken des abstrakt-sinnlichen. Ein geschichtliches Verhältniß, eine poetische Composition, eine Lehre der Dogmatik und Moral leichter, sicherer und schärfer zu fassen, oder gar selbst etwas wirklich lebendiges über concretere Probleme, als die mathematischen sind, hervorzubringen, — zu dieser Fertigkeit gibt sie wenigstens keine unmittelbare Vorbildung; ja sie könnte leicht, wenn man sie in den Vordergrund stellen wollte, die Fähigkeit, in die concrete geistige Wirklichkeit gründlich einzugehen, gänzlich ersticken. Denn hierzu ist keineswegs ausreichend die formale Fertigkeit im logischen Denken, vielmehr ist wesentlich dazu erforderlich, die Uebung in der Auffassung von Ideen; mit Ideen aber hat die Mathematik nichts zu schaffen. Daß aber der Beitrag, den sie für geistige Bildung liefern kann, schon bei der durch ein Hohes Ministerium festgesetzten Ausdehnung ihrer Lehren im Gymnasialunterrichte und bei der für sie angesetzten Zahl von Lectionen sich recht wohl gewinnen läßt, dies wird durch die bisherige Erfahrung bewiesen, und wo dies nicht der Fall sein sollte, da möchte wohl der Grund davon nicht sowohl in zu geringer Stundenzahl, als vielmehr in zu geringer Lehrgeschicklichkeit und nicht sorgsam genug berechneter Methode beim Re-

chenunterrichte in den untersten Classen zu suchen sein, — Uebelstände, denen nicht durch eine Vermehrung der Lectionszahl, sondern vorzüglich durch einen freundschaftlichen Verkehr der Gymnasiallehrer mit tüchtig ausgebildeten Bürgerschullehrern, von denen gerade für diesen Zweig des Unterrichts ganz besonders viel gelernt werden kann, abzuhelfen sein möchte. — Ueberdies wird bei den gegenwärtig so häufigen enthusiastischen Anpreisungen der Mathematik gewöhnlich nicht in Anschlag gebracht, daß eine geistreichere und mehr systematisch zusammenhängende Betreibung der Grammatik nicht minder das Denken übt, ja in einer Hinsicht sogar mehr, da die Sprachen geschichtliche Objecte sind, der Schüler also durch einen wahrhaft eindringenden Unterricht in der Grammatik zu der viel schwierigeren Aufgabe, ein geschichtliches Object geschichtlich-philosophisch zu begreifen, angeleitet wird.

2. Naturwissenschaften.

Doch vielleicht haben die Naturwissenschaften ein größeres Recht auf erweiterte Ausdehnung; wenigstens erheben sie diesen Anspruch sehr laut und ungestüm. Indeß scheint mir hier eine große Gefahr zu drohen. Jedermann weiß, daß die philologischen Studien früherhin, wo sie doch so sehr überwiegend betrieben wurden, nicht eben überall den Gymnasien den vollen und ganzen Gewinn gebracht, den sie bringen können. Man verlor sich oft durchaus in das Einzelne, man vergaß der Rückbeziehung desselben auf das Ganze; man erklärte oft nicht die Schriften des Alterthums, sondern nur die einzelnen Stellen darin, man lehrte nicht Grammatik, sondern trieb sich und die Schüler in grammatischen Atomen herum und sah vor lauter grammatischen Einzelheiten gar nicht die Grammatik, den Gesammtbau und Charakter der Sprache. Jetzt ist man über diese Einseitigkeit gewiß auf allen Gymnasien im Ganzen hinweg; jetzt versprechen die classischen Studien dort erst recht ihren vollen und wahren Gewinn zu bringen. Und jetzt sollten sie zurückgestellt werden? Jetzt wo es ganz den Anschein hat, als ob nicht etwa bloß das größere Publikum, sondern großentheils auch die mit aus-

gedehnteren naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteten Lehrer eine Vermehrung der Lectionszahl für die Naturwissenschaften nur im Interesse der Vermehrung der materiellen Kenntnisse, nicht aber im Interesse einer darauf zu gründenden intensiven Bildung fordern! Eine geistbildendere Betreibung des naturwissenschaftlichen Unterrichts als die gewöhnliche ist ein unabweisliches Bedürfniß, eine vollkommen gerechte Forderung; aber da dies Object uns nicht so fremd ist, als fremde, namentlich alte Sprachen und als große Compositionen bedeutender Schriftsteller, so läßt sich dieser Forderung auch recht wohl bei der angesetzten Stundenzahl genügen, wogegen freilich, wenn es nur die Erweiterung des Materials gälte, bei der Gränzenlosigkeit dieses Objectes demselben nicht genug Stunden angesetzt werden könnten. Daß der Schüler z. B. das Wesen der Pflanzen nicht blos aus Definitionen erfahre, sondern mit den eigenen Sinnen die realisirte Idee der Pflanze anschauen, mit dem eigenen Denken sie erfassen lerne, daß er mit genug Pflanzen vertraut werde, um sich ein allgemeines Bild des Charakters der Vegetation eines Landes zu entwerfen, daß überhaupt sein Gemüth für die Beschäftigung mit der Pflanzenwelt empfänglich, sein Anschauungs- und sein Denkvermögen nach dieser Richtung hin geübt und entwickelt werde, das ist ein wahres Bedürfniß der Zeit. Aber wie viel kann nicht hierfür durch sinnige Betrachtung von einem Paar hundert Pflanzen geschehen! Daß er tausend mehr und immer noch tausend mehr kennen und bestimmen lernt, das ist für die Entwickelung des Geistes ganz gleichgültig, keineswegs aber ist es gleichgültig, ob er einen bedeutenden Schriftsteller, den Repräsentanten einer Schriftgattung, einer Bildungsstufe im Leben einer großen Nation, mehr kennen lernt, oder nicht. Kurz: soll den Naturwissenschaften eine größere Stundenzahl als die, welche in der allgemeinen Uebersicht zum Schluß des Erlasses eines Hohen Ministeriums vom 24. October 1837 ihnen zugewiesen ist, eingeräumt werden, so wird erst in der Erfahrung nachzuweisen sein, daß der Einfluß ihrer Betreibung auf intensive geistige Bildung, namentlich auch auf die Ent-

wickelung des eigenen Productionsvermögens sich messen kann mit dem Einflusse, welchen darauf, wie sich allerdings durch die Erfahrung beweisen läßt, die Beschäftigung mit höchst entwickelten und ausgebildeten Sprachen und Literaturen äußert.

3. Geschichte und Geographie.

Die für Geschichte und Geographie angesetzte Stundenzahl (in Prima und Quarta 2 Stunden, in den übrigen Classen drei) kann allerdings Bedenken erregen. Man könnte sich versucht fühlen, vier Stunden zu fordern, für jede der beiden Disciplinen zwei; denn mit beiden vierteljährlich abzuwechseln, ist doch mißlich, da auf die fortgesetzte Privatbeschäftigung mit der gerade in den Lectionen nicht vorkommenden Disciplin allerdings wohl für die Geschichte, keineswegs aber für Geographie zu rechnen sein möchte; denn durch die Lectüre von Reisebeschreibungen, woran es der Schüler wohl nicht fehlen lassen würde, wäre nicht hinreichend für die Festhaltung des Erlernten gesorgt. Indeß, wenn, wie das in mehreren Gymnasien geschieht, in Sexta und Quinta Geschichte noch gar nicht getrieben wird, so kann in Geographie ein so fester Grund gelegt werden, daß dann allerdings weiterhin, nachdem die Geschichte mit zwei Stunden eingetreten, für die Geographie gar wohl mit einer Stunde auszukommen wäre, in welcher die unausgesetzte Repetition des in Sexta und Quinta gelernten die Hauptsache wäre und nur mäßig viel neu hinzugelernt würde. Was könnte es der intensiven Bildung für Gewinn bringen, wenn in der Geographie auf Gymnasien mehr erstrebt würde, als was im Reglement für die Abiturientenprüfung §. 28, Nr. 7 als Ziel bezeichnet ist? Wozu könnte auf Gymnasien, die ja nicht unmittelbar zu einem praktischen Beruf vorbereiten sollen, wie dies allerdings bei Militär-, Handels- und Gewerbsschulen der Fall ist, eine über alle Theile des Erdbodens gleichmäßig sich ausdehnende detaillirte Betreibung der Geographie nützen? Offenbar ist hier eine speciellere Kenntniß nur in dem Grade nöthig, als ein Land dem durch die sonstigen Gymnasialstudien erweckten Interesse nahe liegt, z. B. Griechenland, Italien, Frankreich, Deutsch-

land u. s. w. Auch für Geschichte läßt sich mit jener Stundenzahl genügendes leisten, wenn nur in den griechischen, lateinischen, deutschen Lectionen die Anleitung zu einer wirklich fruchtbaren Privatlectüre ganzer Geschichtsbücher nicht versäumt wird. Freilich muß namentlich auch beim Unterricht in den Realien der Lehrer die Geschicklichkeit und die Geduld besitzen, in den Stunden selbst schon die Hauptsachen lernen zu lassen und vor jedem Schritt vorwärts das bereits gelernte zu wiederholen. Thut er dies letztere in immer neuen Verknüpfungen, in Zusammenstellungen von neuen Gesichtspunkten aus, so wird daraus zugleich der Productionsgabe indirect ein Gewinn erwachsen, sofern dadurch ein freieres geistiges Verhalten gegen den empirischen Stoff entwickelt wird, welcher sonst nur gar zu leicht als ein todter und wüst auf einander gehäufter Ballast in der Seele liegt. Soll die Beschäftigung mit den Realien geistbildend sein, so müssen dieselben auch geistig verarbeitet werden, und soll dies möglich sein, so ist das vorsichtigste Maßhalten, worin freilich die Lehrbücher mit besserem Beispiele vorangehen sollten, in Bezug auf Ausdehnung des Materials unerläßlich. Unter obigen Voraussetzungen genügt also auch hier die angesetzte Zahl von Stunden; nur für die Quarta möchte eine dritte zuzulegen sein, die indeß nicht den alten Sprachen entzogen zu werden brauchte; denn der Schreibunterricht könnte hier ganz wegfallen, wenn in den zwei vorhergehenden Klassen von einem tüchtigen Lehrer in drei wöchentlichen Stunden Schönschreiben und namentlich auch Schnellschreiben, mit welchem die Schüler, wenn sie es nicht eigentlich lernen, in der Regel ihre Handschrift verderben, gelehrt und geübt worden ist, — oder auch wohl als besondere Stunde zu den zwei und dreißig hinzukommen, da ja damit nicht eine Erhöhung der geistigen Anstrengung einträte.

4. Religion.

Für den Religionsunterricht scheint mir die angesetzte Stundenzahl genügend, wenn nur sonst der allerdings schwierige Unterricht im rechten Sinn und Geiste ertheilt wird; ist dies, was

dann freilich sehr zu beklagen, nicht der Fall, so ist mit Vermehrung der Stundenzahl auch nichts gewonnen. Ueberdieß kommt es für Belebung und Vertiefung des religiös=sittlichen Sinnes wesentlich mit darauf an, daß auch in den übrigen Lectionen, wo irgend die Veranlassung nahe liegt (und wie nahe liegt sie nich oft beim Vortrag der Geschichte, bei Erklärung von Schriftwerken, die aus echter Begeisterung entsprungen sind?) diese Anknüpfung an das religiöse Interesse nicht unterlassen wird.

5. Französisch.

Für das Französische möchte wohl das größere Publikum am liebsten eine Vermehrung der Stundenzahl wünschen. Sollte indeß ein bedeutendes mehr geleistet und der Schüler bis zur Fertigkeit im freien Sprechen und Schreiben gebracht werden, so müßte das Französische geradezu an die Stelle des Lateinischen, wenn auch nicht mit gleich ansehnlicher Stundenzahl, treten, die ganze Basis des Gymnasialunterrichts wäre wesentlich zu verrücken. Die Nachtheile, die dies haben würde, liegen zu sehr am Tage, als daß ernstlich darauf eingegangen zu werden brauchte. Fertigkeit aber im leichten und grammatisch sicheren Verständniß französischer Schriftsteller und im grammatisch richtigen Uebersetzen aus dem Deutschen kann auch mit der angesetzten Stundenzahl recht wohl erreicht werden, namentlich wenn (Erlaß eines Hohen Ministeriums vom 24. October 1837, Seite 12) dieser Unterricht von Lehrern ertheilt wird, welche auch noch in andern Sprachen unterrichten. Denn sonst erscheint dem Schüler zu leicht das Französische ganz als Nebensache und die erst recht fesselnde und bildende Vergleichung mit andern Sprachen wird zu wenig durchgreifend angestellt werden.

6. Deutsch.

So bliebe endlich nur noch das Deutsche übrig. Dies aber, ich scheue mich nicht es auszusprechen, dies scheint mir allerdings in den vier oberen Klassen, wo dafür nur zwei Stunden (und in Prima nicht einmal eine besondere für Literaturgeschichte!) angesetzt sind, zu sehr verkürzt.

Zunächst freilich ist nicht zu läugnen, daß, wenn dies auch nicht überall wirklich geschehen sollte, doch unläugbar schon in den griechischen und lateinischen Lectionen unendlich viel für das Deutsche geschehen kann. Welches Verhältniß der Betreibung der alten Sprachen und Schriftsteller einerseits und der deutschen Sprache andererseits mir als das einzig naturgemäße erscheint, dies habe ich in der Vorrede zu meinem Handbuch deutscher Prosa auseinandergesetzt und bei oft wiederholter Prüfung und reiferer Erfahrung die dort ausgesprochene Ansicht zu ändern keinen Grund gefunden. Die grammatischen Hauptbegriffe (Redetheile, Unterschied von Haupt- und Nebensätzen nach deren verschiedenen Graden und Arten und dergl.) werden am besten am Deutschen verdeutlicht und zum Bewußtsein gebracht; denn der Schüler liest deutsche Bücher, die sich in leichten Perioden bewegen, schon zu einer Zeit, wo er mit Latein sich entweder noch gar nicht oder noch in ganz elementarischer Weise beschäftigt; mithin ist für eine grammatisch sichere, wenn gleich cursorische, deutsche Lectüre durch eine Anleitung zu richtiger Auffassung der einzelnen Wörter im Satze und der Sätze in der Periode zu sorgen, und diese Anleitung wird durch Anwendung einer mäßigen Summe gut gewählter Kunstausdrücke sehr viel erleichtert und abgekürzt. Alles grammatische Detail des Deutschen aber schließt sich, wo Latein gelehrt wird, am schicklichsten an dieses an; denn die schärfer ausgeprägten und zahlreicheren Formen des letzteren erleichtern die richtige Auffassung deutscher Sätze ungemein und überhaupt muß ja die Grammatik einer fremden Sprache, verständig betrieben, immer zugleich eine comparative Betreibung der Grammatik der Muttersprache mit einschließen. Sobald erst lateinische Schriftsteller gelesen werden, wobei natürlich so lange Periodenzergliederung stattfinden muß, bis die richtige syntaktische Auffassung zu einer Sache des unmittelbaren Tactes geworden ist, fällt, schwierigere Fälle abgerechnet, die Zergliederung deutscher Perioden ganz weg. — Der deutsche Sprachschatz, die Wendungen und dergl. werden theils dadurch geläufig, daß bei der Lectüre aus fremden Sprachen, nachdem für grammatisch-gründliches Verständniß durch Analyse und durch eine ohne

Sprachverrenkung sich doch so viel wie möglich der fremden Sprache anschließende Verdeutschung gesorgt ist, sodann eine möglichst geschmackvolle deutsche Uebertragung, natürlich unter fortgesetzter scharfer Hervorhebung der Differenz des deutschen Sprachgenius gegen den der fremden Sprache erfolgt.

Hiernach könnte die Zahl von zwei Stunden für das Deutsche in den mittleren und oberen Klassen als ganz ausreichend erscheinen und sie würde es sein, wenn mit Correcturen der freien Arbeiten die ganze Aufgabe des deutschen Unterrichts umfaßt wäre. Allein jene oben geforderten Uebungen geben immer erst das gründliche grammatisch-logische Verständniß der einzelnen Wörter, Sätze, Perioden und allenfalls Kapitel; es gilt aber auch das logische, rhetorische und ästhetische Verständniß größerer poetischer und prosaischer Compositionen herbeizuführen. Hier ist aber wieder vom Deutschen zu beginnen und nicht bloß zu beginnen, sondern nur eine gründliche Lectüre deutscher Schriftwerke in fortgesetzter Steigerung durch alle Classen fortzuführen. Die Form der Muttersprache macht eine raschere Lectüre, einen sicheren Ueberblick auch von größeren Ganzen, endlich auch einen rhetorischen und ästhetischen Totaleindruck leichter möglich, welcher letztere denn freilich noch zu bestimmtem Bewußtsein und objectiver Begründung entwickelt sein will. Aber auch in den höheren Klassen ist die deutsche Lectüre fortzuführen und nicht etwa blos dem Privatfleiße der Schüler zu überlassen, schon wegen des größeren Umfangs und der schwieriger aufzufassenden und festzuhaltenden Composition der bei vorgerückterem Alter zu lesenden Werke (z. B. des Laokoon von Lessing), dann aber besonders, weil die Empfindungs- und Ideenkreise (z. B. in einer philosophischen Abhandlung von Schiller) über die des Alterthums hinausgehen und deshalb einer besonderen Besprechung mit den Schülern bedürfen, wenn nicht eine solche den Uebergang zur Universität erst wahrhaft vermittelnde Lectüre entweder ganz unterbleiben oder, vom Schüler privatim unternommen, der nöthigen Klarheit, Schärfe und Uebersicht des Zusammenhangs entbehren soll. Gründliche, natürlich von arroganter Kritik und speculativen Deductionen frei zu hal-

tende Besprechung erst von kleineren Stücken, zum Schluß aber auch von ganzen größeren Compositionen (z. B. von Schiller's Abfall der Niederlande, von Göthe'schen und Schiller'schen Dramen), die Entwickelung der Fertigkeit, ganze Werke, die sich in modernen Ideengebieten bewegen, wahrhaft eindringend und fruchtbar zu lesen, — dies von dem Gymnasium zu fordern, hat allerdings die Gegenwart das volle Recht, es gilt hier nicht einer Verdrängung intensiver Bildung durch materielle Kenntnißmassen, sondern einer Erhebung der intensiven und idealen Denk- und Gemüthsbildung auf ihren höchsten Gipfel, es gilt einer wahrhaften und besonnenen, von allem Schwindel freien Einführung und ersten Orientirung in den geistigen Interessen der Gegenwart unserer Nation. Solche Beschäftigung aber fordert Zeit, die dafür angesetzte reicht nicht aus, da in derselben kaum mit den Correcturen fertig zu werden ist und überdies in Prima Literaturgeschichte hinzutritt. Hier wird nichts übrig bleiben als wenigstens eine, womöglich auch zwei Stunden den alten Sprachen abzubrechen und dem Deutschen zu überweisen, natürlich nicht, damit ungeschickte Lehrer noch mehr Raum gewinnen, ihre Schüler mit dem Unsinn des Lernenlassens von Declinations- und Conjugationsformen, die ihnen schon geläufig sind, zu peinigen, sondern damit einsichtige sie dazu vorbereiten, ganze größere Werke beherrschen zu lernen. Der Verlust für die alten Sprachen wäre nur ein scheinbarer. Wenn nämlich die gelesenen einzelnen Bücher im Homer, Virgil, Livius u. s. w., sobald sie im Einzelnen durcherklärt sind, noch einmal nach ihrer Composition durchgegangen werden, und hierzu nur noch von den deutschen Lectionen aus eine Gewöhnung an zusammenfassendes Verfolgen des ganzen Gewebes eines Schriftwerkes hinzukommt, so wird dies nothwendig die Folge haben, daß der Schüler auch bei seiner Lectüre in den alten Sprachen sich nicht mit Bruchstücken, wie jetzt so oft, wird begnügen wollen, daß vielmehr ein unwiderstehlicher Trieb nach der Lectüre, nicht blos aller einzelnen Gesänge des Homer, sondern des ganzen Homer u. s. w. erwachen wird. Meint man aber diese Gewöhnung rein an den alten Schriftstellern herbeiführen zu können, so wollen wir,

um das oben bereits dagegen gesagte nicht zu wiederholen, hier nur noch bemerken, daß die deutsche Lectüre des Schülers immer eine Leserei bleibt, so lange sie nicht durch gründliche Zucht in der Schule in eine geistbildende Arbeit verwandelt wird.

Fordern wir nun allerdings eine oder zwei Stunden mehr dem Deutschen eingeräumt zu sehen und könnte dies, da eine Mehrung der Gesammtstundenzahl so wenig statthaft sein würde als ein Abzug bei den übrigen Gegenständen, nur durch eine Verminderung der lateinischen oder griechischen Unterrichtsstunden geschehen, so fragt sich, ob deshalb die Forderungen in Latein und Griechisch selbst herunterzustellen sind, oder ob durch eine Besserung der Methode auch bei einer geringeren Stundenzahl jenen Forderungen immer noch Genüge geleistet werden kann.

Gegen eine noch größere Verengung der Lectüre und gegen Herabsetzung der wahrhaftig nicht zu hochgestellten Forderungen in diesem Punkte ist vor allen Dingen auf das entschiedenste zu protestiren. Nichts geistbildenderes neben der deutschen Lectüre, wenn diese zweckmäßig geleitet wird, als die der großen antiken Schriftwerke, wenn diese nur wirklich gelesen und nicht bloß zu Beispielen für die Grammatik gemißbraucht werden. Ja so wenig ist hier eine Einschränkung wahrhaft im Interesse der Zeit, daß vielmehr eine Ausdehnung der Lectüre der Alten höchst wünschenswerth und daß es eine Ehrenaufgabe für jede Schule ist, wenigstens den Tacitus und Sophokles wieder in ihr altes Recht einzusetzen.

Auch in der Grammatik ist nicht weniger als bisher, sondern mehr zu fordern, mehr wahre, echte Grammatik nämlich; denn bloße Aggregate grammatischer Observationen sind keine Grammatik, so wenig als noch so große Reihen unverknüpfter mathematischer Lehrsätze und Aufgaben den Namen Mathematik verdienen. Eine vollständige Kenntniß der Einzelheiten besitzt wohl kaum der gelehrteste Philolog; eine solche kann also durchaus nicht das Ziel sein, dem man im Gymnasialunterricht auch nur annäherungsweise nachzustreben hätte. Und doch scheint bei der Abfassung mancher Grammatiken ein solches Ziel vorgeschwebt zu haben. Durchgreifende Bedeutung für tiefere geistige

Bildung gewinnt die Betreibung der Grammatik der alten Sprachen erst dann, wenn der Schüler einerseits eine ganz klare und zusammenhängende Uebersicht des wesentlichsten, dessen, was jeden Augenblick wiederkehren kann (im Griechischen also namentlich auch der Lehre von der Attraction, vom Anakoluth und ähnlichen) fest und sicher sich eingeprägt, andererseits geübt wird, selbst Spracherscheinungen zu beobachten und an der rechten Stelle in scharfer und bestimmter Fassung dem System einzufügen; eine Ansicht von der geistigen Physiognomie und dem individuellen Charakter der gelernten Sprache wird sich auf diese Weise auch an bedeutsamen Zügen in ihm vorbereiten lassen. Die hier etwas höher als gewöhnlich gestellte Aufgabe des grammatischen Unterrichts wird dennoch selbst bei etwas verminderter Stundenzahl erreichbar sein, wenn die Verfasser von Grammatiken nicht minder als die Lehrer selbst immer mehr sich angelegen sein lassen, statt einer Menge leicht aufzutreibender grammatischer Notizen ein wissenschaftlich wohlbegründetes und praktisch wohlberechnetes Ganzes zu geben.

Es bleiben noch übrig zu besprechen die Stilübungen in den beiden alten Sprachen. Hier nun könnte es scheinen, als müsse nothwendig eine Herabsetzung der Forderungen eintreten, wenn an der Stundenzahl für die alten Sprachen etwas gekürzt werde. Und doch würde damit ein vorzüglicher Antrieb zu gründlicher Festsetzung in der Grammatik und zu aufmerksamer Lectüre wegfallen oder doch geschwächt werden.

Indem ich noch auf diesen Punkt näher eingehe, muß ich vor allem die Bemerkung vorausschicken, daß eine Polemik gegen die Schreibübungen in den alten Sprachen nicht wohl etwas anderes treffen kann, als die Uebungen im freien lateinischen Schreiben, keineswegs aber die zur Festsetzung in der Grammatik bei der Erlernung jeder Sprache so durchaus wesentlichen Uebungen im grammatisch richtigen Uebersetzen in die fremde Sprache. Solche Uebungen werden also auch fernerhin, wenn man nicht geradezu an die Stelle von gründlichem und fruchtbarem Sprachstudium ein oberflächliches, unsicheres und wenig Frucht bringendes setzen will, unangefochten bleiben müssen.

Die Bemühung aber, frei lateinisch schreiben zu lernen, welche unter zweckmäßiger Leitung unzweifelhaft sehr bildend wird, kann doch auch nicht blos für die Beschäftigung mit den anderweiten Lehrobjecten, wenn diese nämlich dadurch zu sehr zurückgedrängt werden, sondern auch, so auffallend dies klingen mag, für die Beschäftigung des Schülers mit der lateinischen Sprache und Literatur selbst erhebliche Nachtheile nach sich ziehen. Sie kann nämlich erstens die Erwerbung wirklich wissenschaftlicher grammatischer Einsicht gefährden, zweitens die Lectüre in zu enge Grenzen einschränken.

Was den ersten Punkt betrifft, so gehen freilich Stilbildung und grammatisches Studium eine Strecke zusammen; die grammatischen Formen, ihre Bedeutung und die nothwendigsten Regeln ihrer Verbindung muß jeder inne haben, der auch nur den ersten Anfang im freien Schreiben machen will; aber auch nur eine Strecke. Erstere nämlich besteht in einer praktischen Fertigkeit, letzteres in einer theoretischen Einsicht. Zu jener, der Stilbildung, ist nur eine Kenntniß der Grammatik in Fragmenten nöthig, wie sie in der sogenannten lateinischen Grammatik von Zumpt, die in der That nichts weiter als ein allerdings recht brauchbares und verdienstliches Repertorium grammatischer und stilistischer Observationen ist, in gewissen Rubriken aneinander gereiht sich finden. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man selbst mancherlei Lücken in einer Grammatik recht wohl übersehen, weil solche, da sie auch unbewußt durch fleißige Lectüre ausgefüllt werden können, der praktischen Fertigkeit gar nicht nothwendig Eintrag thun. Eben so ist Schärfe und Bestimmtheit im Ausdruck der grammatischen Gesetze für den wissenschaftlichen Zweck durchaus wesentlich, für den blos stilistischen nicht unbedingt nothwendig, da die Routine schon nachhelfen kann, wo es der Einsicht an wissenschaftlicher Genauigkeit gebricht. Die vorzüglichsten neueren lateinischen Stilisten sind gar nicht die wissenschaftlichsten Grammatiker gewesen. Sehr natürlich. Um eine fremde Sprache schreiben zu lernen, muß man sich möglichst in die Lage der Eingeborenen selbst versetzen, in einen unmittelbaren Verkehr mit der Sprache treten, daß sie wo

möglich zur andern Natur werde, daß man ohne Reflexion das Rechte treffen lerne. Die grammatische Theorie ist nur ein sehr untergeordnetes Mittel, der Usus das Hauptmittel. Dies zeigt sich denn auch gleich in dem Charakter der Uebungen, welche, da nun einmal die lateinische Sprache uns nicht auf dem Wege geläufig werden kann, wie eine fremde neuere, das Laufband sind, an dem wir gehen lernen müssen. Eine zusammenhängende wissenschaftliche Einsicht, eine wahrhaft in sich geschlossene Theorie ist für den blos praktischen Zweck gar nicht so nothwendig, da es für diesen gerade darauf ankömmt, jede grammatische Notiz in ihrer Vereinzelung, wie sie eben dem sofortigen praktischen Gebrauch zusagt, recht fest und sicher inne zu haben. Wohl aber sind für das blos stilistische Interesse zahllose, nie endende Bemühungen um Einzelnes und immer wieder Einzelnes nothwendig. Da muß dies Wort, jenes Wort beobachtet, diese und jene Redensart eingetragen werden: die Holländerei des Studirens ist die condicio sina qua non für den künftigen guten Stilisten in einer Sprache, in welcher der Text nicht mehr aus der Strömung unmittelbaren Lebensverkehrs zu schöpfen ist. — Offenbar kann also die zusammenhängende und auf dem schärfsten und bestimmtesten Ausdruck ruhende grammatische Einsicht beeinträchtigt werden durch ein zu erhitztes Jagen nach Stilfertigkeit. Offenbar aber ist ferner, daß die Bemühung um erstere einen durchgreifenderen und nachhaltigeren Einfluß auf wirkliche Zucht des Denkens üben muß. Die wissenschaftlich getriebene Grammatik ist ganz dazu gemacht, der Mathematik den Rang abzulaufen.

Zweitens wurde behauptet, daß das Trachten nach lateinischem Stil eine zu große Beschränkung der Lectüre herbeiführen könne. Der Beweis ist leicht. Der moderne Lateinvirtuos liest wohl alle römischen Schriftsteller und bildet sich, wenn er eine kräftige selbstständige Persönlichkeit besitzt, aus allen zusammen ein eigenthümliches, gewiß oft sehr geistvolles Latein; ob gerade auch ein wirkliches Römisch, das ist so leicht nicht zu sagen, da glücklicherweise keine Römer darüber zu Gericht sitzen. Der Schüler aber, der Schüler, nachdem er etwa Cornel und Cäsar wiederholt

gelesen hat, was soll er, wenn Stilfertigkeit als die Hauptsache gilt, lesen? Cicero und was weiter? Abermals Cicero. Und was zum dritten? Cicero. Livius wird ihm allenfalls von Lehrern strikter Observanz noch gegönnt, jedoch schon nicht ohne Verwarnung vor der Patavinität, von der wir freilich selbst nicht recht wissen, worin sie eigentlich bestanden. Sallust mag auch noch angehen; doch erweckt hier schon die altväterische, etwas starre Gravitas, die freilich nicht zu gefällig schmeichelndem Fluß geschmeidigt ist und die doch gerade echt römischer Kerntypus sein dürfte, dem gewissenhaften Ciceronianer ein billiges Bedenken. Tacitus aber, um von allen übrigen zu schweigen, Tacitus mag immerhin als geistreicher Schriftsteller dem Schüler vorgelobt werden, aber nur ja nicht von ihm gelesen; denn da er offenbar, wenn man ihn auch nicht geradezu einen Lateinverderber nennen will, doch nicht so gut römisch verstanden hat, als wir, so könnte freilich die noch nicht taktfeste Sprachseele des jungen Ciceronianers durch ihn zu Schaden kommen. Freilich ist unläugbar, daß gerade Tacitus für jeden irgend sinnbegabten Schüler ein unendliches Interesse hat. Dieser Groll, dieser erhabene Ingrimm über eine unwürdige Zeit, hat etwas so magisch fesselndes, der jugendliche Geist edler Naturen möchte sich in den zürnenden Strom seiner Rede stürzen, gerade wie er der lachenden, gesegneten Ebene die heilige und heiligende Einsamkeit von Berggegenden mit ihren Wasserstürzen vorziehen wird, — ein keuscher, tapferer, hochherziger, männlicher Sinn kann in der ganzen Latinität bei keinem so viel Nahrung finden als bei ihm, — und wer möchte unserer Jugend, welche wahrlich die Spannkraft und alle die genannten Tugenden nicht in Ueberfluß besitzt, nicht dieses reinigende, stärkende Eisenbad wünschen? Dazu ist er unwissend ein Prophet des Christenthums, eben weil der rettungslose Untergang des starren Römerthums uns so klar aus ihm entgegentritt; er freilich, der Gesinnung und Seelenstimmung nach gleichsam ein Ossian Roms, kann nur die schwere Nacht wahrnehmen, welche sein altes, heißgeliebtes Römerthum deckt; wir aber bemerken schon an der entgegengesetzten Stelle des Horizontes das zarte Roth, welches den siegreichen Aufgang der Sonne des Chri=

stenthums über die gesammte Welt verkündigt. Auch ist er für eine tüchtig geschulte Jugend gar nicht zu schwer; sie hat einen gar feinen, rasch auffassenden Sinn für das Epigrammatische nnd Aenigmatische, für das Pikant-psychologische, —. ja in gewisser Hinsicht, mit der Empfindung nämlich, versteht sie ihn sogar am besten, weil sie mit seiner erhabenen Einseitigkeit am meisten sympathisirt. Uns Männern will der Tacitus nicht mehr so unbedingt behagen, wir finden die Geschichte zu subjectiv von ihm aufgefaßt und dem entsprechend auch seine Darstellung zu subjectiv; über das Pikante, Räthselhafte seines Stils sind wir hinweg, wir wissen, daß die größte Tiefe sich am liebsten mit der größten Klarheit, mit der offensten, freisten Entfaltung verbindet, — wozu hätten wir denn sonst unsern Göthe gelesen? — aber einer edleren Jugend ist in einer gewissen Lebensperiode jenes alles eben so recht gemäß, und was ihr gemäß ist, das ist ihr auch nicht zu schwer. Schriftsteller andern Charakters und Tones sollen deshalb durchaus nicht verdrängt werden, auch Cicero nicht; denn die Erziehung zu gründlicher Geistes- und Charakterbildung bedarf einer gar breiten Basis. Aber dem früheren Aberglauben an die zu große Schwierigkeit des Tacitus muß widersprochen werden, und daß die Aufgabe des Lehrers der lateinischen Sprache auch noch eine höhere ist, als nur immer Cicero zu erklären und lesen zu lassen, damit dieser den Schüler schützend durch die Klippen, Untiefen und Sandbänke der Unlatinität in das gelobte Land des lateinischen Stiles geleite und hindurch steure, das kann auch nicht laut genug gesagt werden. Ein übertriebenes Streben nach Stilbildung führt auf dem Gymnasium nothwendig zu einer Zurücksetzung des Tacitus und zu einer zu ausschließenden und überschätzenden Beschäftigung mit Cicero. Dies scheint mir einer der hauptsächlich ins Auge zu fassenden Punkte bei der neuerdings erhobenen Frage über das Lateinschreiben. Wer würde sich einfallen lassen, Cicero aus der Schule verweisen oder auch nur unbillig verkürzen zu wollen? Wer wird den bildenden Einfluß, den ein oftmals wiederholtes Studium der kunstreichsten Technik der Sprache und der rednerischen Composition, die Bemühung, sich die vollendetste

Rednervirtuosität klar zu machen, auf Entwickelung der Intelligenz haben muß, nur einen Augenblick verkennen? Aber wer — und sei er auch noch so günstig gestimmt und noch so bereit, die Schwächen des doch immer liebenswürdigen und edlen Mannes, der eines Haltes bedurft hätte und keinen, keinen fand, zu entschuldigen, — wer wird behaupten wollen, daß seine Beredtsamkeit eine Beredtsamkeit des Gedankens und Charakters, wie bei Demosthenes, daß er selbst ein Held der Gesinnung und der That gewesen? Und doch können nur Schriftsteller von großer Gesinnung eine ähnliche Gesinnung erzeugen! Und doch ist es etwas schönes um einen durchgebildeten Willen, eine entschiedene Gesinnung, einen festen Charakter, ja es geht diese Bildung sogar noch über den lateinischen Stil und alle seine Eleganzen! Darum muß die Schule sich vor allen neben Cicero auch den Tacitus als stehenden Autor zurückfordern und diese Forderung, wie der alte Cato sein praeterea censeo, zu einem immer wiederkehrenden Artikel aller ihrer Gesuche oder Gutachten machen, und wenn selbst bei der Erfüllung dieser Forderung der ganze lateinische Stil der Schüler auf das Spiel gesetzt würde.

Doch so schlimm und gefährlich steht es in der That nicht. Wenn nur die Forderungen, welche in Bezug auf den lateinischen Stil an den Schüler gestellt werden, gemäßigt und besonnen, die Anleitung zweckmäßig und überlegt ist, so kann selbst bei etwas beschränkter Stundenzahl und bei ausgedehnter Lectüre noch immer gerade das geleistet werden, was einen bleibenden Gewinn für das ganze Leben verspricht. Gerade diese Forderungen aber brauchen nicht erst ausgedacht zu werden, sondern sind von der höchsten Behörde in dem Reglement für die Abiturientenprüfung §. 28 deutlich und scharf genug ausgesprochen worden, um jeden Lehrer, der es sich zur Pflicht macht, mit seinem Nachdenken und seinem Wirken gründlich darauf einzugehen, vor jedem Mißgriff, vor jeder Uebertreibung, welche nur immer erneute Angriffe gegen diesen ganzen Kreis von Schulübungen hervorrufen würde, vollkommen sicher zu stellen. Die schriftlichen Arbeiten eines Abiturienten sollen ohne Fehler gegen die Grammatik und ohne grobe

Germanismen abgefaßt sein und einige Gewandtheit im Ausdrucke zeigen; unter letzterer ist wohl die leichte Handhabung des Sprachschatzes in mäßigem Umfange und Geschicklichkeit in klarem und wohlgefügtem Periodenbau zu verstehen. Diese Forderungen nun sind so mäßig, daß selbst bei etwas verminderter Stundenzahl und etwas eingeschränkteren häuslichen schriftlichen Arbeiten, wenn nur auch schon in den früheren Classen die rechte Methode und bei den Versetzungen die nöthige Strenge beobachtet wird, jeder nur nicht gerade unfähige Kopf sie ohne übermäßige Anstrengung oder Vernachlässigung in andern Dingen in der gesetzlichen Classenzeit erfüllen lernen kann; fähigere Köpfe, namentlich wenn sie, was gar nicht selten ist, besondern Sprachsinn besitzen, werden auch nicht blos einige, sondern selbst eine ziemliche Gewandtheit sich erwerben können, vorausgesetzt, daß man darunter nicht gerade Mustergültigkeit von einem exclusiv ciceronianischen Standpunkte aus versteht.

Was nun die Methode betrifft, so scheint es mir, als ob dieselbe wesentlich gewinnen würde, wenn ein rein praktisches Journal für Gymnasien bestände, welches sogleich die Entdeckungen erfinderischer Lehrer auf dem Gebiete der Gymnasialpraxis zu einem Gemeingute machte. Unsere pädagogischen Abhandlungen scheinen mir in der Regel an Wiederholungen längst bekannter und zur Ermüdung oft gehörter allgemeiner Wahrheiten zu leiden, dagegen der Mittheilung eigentlich fruchtbarer Winke — ich möchte, wenn der Ausdruck nicht zu unedel wäre, sagen: der Angabe von recht förderlichen Handgriffen — oft zu sehr zu ermangeln. Was ich in Folgendem über Methode beim Unterrichte in den alten Sprachen noch vortrage, macht nicht Anspruch auf Neuheit, noch weniger auf Vollständigkeit; es soll nur zum Beweise dienen, daß ich bei der Ansicht, daß wohl etwas von der den classischen Sprachen gegönnten Stundenzahl dem Deutschen abzutreten, auch die häuslichen schriftlichen Arbeiten etwas zu beschränken sein dürften, keineswegs zu der Meinung derer mich hinneige, welche über das Uebermaß von Leistungen, welche den armen Schülern in Latein und Griechisch zugemuthet werden, jammern oder zürnen.

Schon in den untern Classen unterscheide der Lehrer sorgfältig das unnöthige und was den Geist so läßt, wie er ist, von dem nöthigen und von dem, wodurch er wirklich geschult wird. Wie viel Zeit wird nicht oft mit Erlernung des Geschlechts von Wörtern verschwendet, welche dem Schüler während seiner ganzen Schulzeit nicht vorkommen und in welchen einmal irre zu gehn, der Lehrer selbst sich nicht zu schämen brauchte! Wie ungeschickt und unsicher zeigen sich oft andererseits die Schüler in Auffassung von syntaktischen Verhältnissen, welche bei der leichtesten Lectüre jeden Augenblick wiederkehren! Das richtige Verfahren in Bezug auf die Syntax (das Andere übergehe ich) scheint mir sehr einfach. Schon bei der Einübung der Formen, bei dem Erlernen von Wörtern und Redensarten sind die syntaktischen Verhältnisse, deren klare Anschauung doch eigentlich die Hauptschwierigkeit ausmacht, immerfort ausdrücklich mit darzulegen und zu üben, außerdem aber auch besonders durchzunehmen, nicht so, daß zuerst die syntaktische Regel hingestellt und dann erst durch Beispiele verdeutlicht und belegt würde, sondern so, daß sie aus vorübersetzten Beispielen unter Mithülfe der Schüler abstrahirt wird. In Hinsicht auf scharfen und bestimmten Ausdruck der Regel, auf genaue Vergleichung mit der Muttersprache, auf einleuchtende Verknüpfung einer Regel mit der andern sei der Lehrer unerbittlich streng — erst gegen sich selbst, dann auch gegen seine Classe; der Lehrer der Grammatik muß sich schämen, weniger auf Begriffsschärfe und zusammenhängendes Denken zu bringen, als der Lehrer der Mathematik. Aber freilich darf er dann nicht ermüden, sich zum zehnten Mal wiederholen zu lassen, was beim neunten Mal immer noch nicht ohne Nachhülfe, ohne Stocken, ohne Zögern gehen wollte; jede Stunde muß er fast die halbe Syntax, die ja in den untersten Classen noch in ganz geringem Umfange getrieben wird, wieder durchlaufen, bei der Lectüre und dem Uebersetzen in das Latein immer wieder die Regel und ihre Anwendung angeben und erläutern lassen, bis Fehler dagegen kaum noch möglich sind.

Mancher Lehrer würde vielleicht diese Forderungen zu streng und übertrieben finden und die unüberwindliche Zerstreutheit und

Flüchtigkeit der Jugend mir entgegenhalten. Doch kann ich nach meiner eigenen, nicht zu beschränkten Erfahrung solche Klage gar nicht so unbedingt gelten lassen. Allerdings ist jene Zerstreutheit oft nur in zu reichem Maße vorhanden, zumal da das elterliche Haus das Uebel, und wäre es nur durch die Ueberfülle von Spielsachen, oft schon ganz artig hat wuchern lassen, ehe die Schule den Knaben aufnimmt. Aber wähle nur der Lehrer Stoff und Form der Mittheilung zweckmäßig und der Fassungskraft auch des schwächeren Schülers angemessen, lasse er nur nie von seinen Forderungen durch die Wahrnehmung, wie sich anfänglich das Fleisch dagegensträubt und windet, sich etwas ab- und herunterhandeln, dringe er nur mit unerbittlicher Festigkeit und unermüdlicher Geduld darauf, daß gelernt und angeeignet werde, was gelernt werden kann, gelernt werden soll und deshalb auch gelernt werden muß, und er wird bald sehen, wie sehr sich alle noch nicht in Weichlichkeit und Schlaffheit schon zu Grunde gegangenen Knabenseelen durch solche Exercirstrenge angespornt fühlen; dann erst finden sie sich recht in ihrem Elemente, wenn sie sehen, daß kein Entrinnen, kein Durchschlüpfen möglich ist, daß der Lehrer sich nicht von ihnen einreden läßt, es sei etwas für sie zu schwer, was er nach gewissenhafter Ueberlegung als nicht zu schwer erkannt hat. Für vernünftige Strenge, welche gar nichts anders ist, als der Ernst wahrhafter Liebe, besitzen die Knaben ein gar feines Gefühl, noch immer sind ihnen die in diesem Sinne strengsten Lehrer die liebsten gewesen.

Für die oberen Classen gelten zum größten Theil dieselben Bemerkungen; einiges habe ich noch besonders für diese Stelle aufgespart, weil ich hier aus der frischesten Erfahrung heraussprechen kann, und weil auch hier, wie ich aus eigener und noch immer nur zu oft sich mir wiederholender Erfahrung weiß, gar leicht das unnöthige gethan, das nöthige versäumt wird. Wie viel Zeit bei den häuslichen schriftlichen Arbeiten kann hier schon erspart werden, wenn das vereinzelte Nachschlagen von deutsch-lateinischen oder deutsch-griechischen Wörterbüchern und von den Grammatiken möglichst beseitigt wird! Denn dabei pflegen Wörter, Redensarten, grammatische Formen und Constructionen nur vom

Auge in die Hand überzugehen, den Kopf aber höchstens hindurchzupassiren. Eine mäßige Summe festen Besitzes solcher Kenntniß und Fertigkeit muß der Schüler, um hier gleich von der Secunda zu sprechen, in diese Classe bereits mitbringen. Aber er darf ihm in derselben auch nicht verloren gehen und er muß in den Lectionen selbst erweitert werden. Zu jenem mitzubringenden rechne ich im Griechischen die Verba anomala. Mag diese der Schüler beim Uebergange aus Tertia noch so fest inne haben, — wenn man in Secunda auf die Festhaltung jenes Erwerbs durch das gelegentliche Vorkommen bei der Lectüre oder bei Exercitien rechnen will, dann ist gewiß in einem einzigen Vierteljahre die Hälfte verflogen und die andere Hälfte in Verwirrung und Unsicherheit gerathen. Wendet man aber von jeder griechischen Stunde nur drei Minuten auf Fragen darnach, bald in dieser, bald in jener Reihenfolge, wo dann recht gut in dieser Zeit wenigstens dreißig Formen angegeben werden können, so gibt dies in vier Wochen, jede zu sechs Stunden gerechnet, schon sieben hundert zwanzig Formen. Und was das beste dabei ist, diese jedesmal drei Minuten sind für die Lectüre nicht ein Zeitverlust, sondern eine Zeitersparniß, da nun nicht immerfort die Lösung durch Formenanalyse unterbrochen zu werden braucht, und nicht minder eine Zeitersparniß für die häuslichen Arbeiten, indem der Schüler sich gewöhnt, nicht in dem Buche, sondern in seinem Kopfe nachzuschlagen, oder vielmehr die richtige Formschon immer in Bereitschaft hat.

Für syntaktische und lexikalische Kenntniß gilt natürlich ähnliches; ich will nur einiges speciellere herausheben. Wie viel Zeit kostet nicht oft dem Schüler zu Hause das Griechische, ohne daß auch nur etwas erträgliches darin geleistet wird. Welches verdrossene, mürrische Wesen beim Arbeiten bildet sich nicht oft gerade über dem Griechischtreiben aus! Was ist der Grund? Die Sprache? Das möchten uns, wie es scheint, wohl manche mitleidige Freunde der fürchterlich von uns Tyrannen gequälten Jugend einreden. Ich denke aber vielmehr, der Grund davon ist die ermangelnde Sicherheit in den Formen, die der Lässige lieber zehnmal (wenn er dies nämlich noch thut) im Buche aufschlägt, als einmal herzhaft auswendig lernt, — mangelnde Kenntniß von

Wörtern, deren Bedeutung ich ja im Autor darüber schreiben kann, — mangelnde Kenntniß gerade der dem Griechischen eigenthümlichen Constructionen. Doch ist nichts leichter, als für das Griechische trotz der bedeutend geringeren Stundenzahl bei der Mehrzahl von Schülern wenigstens die gleiche Lust und Liebe zu entzünden, wie für das Lateinische. Aber freilich von jener Lässigkeit, jener Feigheit, die sich die Sache schwer macht, indem sie nicht tapfer drangehen will, darf auch nicht die leichteste Regung im Schüler geduldet werden.

Gegen welche syntaktische Gesetze kommen im Lateinischen in der Secunda am leichtesten Fehler vor? Gegen die der oratio obliqua und überhaupt gegen die Gesetze des Gebrauchs der Tempora und Modi. Natürlich diese Lehren sind im Detail verwickelt, in manchen vorzüglich gebrauchten Grammatiken nicht vollständig, zusammenhängend und lichtvoll genug behandelt, der Abweichungen von den Hauptgesetzen finden sich in den gelesenen Schriftstellern so viele und scheinbar so regellose, daß der Lehrer — nicht etwa an der Herstellung einer zusammenhängenden Einsicht verzweifeln und für die praktische Fertigkeit etwa mit einer Art von Inspiration durch die Routine sich trösten darf, sondern sich ganz vorzüglich die freilich nicht sehr reizende Arbeit zumuthen muß, durch die Klarheit seiner Entwickelung die Schüler zum Verstehen zu zwingen und das verstandene durch unermüdete Uebung ihnen praktisch geläufig zu machen. Nichts ist mir hierin förderlicher gewesen, als daß ich schon seit lange jede vorkommende oratio obliqua, ich wiederhole es: ohne alle Ausnahme jede in oratio recta verwandeln lasse. Die mehrfachen Umwandelungen, die dann oft vorkommen müssen, (des Modus, des Tempus, der Person) bieten Anlaß zu einer Uebung, die dem Geiste eine ganz besondere formelle Beweglichkeit und Geschmeidigkeit gibt, und so sind nach und nach immer mehr — dem Schüler Fehler und mir verdrießliche und doch sonst immer von neuem nothwendig werdende Correcturen erspart worden; überhaupt aber habe ich wahrgenommen, daß Sicherheit und Geläufigkeit im eigenen Schreiben um so mehr bei den Schülern zugenommen hat, je mehr ich gelernt

habe, die grammatisch-stilistische Erklärung des Cicero und Livius so einzurichten, als müsse es möglich sein, dadurch dem Schüler jeden Fehler beim eigenen Schreiben unmöglich zu machen.

Was auf diesem Wege noch nicht ausreichend genug hat gelingen wollen, das ist bis zu einem mich freilich immer noch nicht befriedigenden Grade gelungen — bei weitem weniger durch häusliche Scripta, als durch Extemporalia. Diesen habe ich von Woche zu Woche mehr den Vorzug vor jenen geben lernen. Denn erstens ist dabei unter scharfer Beobachtung des Lehrers keine Täuschung möglich, welcher bei häuslichen Scriptis nie mit vollkommener Sicherheit vorzubeugen ist; zweitens muß hier der Schüler omnia sua secum portare, Grammatik und Wortvorrath im Kopfe haben; drittens werden die begangenen Fehler nicht erst, nachdem sie alt geworden, sondern auf frischer That, wo Lehrer und Schüler noch frischer und gespannter sind, entdeckt und gerügt; viertens ist hier eine unmittelbar auf die Erklärung des Schriftstellers folgende Benutzung der gelesenen Stelle mit mancherlei Variation des Ausdrucks und der Wendung, mit Zusammenziehung u. s. w. möglich, wodurch Lesen und Schreiben in eine unmittelbarere, fruchtbarere Verbindung treten; fünftens lassen sich hieran, da hier fremde Hülfe bei fortwährender scharfer Beobachtung des Lehrers unmöglich ist, nach Zahl und Qualität der Fehler Versetzungen in der Classe anschließen, wozu ich die Secunda keineswegs für zu vornehm halte. Für die deshalb noch immer nicht ganz entbehrlichen häuslichen Scripta gewinnt der Schüler durch die Extemporalien an Umsicht, Schnelligkeit und Sicherheit.

Den Extemporalien entsprechen die Uebungen im extemporalen Uebersetzen aus der fremden Sprache. Der Lehrer lernt dabei den Schüler und dieser sich selbst weit besser kennen; es entwickelt sich mehr Muth und Geistesgegenwart; der gute Rath, den der Lehrer gleich Angesichts eines unerwarteten Feindes dem jungen Streiter ertheilt, findet eine willigere Aufnahme; interessantere Stellen, auf welche die sonstige Lectüre in der Schule nicht führen würde, können ausgehoben und dadurch die Lust zur Privatlectüre noch mehr erweckt werden. Gerade auf diese kommt es doch zuletzt am meisten

an, auch für die freien stilistischen Uebungen, denen nichts hinderlicher sein kann, als die Quälerei mit Aufgaben, zu deren Lösung es noch an Umfang der Lectüre gebricht. Darauf, daß dem Schüler möglichst viel freie Zeit zu Privatbeschäftigung mit den alten Classikern bleibt und daß er diese möglichst umsichtig, genau und doch zugleich allmählich rasch (letzteres durch häufige Wiederholung) und für die eigene Darstellung fruchtbar betreiben lerne, ist ganz vorzüglich in den Lectionen hinzuarbeiten. In dem Maße aber, als dies geschieht, werden auch die freien stilistischrn Uebungen für ihn interessanter, leichter und für Entwickelung von Schärfe und Gewandtheit des Denkens und Darstellens überhaupt erfolgreicher werden. Wird aber der Schüler zu einer Privatlectüre der Alten entzündet und tüchtig gemacht, bei welcher er wirklich sein eigner Lehrer wird, dann können auch recht wohl eine, auch wohl zwei Stunden erspart uud der deutschen Lectüre zugewiesen werden, nicht damit hier die Privatlectüre durch die öffentliche verdrängt, sondern damit eine wirkliche verständige und fruchtbringende deutsche Privatlectüre, die gar nicht eine so leichte Sache ist, erst möglich werde.

Der Sprechübungen ist bis jetzt noch gar nicht gedacht worden. Classische Leistungen können hier natürlich noch viel weniger gefordert werden; auch wird Maß nöthig sein und namentlich auch Vorsicht vor dem zu frühen Anfangen, wenn nicht durch ein schlotterndes Sprechlatein auch das schriftliche in seinen ersten Anfängen verdorben und der Sinn für geschlossene periodische Form, durch dessen Ausbildung gerade das Lateinisch-lesen und schreiben für die intensive Bildung überhaupt so wohlthätig wirken kann, beeinträchtigt oder gar zu Grunde gerichtet werden soll.

Ich fasse das bisher gesagte noch einmal kurz zusammen. Keine Concessionen an den Zeitgeist, welcher materielle Kenntnisse und gemein-praktische Fertigkeiten an die Stelle intensiver Bildung und idealen Wissens und Könnens setzen will, wohl aber eine billige Abtretung von Lectionen an das noch kümmerlich bedachte Deutsche, welches den classischen Studien, zu denen es streng genommen nur eine höhere Fortsetzung bildet, den reichsten Dank beweisen würde! Dessenungeachtet aber die Lectüre der Alten etwas

ausgedehnter, — die Betreibung der Grammatik grammatischer d. h. wissenschaftlicher, — die Extemporalien zahlreicher, — die schriftlichen häuslichen Arbeiten eingeschränkter, — für die Privatlectüre von Griechen und Römern mehr Raum!" Diese Forderungen, dies glaube ich mit voller Ueberzeugung, stimmen wahrhaft überein mit dem Zwecke der Gymnasien und mit dem echten Bedürfniß der Gegenwart. Denn etwas besseres könnte diese sicherlich nicht fordern, als Durchbildung des Geistes und Charakters durch ideale und der gemeinen Praxis entrückte Studien.

Cicero und immer wieder Cicero?

Ich gehöre gar nicht zu den eigensinnigen Anklägern und Verurtheilern Cicero's; vielmehr finde ich ihn höchst interessant, höchst liebenswürdig, (so liebenswürdig, als nur immer ein Römer sein konnte!) und auch mehr noch, ich finde ihn edel trotz seiner Eitelkeitsschwächen, trotz seiner mancherlei diplomatischen Unredlichkeiten trotz seiner Winseleien im Exile, die übrigens guten Theils auch mehr diplomatisch-rhetorische Kunststückchen, um seine Hinterbliebenen in Rom zu noch kräftigerem Wirken für ihn anzutreiben, als ernstliche Ausbrüche einer ganz und gar sich aufgebenden Verzweiflung sind; trotz aller dieser allerdings starken Flecken finde ich ihn edel; denn ich denke, es ist in einer gebrochenen, ja aufgelösten Zeit auch für einen edlen Sinn unendlich schwer, sich von dergleichen Dingen ganz frei zu erhalten; jedenfalls würde ich dem homo novus jenen doch etwas nach einem parvenu schmeckenden Anschluß an eine verdorbene Aristokratie weit mehr zum Vorwurf machen, an eine Aristokratie, die wahrlich dem Staate keine Rettung bringen konnte und in der doch Cicero das Heil des Staates sieht; aber ich wiederhole es noch einmal, trotz aller dieser unmännlichen Schwächen ist und bleibt er mir eine edle Natur. Eine große ist er freilich nicht; sonst hätte er die demokratische Richtung, welche (um des großen Brüderpaares der Gracchen nicht zu gedenken)

sein Landsmann Marius, freilich mit roher Selbstsucht, eingeschlagen, — diese hätte er, wenn er ein großer Charakter gewesen wäre, mit reformatorischer Hochherzigkeit wieder aufgenommen, aber hat er auch in seinem Leben keine Größe, nun, so hat er sie doch in seinem mit allen seinen menschlichen Gebrechen aussöhnenden Tode. Er ist mir ein tragischer Held, wenn auch nur von der Art, wie mancher Göthe'sche.

Aber ist er auch eine Natur, deren immer erneute Betrachtung für den Schüler sittlich wohlthuend und erhebend sein kann?

Mit dieser Frage ist ein ganz andrer Gesichtspunkt als der herkömmliche für die Entscheidung über die pädagogische Zulässigkeit der einzelnen Schriftsteller gewonnen, nämlich der sittliche. Zwar ganz ausgeschlossen ist dieser Gesichtspunkt bisher keineswegs gewesen, so wenig, daß man vielmehr nicht selten sogar mit einer höchst verkehrten Aengstlichkeit und Pedanterie von ihm aus geurtheilt hat. Aber dies ist nur in Bezug auf die Behandlung des Verhältnisses der beiden Geschlechter in den alten (und neueren) Autoren geschehn, wo bekanntlich eine gar arge Prüderie zu manchen Excessen pädagogischer Censurstriche (den castrirten Ausgaben!) verleitet hat. Gewiß ist hier pädagogische Vorsicht durchaus am Orte, aber eine Vorsicht, die von einem gesunden, naiven Sinne getragen wird. Nicht die nackte Behandlung auch der sinnlichen Seite des Geschlechtsverhältnisses, wie sie der guten Zeit des classischen Alterthums eigen (ich erinnere z. B. an die schon von Solger mit Recht in Schutz genommene, bei Sophokles öfters wiederkehrende Vergleichung des Zeugungsprocesses mit dem Ausstreuen der Saat in den Schooß der Erde), sondern die lüsterne, die unter dem Scheine der Verschämtheit nur um so mehr die unreine Begierde lockende Behandlung, wie sie bei geistreichen Dichtern sittlich aufgelöster Perioden sehr häufig sich findet, ist bedenklich und erfordert Strenge in der Auswahl so wie (da sie doch nicht umgangen werden kann, noch darf) in dem moralischen Urtheil des Lehrers. — Aber über diese Sphäre des Geschlechtstriebes hinaus hat man sich, so viel mir bekannt, noch nicht eben sehr vom moralischen Urtheil zu der Zulassung oder Abweisung (der ganzen oder theil-

weisen) von Schriftstellern auf der Schule bestimmen lassen. Und doch ist, daß dies geschehe, dringend nöthig, und doch drängen sich gerade gegen Cicero von dieser Seite her große Bedenken auf!

Fichte sagt einmal, daß für das Jünglingsalter diejenige Lectüre am meisten sich eigne, welche den Eindruck des Erhabenen mache. Damit hat Fichte ein großes Wort gesprochen, das nicht genug beherzigt werden kann, aber noch viel zu wenig beherzigt ist. Man bedenke nur einmal: wie muß der Jugend, die noch gar nicht die mancherlei Verwickelungen und Versuchungen des späteren Lebens kennt, die eben deshalb zu einem moralischen Rigorismus sich hinneigt, wie muß ihr Cicero's Thun und Benehmen in so vielen kritischen Fällen vorkommen? Ihn nach der Totalität seines Lebens und seiner Schriften zu beurtheilen vermag sie noch nicht, vermag sie um so weniger, als sie die Totalität der vielfach sich durchkreuzenden Verhältnisse seiner moralisch tiefgesunkenen Zeit zu übersehn und mit in die Wagschale zu legen noch nicht im Stande ist. Nothwendig wird die Jugend, wenn sie sich dem natürlichen Rigorismus dieses Lebensalters hingibt, vielfach von Cicero einen sehr ungünstigen Eindruck empfangen, ja ihr Gesammtspruch über ihn wird verwerfend lauten. Ein solcher Spruch ist einseitig, aber sie kann nicht anders, es wäre gar nicht einmal gut, wenn er anders ausfiele. Der Lehrer befindet sich nun dann in einer eigenen Verlegenheit. Er, der lebensweise Mann, wird natürlich ein gerechteres und milderes Urtheil sich gebildet haben; er, als höhere Instanz, kann jenes Urtheil der Jugend nicht gelten lassen, er muß es reformiren. Wenn es ihm nun gelingt, den Schüler zu überzeugen, wird dieser dadurch nicht auf einen allerdings höheren, aber seinem Alter noch nicht gemäßen Lebensstandpunkt hinaufgeschraubt? Und wenn es ihm nicht gelingt, läuft er dann nicht Gefahr, abgesehen davon, daß er für seinen Schützling Cicero nichts ausgerichtet, auch seinem eigenen moralischen Credit Eintrag zu thun?

Nun könnte man einwenden, daß man den Jüngling doch nicht in jener natürlichen Einseitigkeit und Geneigtheit zu rigoristischen Urtheilen belassen dürfe, daß ihm der Lehrer die Perspective in die ..chen Conflicte, in welche namentlich der Ehrgeiz in moralisch

gesunkenen Geschichtsperioden hineingeräth, und in die oft dämonische Gewalt dieser Versuchungen, welche auch bei ursprünglich edlen Naturen in der Sophistik des menschlichen Herzens nur zu viel Anhalt finden, zu eröffnen sich zur Aufgabe machen und dadurch den Schüler auf den rechten Standpunkt versetzen müsse, welcher dem Ernst des Sittengesetzes nichts vergibt und doch Milde gegen die Person möglich macht. Dies gebe ich vollkommen zu und mache meinerseits bei dieser Gelegenheit ausdrücklich darauf aufmerksam, was für ein trefflicher, gar nicht abzuweisender Anlaß zur Heranbildung eines solchen allseitigen und rein objectiven sittlichen Urtheils die dramatische Literatur in den sogenannten Intriguants und Bösewichtern darbietet, über welche die Jugend gern „schnell fertig ist mit dem Wort." Aber hier ist auch der Fall ein wesentlich anderer. Hier liegt eine dem Auge des Schülers vollständig sichtbare Totalität einer Handlung mit eben so vollständig vor seinen Augen sich motivirenden Charakteren vor; hier hat also der Lehrer nicht eine Menge ergänzenden historischen Materials anderswoher beizubringen, hier hat er nur die Sehkraft seines Auges auf das vorliegende Material zu fixiren und dafür zu schärfen, und dann liegt hier eben in der künstlerischen Abgeschlossenheit der ganzen Handlung das sittliche Urtheil über jede einzelne Person schon mit eingeschlossen, welches der Schüler nur entdecken zu lernen, nicht in seinem eigenen Denken und Empfinden erst ausfindig zu machen hat. — Doch will ich auch gar nicht etwa Cicero, weil er ein so schwankender Charakter ist — und noch mehr scheint als ist — von der Schule verbannt sehen, ich will ihm nur die Vorherrschaft entzogen wissen, die ihm jetzt immer noch eingeräumt wird. Er ist, meiner Ansicht nach, theils in geringerem Umfange, theils in einer etwas veränderten Auswahl zu lesen.

Was hat ihm diese Vorherrschaft zu Wege gebracht? Offenbar zweierlei: sein Principat in der römischen Literatur, in welcher er unstreitig als das vielseitigste, beweglichste und einflußreichste Talent anerkannt werden muß, und, was damit zusammenhängt und die Aeußerung davon ist, seine stilistische Virtuosität. Bei dem einseitigen Gewicht, welches man früherhin auf die formelle Bildung

zu legen pflegte, bei der einseitigen Bevorzugung der Bildung des Talentes, das in seiner reichsten Entfaltung zu glänzen schien, wenn es mit einer ciceronianelnden Eleganz sich zu ergießen verstand, da wurde man mit Nothwendigkeit auf Cicero hingeführt und konnte sich dabei auf eine ganz gute Autorität, auf Quintilian's Ausspruch berufen: ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit, ein Urtheil, dem ich mich vollkommen anschließe, so weit es eine Anerkennung von des Meisters feiner Geschmacksbildung enthält.

Diese Bevorzugung nun der Geschmacksbildung ist für die frühere Zeit höchst charakteristisch und auch von Herzen gern zu entschuldigen, aber jetzt gilt es mehr als je, auf die Ausbildung männlicher Charaktere hinzuwirken, womit natürlich die intellectuelle Ausbildung überhaupt und insbesondere die Entbindung des Talentes zu reicher, klarer, geschmackvoller Darstellung nichts weniger als ausgeschieden, wohl aber zu einem untergeordneten Momente herabgesetzt ist. Für jenen Zweck eignen sich andere Schriftsteller ganz anders, am meisten solche, welche entweder selbst noch einer Periode des moralischen Aufsteigens der betreffenden Nation angehören, deren wir freilich in der römischen Literatur keine besitzen, oder die doch wenigstens, wenn auch selbst einer moralisch schon gesunkenen Zeit angehörig, jene aufsteigenden Perioden mit dem jugendlichen Pathos nationaler Begeisterung darstellen (Livius erste Decade), und an diese hätten sich dann solche anzuschließen, von welchen zwar gesunkene Perioden, aber mit starker Färbung sittlicher Indignation geschildert sind, Sallust und Tacitus. Man lasse den Schüler einmal nach Cicero, ein ander Mal nach Sallust sich ein Bild der nobiles, der boni entwerfen; welches wird das historisch richtigere sein und welches wird den sittlicheren Eindruck in ihm hervorrufen und den tieferen zurücklassen? —

Ich habe schon gesagt, daß mir nicht einfällt, Cicero von der Schule verbannen zu wollen, was ja auch ganz unsinnig wäre, aber Hauptschriftsteller soll er nicht mehr bleiben. Er braucht es nicht mehr; das gibt Jeder zu, der sich von dem alten Wahn einer allein seligmachenden ciceronianischen Latinität emancipirt hat, und er soll es nicht mehr aus den oben entwickelten pädagogisch-mora-

lischen Gründen, die in unserer der Männer bedürfenden Zeit doppelt in's Gewicht fallen müssen. Der Schüler soll von sittlicher Bewunderung und Ehrfurcht vor den großen Trägern der sittlichen Idee durchdrungen werden; das ist wahrlich unserer Zeit nicht genug einzuschärfen. Hat doch selbst Göthe, der doch, so manche Parallele zu Cicero er auch abgäbe, eine Natur von einer ganz andern, von einer wahrhaft unermeßlichen sittlichen Fülle und Tiefe ist, — hat doch selbst Göthe mit der ihm eigenen großartigen Objectivität es ausgesprochen, daß tiefbewegte Zeiten sich immer von ihm weg und zu Schiller hinwenden würden!

Was soll nun aber noch von Cicero gelesen werden? Diese Frage, die sogleich an mich ergehen wird, ausführlich zu beantworten, gebricht es hier an Raum; doch genügen auch wohl einige Andeutungen.

Der Hauptredner muß für die Schule inskünftige Demosthenes werden; die Beredtsamkeit des Charakters muß vor der Beredsamkeit des Talentes den Vorrang erhalten, der große Stil vor dem reichgeschmückten, die gewaltige, die erschütternde, durch Mark und Bein dringende Prophetennatur vor dem die höchste ästhetische Befriedigung gewährenden Virtuosen des Scharfsinnes, des Affectes, des Witzes, der Phantasie und — der Illusionen. Aber freilich dürfen einige Werke Cicero's gar nicht fehlen, schon als Gegenbild ist er nothwendig. Doch möchte ich weder in der Auswahl, noch in der Aufeinanderfolge der Lesung ein so ausschließendes Gewicht auf die chronologische Stellung derselben legen, wie dies Köchly gethan, der mir die oben erwähnten moralischen, aber auch manche intellectuelle Bestimmungsgründe in seiner übrigens so charakter- als geistvollen Schrift übersehn zu haben scheint.

Die Rede pro S. Roscio Amerino darf allerdings nicht ungelesen bleiben. Aber gerade diese ist, als Composition betrachtet, eine der allerschwierigsten. Wie viele Wiederholungen! Aber diese Wiederholungen, wie so fein psychologisch berechnet! Dieser überreiche Redeerguß! Aber dieser Redeerguß in so schließenden, graziösen Formen, von einer so einschmeichelnden Fülle der mannichfaltigsten rednerischen Töne und Farben! Diese Vorsicht und dieser Muth!

und beides Unverträgliche durch eine mit der sichersten Diplomatie durchgeführte Trennung zwischen dem nichtswürdigen Günstling und dem hocherhabenen Herrn so glücklich mit einander verschmolzen! Endlich durch Alles hindurchgehend, die verführische Koketterie eines jungen Virtuosen von erstem Range, der bereits im vollsten Besitze aller technischen Mittel befindlich, sich nicht enthalten kann, diesen Besitz mit Eclat zur Schau zu stellen, und der eigentlich, könnte man sagen, nichts mehr zu lernen hat, sondern nur noch etwas zu verlernen, nämlich seine Jugend. — Ich frage: ist eine solche Rede genießbar für Secundaner, zumal für untere? Wohl gemerkt, ich frage nicht, ob sie für diese verständlich; denn so weit sie dies nicht ist, kann und würde sie es durch den Lehrer werden; aber zum Genusse gehört etwas anderes. Freilich etwas wird dazu der Lehrer bei allen großen Meisterwerken thun müssen; aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob der Schüler ihm auf drei Viertel des Weges mit seiner Empfindung entgegenkömmt, so daß es nur noch einer geringen Nachhülfe bedarf, oder ob dem Schüler fast auf jedem Schritte und Tritte erst der Sinn für solche Feinheiten geschärft werden muß. Deshalb, meine ich, gehört diese Rede erst an den Schluß der Schulzeit nach Prima, am liebsten nach Oberprima, wenn wir nicht leider in Norddeutschland in den beiden oberen Classen meistens zwei verschiedene Jahrgänge von Schülern combinirt vorfänden.

Wie ganz anders die Rede pro lege Manilia, (um den traditionellen Titel beizubehalten) die durch die Schlichtheit ihrer Composition so sehr absticht! Wenn dort die Anlage, natürlich ohne je unlogisch zu werden, doch überwiegend durch psychologische Berechnung bedingt ist, so waltet hier eine fast befremdende, an die Manier Reinhard'scher Predigten anstreifende logische Regelmäßigkeit. Freilich, die diplomatische Finesse fehlt auch hier nicht und konnte bei dem delikaten Verhältnisse von Lucull und Pompejus gar nicht fehlen; aber sie spielt nur höchst anspruchslos (und doch höchst wirksam) nebenher, während dort der Redner nicht nur als feiner Diplomat die Gefahr drohende Klippe zu umschiffen versteht, sondern es auch merken läßt, wie geschickt er dies zu thun weiß.

Auch die Catilinarien dürfen nicht ausbleiben; sie halten, namentlich die erste, eine Art Mitte zwischen den genannten, was den Charakter ihrer Oekonomie betrifft. Uebrigens ist hier wieder die Sache ganz anders bestellt. Der Meister Tullius wirft sich hier in das heroische Genre, aber er — wirft sich eben hinein, (wogegen Demosthenes ein wirklicher Heros ist) man merkt gar zu deutlich, wie bange ihm dabei zu Muthe ist. Diese ängstlichen Reservationen, diese fürsorglichen Blicke in die Zukunft, dieses — ich möchte sagen — Uncatonische in seinem Wesen! Man vergleiche einmal Cato's Rede bei Sallust und man wird gleich erkennen, wer von beiden ein Mann ist und wer durch einen allerdings höchst respectablen Kraftaufschwung sich erst zum Manne macht. Und will man den Eindruck noch bestimmter, so nehme man noch die Rede Cäsar's bei Sallust hinzu. O, die ist auch gar sehr diplomatisch, aber durch alle Diplomatie guckt da doch der Löwe durch. Soll ich nun noch der Ruhmredigkeit in den Catilinarien gedenken? Sie fälltf reilich etwas lästig, doch trägt darin die Eitelkeit, bekanntlich des trefflichen Vaterlandsretters schwache Seite, nicht den naiven Charakter wie anderwärts; ihre Aeußerungen stehen selbst mit im Dienste seiner diplomatischen Berechnung der Zukunft. Natürlich, je mehr es ihm gelang, sein Verdienst herauszustellen, desto entschiedener durfte er ja wohl den Anspruch erheben, daß man ihn künftig nicht etwa fallen lasse. Freilich, wer so gar sorglich vorbaut, daß ihm dies nicht etwa später widerfahre, nun dem widerfährt es eben. Das hat der arme Cicero nur zu bitter empfinden müssen.

Ich bin vielleicht etwas zu weitläufig geworden, aber es galt mir eben, deutlich und sichtbar zu machen, welcherlei Motive bei Wahl und Folge der zu lesenden Reden obwalten müssen, wenn man mit pädagogischer Umsicht verfahren will. Wohl aber kann ich mich nunmehr begnügen, auf die Verrinen und Philippiken als auf die. Reden hinzuweisen, in welcher Cicero in der That am meisten als Mann sich gezeigt hat. —

Die Briefe Cicero's und an Cicero, zu deren Erklärung Abeken ein so treffliches Hülfsmittel geliefert hat, wird Jeder als

eine unendlich interessante, höchst aufschlußreiche Lectüre, als einen köstlichen Schatz ansehn, aber sind sie auch für die Jugend passend? Diese Details aus dem Verwesungsprozeß der großen Roma, diese Masse von Illusionen, an denen der edle Cicero leidet, diese unzulänglichen Mittel und Mittelchen der entsittlichten Optimatenpartei, wodurch nur der Todeskampf verlängert und der Rest moralischer Kraft verbraucht wird, den man für ein neues Stadium römischer Verfassung (für eine Art constitutioneller Monarchie) hätte sparen sollen, — ist das eine Welt für den jugendlichen Geist? Jedenfalls wird man doch nach anderen Gesichtspunkten wählen müssen, als wonach Süpfle in seiner übrigens mit sehr viel Ueberlegung veranstalteten Auswahl verfahren ist. —

Die philosophischen und theoretisch-rhetorischen Schriften enthalten eine Masse der auch für die Jugend lehrreichsten und anziehendsten Partien. Aber in ihrer ganzen Ausdehnung sind sie doch, vielleicht ohne Ausnahme, für dieses Alter zu langweilig. Allerdings, der Lehrer kann sie durch seine Behandlung höchst interessant machen, wie denn überhaupt der Lehrer, wenn er seine Kunst versteht, alles und jedes wird interessant machen können. Er kann und muß in der Erklärung der philosophischen Schriften das Verhältniß der darin niedergelegten Lebensansichten zur griechischen Philosophie und mehr noch zur christlichen Weltanschauung darlegen, theilweise auch vom Schüler finden lassen, er hat eine sogar sehr erwünschte Gelegenheit, auf den liebens- und verehrungswürdigen Zug in Cicero's Wesen hinzuweisen, wie ein römischer Staatsmann aus höherem Bedürfniß selbst die spärlich zugemessenen Zeitabschnitte der Muße von einer unerhörten öffentlichen Thätigkeit mit einer wahrhaft rührenden Unermüdlichkeit zu edleren Studien anwendet; als die meisten seiner Zeitgenossen, wie er nur in dem Wechsel der Beschäftigungen seine Erholung findet; er wird freilich auch nicht unterlassen dürfen, zu bemerken, wie doch hier keine ganz selbstverläugnende Hingabe an das Ringen nach einer letzten und befriedigenden Wahrheit obwaltet, wie der philosophische Dilettant sich und Anderen die Ergebnisse der tiefsten philosophischen Forschungen zu praktischen Zwecken zurechtmacht und — verflacht, und wie er

dabei mit der auch sonst ihm geläufigen Verschmelzung des patriotischen und des persönlichen Interesses durch die Bereicherung der römischen Literatur, die freilich durch eine reiche und geschmackvolle Darstellung entlehnter Ideen noch keine philosophische Literatur gewinnen konnte, eben so wohl für den eigenen Ruhm, als für den des lieben Vaterlandes zu sorgen bedacht war. Nun, die störrische gravitas der Landsleute hat ihm dieses Amt in dem Maße schwer und sauer gemacht, als er es sich selber angenehm und leicht zu machen wußte, und so können wir ihm die levitas, mit der er größtentheils als Philosoph sich gerirt, schon noch hingehen lassen. — Sollten wir nun wohl einen so vielfachen Anlaß zu den bildendsten Beschäftigungen ungenützt lassen? O gewiß nicht, aber erstens kann diese ganze Bildung auch an ausgewählten Partien erfolgen und dann muß es für ein Grundgesetz in der Pädagogik gelten, daß ein Lehrgegenstand in dem Maße, als der Lehrer erst mit subjectiver Virtuosität überall zurecht rücken muß, der Schule ferner liegt. Darum nicht zwei oder drei philosophische Schriften ganz, sondern eine Chrestomathie aus allen! Eine Auswahl von Stücken, die von selbst den Schüler anziehn und bereichern, ohne daß der Lehrer, indem er zuviel aus dem Seinigen hinzuthun muß, sich selber zur Hauptperson zu machen genöthigt ist. Freilich erheben sich viele Stimmen gegen solche Chrestomathien, weil dadurch große Ganze zerstört würden; allein durch diese Decomposition verlieren gerade diese Arbeiten Cicero's nicht sonderlich (bei Plato dürfte man daran nicht denken) und dann müssen natürlich die ausgehobenen Stücke kleinere abgerundete Ganze bilden, was bei Cicero sich sehr gut herstellen läßt. Eine solche Chrestomathie aus Cicero's didaktischen Schriften ließe sich so einrichten (auch ist dafür von Friedmann schon treffliches geleistet), daß wir daran die beste philosophische Propädeutik erhielten, indem der Schüler einen ersten Ausflug in die Gebiete der Anthropologie, Psychologie, Moral, Metaphysik, Logik und Rhetorik*) unternähme.

*) Von den rhetorischen Schriften Cicero's gilt guten Theils dasselbe, was von den philosophischen, daher ich nicht weiter darauf eingehe.

Also, um alles gesagte kurz zusammenzufassen: zu lesen sind von Cicero einige Reden, — nicht so viele, als in den meisten Sammlungen für Schulen stehn, — eine sehr mäßige Auswahl von Briefen und eine reichere Chrestomathie aus den didaktischen Schriften, zusammengenommen etwa die Hälfte von dem, was sonst dem Schüler in der Schule und privatim zu lesen zugemuthet wird.

Zu dieser Hälfte wird es aber nicht der Hälfte der bisher auf das doppelte verwendeten Zeit bedürfen, sondern einer weit, weit geringeren. Freilich wer auf diese zwiefache Zurückstellung des Cicero und auf die Bevorzugung des Livius, Sallust und Tacitus *) dringt, der darf nicht erschrecken, wenn die liebe Gymnasialjugend an ihrer lateinischen Seele Schaden nimmt!

Ich habe mich verrathen; man wird wohl merken, daß ich Köchly's höchst verdammlichen Ketzereien und destructiven Tendenzen gar nicht abhold bin. — Nun, davon läßt sich schon ein ander Mal sprechen.

Die Auswahl der Lehrgegenstände

nach ihrer culturhistorischen Wichtigkeit.

Die unverkennbar nothwendige Neugestaltung der Gymnasien, Real- und Volksschulen **) ist in ihrem Erfolge wesentlich bedingt durch die Beantwortung der Frage nach dem Werthe und der Bedeutung der einzelnen Unterrichtsgegenstände. Diesen Werth kann man zu bestimmen suchen durch eine genaue Ermittelung der eigen-

---

*) Beiläufig bemerke ich, daß ich noch eine zweite Chrestomathie verlange mit Stücken aus Seneca, Quintilian u. A.

**) Die Universitäten, die der Reformation nicht minder bedürfen, lasse ich hier aus dem Spiele; die Anwendung des von mir gesagten auf sie macht sich von selbst.

thümlichen Bildungskraft jedes einzelnen Lehrobjectes; doch läßt sich auch mit Nutzen noch ein anderer Weg einschlagen, der geschichtliche. Man wird nicht irren, wenn man den Satz aufstellt: Je bedeutender bis in die Gegenwart hinein ein Bildungsobject für das Culturleben der Menschheit im Allgemeinen und der eignen Nation insbesondere gewesen ist, desto mehr eignet er sich auch zum Lehrgegenstande in den Schulen dieser Nation. Mit einer von diesem Satze aus unternommenen Organisation der Schulen würde das geistige Leben der Einzelnen an das historische Gesammtleben der ganzen Nation angeknüpft, während früher nicht selten selbst reichgebildete Menschen doch dem Dasein und der Geschichte gerade ihrer Nation entfremdet waren, und andrerseits würde dadurch auch noch kräftiger zwei naheliegenden Verirrungen vorgebeugt, welche ein einseitig theoretischer und ein einseitig praktischer Drang herbeiführen. Der ideale Reiz, welcher jedwedem Wissen, auch dem unscheinbarsten, einwohnt, verleitet leicht, den Schulen zu viel und zu vielerlei aufzubürden, sie in die Gränzenlosigkeit des Wissenstoffes hineinzustürzen, — der an sich nicht verwerfliche Drang nach einem Resultate des Lernens für das Leben führt nur zu leicht zu einer verkehrten Schätzung der Lehrobjecte nach einem ganz äußerlichen Maßstabe und zu einer kümmerlichen geistigen Ausstattung des Schülers. Der oben angegebene Maßstab aber ist von idealem und zugleich praktischem Charakter und beides überdies nicht von dem doch immer beengten Gesichtspunkte des Einzellebens, sondern von dem großen des Menschheits- und Nationallebens aus genommen. Auch macht sich in der Wirklichkeit immer dieser Maßstab geltend, — die Franzosen z. B. lesen in ihren Gymnasien von den römischen Schriftstellern mit besonderer Vorliebe gerade solche, die dem theils auf epigrammatische Reflexionspointen, theils auf das Politische gerichteten Nationalsinne besonders zusagen, Florus, Seneca, aus Livius die Reden u. s. w. — aber es gilt, diese instinctmäßigen Einflüsse sich zum Bewußtsein zu bringen und eben dadurch die Einmischung der beiden anderweitigen abstracten Gesichtspunkte zu verhüten.

Freilich kann es sich auf diese Weise treffen, daß eine Nation, weil sie selbst in ihrem Entwickelungsgange von manchen wichtigen Potenzen unberührt geblieben, sich auch in ihren Schulen dieselben fern hält, und man könnte sich demnach versucht fühlen, doch lieber die Wahl der Unterrichtsgegenstände nur von deren eigener Natur und Werthe, nicht aber von jener culturhistorischen Wichtigkeit derselben abhängig zu machen. Indeß läuft jedenfalls wenigstens die deutsche Nation keine Gefahr, wenn sie sich doch an diesen letztern Maßstab hält. Denn es ist eben ein oft mehr beklagter, als verstandener und gewürdigter Grundzug in ihrem Wesen, daß sie bei aller Eigenthümlichkeit doch zugleich so universalistisch übergreifend und erobernd ist wie keine andere. Der unbesiegbare Drang, das verschiedenartigste Fremde sich anzueignen, hat sie nur zu oft in knechtische Abhängigkeit von diesem Fremden gestürzt, aber immer ist sie aus solcher Knechtschaft neu gekräftigt und bereichert hervorgegangen. Einem so tiefen Zuge des Nationallebens wird sich auch die Schule nicht versagen können, sie wird ihm folgen dürfen ohne Gefahr, sich dadurch wesentliche Bildungsmittel abzuschneiden, und sie wird ihm folgen müssen, wenn sie in deutschem Sinne die deutsche Jugend für das Gesammtleben vorbereiten nnd bilden will.

Es würde zu weit führen, wenn ich das gesagte auf alle Lehrgegenstände anwenden wollte; ich beschränke mich auf solche, deren Anerkennung entweder in neuester Zeit bedroht oder noch gar nicht in hinreichendem Umfange erfolgt ist, oder die aus irgend welchen Gründen zu einem lebhaftern Parteienkampfe Anlaß gegeben haben oder voraussichtlich geben werden.

1. Die Bibel.

Staat und Kirche werden sich trennen: die Kirche wird sich über keine Uebergriffe in ihr Gebiet mehr zu beklagen haben, sie wird sich aber auch keine Uebergriffe in andere Sphären mehr erlauben dürfen; der Staat wird die Kirche schirmen, aber auch in sehr bestimmt gezogenen Gränzen zu halten wissen.

Wie wird es nun da mit der Schule?

Die katholische Geistlichkeit im Münsterschen eifert gewaltig gegen die Trennung der Schule von der Kirche und sie ist schalkhaft genug, als Grund ihres Eiferns die Besorgniß auszugeben, daß bei erfolgender Trennung die freie Fortentwickelung der Kirche Gefahr laufen würde. Die protestantische Geistlichkeit — ich meine die rechtgläubige — schlägt einen andern Weg ein, um das evangelische Christenthum sicher zu stellen. Sie erklärt sich zwar für die Trennung der Schule von der Kirche als eine nothwendige Consequenz der Trennung der Kirche vom Staate, aber sie spricht der Schule das Recht ab, noch ferner Religionsunterricht zu ertheilen; dieser falle ins künftige ganz und gar der Kirche zu.

Die richtige Antwort auf diese Ansprüche brauche ich nicht erst zu geben, sie ist längst gefunden, sie ist auch anderweit schon vorgebracht. Der Schule, die im weitern Sinne auch die Universität umfaßt, gehört die Religion, soweit und wie sie aus dem Wesen des Menschen hervorgeht, in allen den Phasen ihrer Entwickelung, mit allen den Denkmälern, in welchen sich diese Phasen fixirt haben: die Kirche, die ja mit so vornehmem Mitleid auf dieses „nur Menschliche" *) herab zu sehen sich berechtigt glaubte, möge immerhin ferner das Außer- und Uebermenschliche an der Religion in den Seelen derer, die ihr angehören, fortzupflanzen sich bemühen; das ist ihr Recht, und diesen Anspruch darf ihr Niemand verkümmern oder rauben wollen, wogegen man jeden weitergehenden entschieden zurückweisen wird.

Was folgt daraus für die Bibel? — Auf Lesung und Erklärung derselben hat doch unstreitig die Kirche ein wohlbegründetes Recht, wenn sie es sonst üben will Aber die Schule auch, und

*) Ich bemerke, daß diese oft von den Theologen der neueren Philosophie gegenüber gebrauchte Bezeichnung diese eigentlich nicht trifft, vielmehr eine unwillkürliche Verfälschung enthält. Mit den Worten nur-menschlich würde ja das Göttliche ausgeschlossen, während die Philosophie eine untrennbare Verbindung beider setzt. Das Wesen des Menschen ist eben ein Gott-erfülltes, eine bekanntlich auch der Bibel nichts weniger als fremde Lehre, womit das Fürsichsein Gottes durchaus nicht ausgeschlossen ist. Ich verweise auf Karl Schwarz, das Wesen der Religion.

diese darf und wird sich dies Recht nimmermehr entziehen lassen. Hier wird, dünkt mich, der oben aufgestellte Kanon sich in seiner ganzen Wirksamkeit zeigen.

Es ist mir immer als sehr bedeutungsvoll erschienen, daß unser erstes literarisches Denkmal kein Originalwerk, sondern eine Uebersetzung und zwar gerade die der Bibel ist. Bedeutungsvoller noch ist es, daß auch bei späteren Ansätzen zu einem neuen Fortschritt immer die Bibel oder einzelne biblische Bücher von durchgreifender Wichtigkeit gewesen sind. Ich erinnere an die beiden poetischen Bearbeitungen der Evangelien, an die altsächsische und an die althochdeutsche Evangelienharmonie, den Hêliand und den Krist. Und merkwürdig entsprechen dann wieder jener Bibelübersetzung Ulfila's die Lutherische, und den beiden Evangelienharmonien die Messiade Klopstock's. Durch unsre ganze Geschichte hindurch von dem Momente an, wo sie fremde Culturelemente in sich aufnimmt, zieht sich die Bibel als ein wesentliches Bildungsmittel hindurch; sie begegnet uns gleich im Anfange und sie tritt bei neuen Anläufen zu einer gesteigerten Bildung immer wieder mitwirkend auf.

Ein ähnliches Verhältniß, wie im Bildungsleben der ganzen Nation, zeigt sich in dem Leben ihrer größten Genien. Selbst diejenigen unter den großen Meistern unsrer Literatur, welche von Seiten ihrer Christlichkeit am meisten angefochten worden sind, haben wenigstens in ihrer Jugend die Anziehungskraft „des theuern Bibelbuchs" empfunden, und noch Göthe und Schiller haben in der ersten Periode des sich regenden Dichtungsdranges sich längere Zeit mit biblischen Stoffen, jener mit einem Joseph, dieser mit einem Moses herumgetragen.

Unzweifelhaft wird auch die Bibel einen mächtigen Einfluß auf das nationale Leben wiedergewinnen, und namentlich wird die Schule gerade jetzt, wo sie ihr entrissen zu werden droht, in ihr ein unentbehrliches Element der Jugendbildung und zwar nicht bloß des Volkes, sondern aller Stände erblicken und auf alle Reclamationen von kirchlicher Seite mit einer Hinweisung auf die Geschichte und mit der einfachen Bemerkung antworten, daß doch am allerwenigsten die Bibel den Gegenstand eines Privilegiums bilden könne. Natürlich

wird die Schule fortan nicht mehr die Wirkung der Bibellectüre durch die keineswegs förderliche Allianz mit der Dogmatik beeinträchtigen dürfen. Unbefangen, voraussetzungslos, aber aufmerksam und ernst sei alle Lectüre, so auch die der Bibel: dann wird sie gerade in ihrer Eigenthümlichkeit sich am sichersten und nachhaltigsten geltend machen.

Noch einmal: möge die Loslösung der Schule von der Kirche, d. h. von allen bestimmenden confessionellen Einflüssen je eher je lieber erfolgen, das können wir nicht lebhaft genug wünschen und betreiben; aber die Bibel läßt sich die Schule nicht nehmen, denn diese ist seit anderthalb Jahrtausenden ein Nationalgut, noch mehr, sie ist seit Luther ein Volksgut, und die Schule wird erkennen, daß sie die Verwalterin des geistigen Nationalgutes zu sein die Ehre und die Pflicht hat.

2. Die griechische und die römische Literatur.

Ein zweiter Hauptthebel deutscher Cultur ist die griechische und römische Literatur gewesen. Das Studium der letztern, wenn auch in sehr engen Schranken sich haltend, hat im Mittelalter zu wiederholten Malen den kräftigeren Aufschwung der Nation begleitet. Ich erinnere an die Zeiten Karl's des Großen, der Ottonen, der Hohenstaufen: das classischere Latein der Historiker jener Zeiten, die Bearbeitung deutscher Sagenstoffe in den überlieferten Formen der römischen Poesie, endlich die Verarbeitung antiker Sagenstoffe durch deutsche Dichter — alles dies beweist zur Genüge für jenen Zusammenhang. Freilich weit bedeutender war die Mitwirkung der antiken Literatur bei den reformatorischen Vorbestrebungen des funfzehnten Jahrhunderts. Bekannt ist das enge Verhältniß, in welchem die Reformation selbst zum neubelebten Studium der Alten stand, ein Verhältniß, welches, um des Erasmus gar nicht zu gedenken, sich ganz besonders in der classischen Figur des Melanchthon einen schönen Ausdruck gegeben hat.

Die Zeit nach der Reformation bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, die Blüthenzeit der Orthodoxie und des Jesuitismus, gibt für die Wichtigkeit der classischen Studien ein weiteres Zeug-

niß, leider ein negatives, indirectes. Die weit großartiger angelegte als durchgeführte religiöse Bewegung verliert sich allmählich ganz und gar in theologische Zänkereien. Die im funfzehnten Jahrhundert bis gegen das zweite Viertel des sechszehnten Jahrhunderts so mächtig erstrebte Erhebung des bereits zerfallenden Deutschlands zu einem einigen, starken und freien Deutschland schlägt in eine immer ärgere Auflösung des Reichs und in eine nicht einmal die bisherigen ständischen Rechte mehr achtende absolute Territorialhoheit um; und so sinkt denn auch während dieses Rückganges der politschen und religiösen Freiheitsbestrebungen in Deutschland der Betrieb der alten Literatur, der zwar keineswegs wieder verschwindet, wohl aber auch in den protestantischen Ländern immer mehr zu einem geistlosen jesuitischen Formalismus erstarrt; nur wo freiere politische und religiöse Regungen auftreten, da zeigt sich auch, von diesen genährt und sie wieder nährend, ein Aufschwung der classischen Studien.

Mit der neuen Erhebung des deutschen Geistes gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerken wir sogleich wieder einen freieren, humaneren Verkehr mit dem Alterthum. Zuerst freilich (in der Klopstockischen Periode) vorzugsweise mit dem römischen, wie denn Klopstock in seiner Feierlichkeit und Sentimentalität weit mehr Aehnlichkeit mit Virgil als mit Homer hat; — seit den siebziger Jahren aber, seit dem Auftreten Göthe's, bildet sich, veranlaßt durch Winckelmann, Lessing und gefördert ganz besonders durch Voß, eine wahre Wechselwirkung zwischen dem Studium der Alten und dem mächtigen Fortschritte unserer Nationalliteratur, eine Wechselwirkung, die sich bis in das einzelne hinein verfolgen läßt. Die eifrige Hinwendung zu den griechischen Tragikern entspricht genau der Bildung einer classischen deutschen Tragödie; die Begeisterung für Plato hat ihr Gegenbild in dem Enthusiasmus für die Schöpfungen eines verwandten philosophischen Genius, Schelling's, wogegen in der Periode Hegel's der lange fast vergessene Aristoteles wieder hervorgezogen wird. Die französische Invasion führt, und zwar mit der bewußtesten Absicht, zur Beschäftigung gerade mit demjenigen Redner des Alterthums, welcher in ähnlichen Zuständen Griechenlands Athen zur alten Begeisterung zu entzünden verstand; De-

mosthenische Reden wurden von mehreren der geistvollsten und eifrigsten deutschen Patrioten übersetzt, um auf diesem Umwege, da der gerade verboten war, die nationale Gesinnung der Deutschen wieder zu beleben. Und sollen wir es für einen Zufall halten, daß gerade in der Zeit des erwachenden politischen Sinnes der Entdecker römischer Geschichte, Niebuhr, unter uns auftrat, daß man von da an später auf den Meister politischer Geschichtschreibung, Thucydides, hingeführt wurde?

Dieser Zusammenhang der classischen Studien mit dem eigensten Geistesleben der modernen Nationen würde sich noch an einer Menge andrer Beispiele nachweisen lassen. Wieviel ist Plutarch für die von einem ursprünglich politischen Drange erfüllten Franzosen gewesen, wie wenig — bisher! — für uns! Wie sehr sind sie in ihrer politischen Revolution durch römische Vorbilder bestimmt worden, wie sehr wir in unsrer literarischen durch griechische! Freilich die Arbeiter in diesem heidnischen Weinberge (auch einem Weinberge des Herrn!) haben guten Theils sich nichts davon träumen lassen, daß sie doch einem viel höheren Gemeinwesen als der lateinischen Gelehrtenrepublik, daß sie dem Vaterlande und der Nation dienten. Mich dünkt, die göttliche Leitung der Weltgeschichte kann kaum in etwas rührender sich darstellen, als darin, daß auch die abgelegensten Studien so vieler Stubengelehrten ohne deren Wissen und Wollen in einem für den helleren Blick unverkennbaren Zusammenhang mit den bedeutendsten Bestrebungen und Leistungen wahrhaft nationaler Genien verknüpft sind. — Sieh dort die kleine, tief, tief ins Land sich hineinstreckende Meeresbucht; sie liegt so träumerisch still da, — aber doch pulsirt auch in ihr Ebbe und Fluth des großen Weltmeeres.

Wie könnten wir nun, wenn wir diesen Zusammenhang erkennen, wenn wir wahrnehmen, mit wie vielen und festen Fäden wie die Bibel so auch die großen Griechen und Römer mit unserm nationalen Geistes- und Gemüthsleben verwebt und verflochten sind, wie könnten wir da um eines thörichten Geredes willen von der alten Literatur ablassen! Vielmehr ernster als je wollen wir sie treiben, aber auch humaner und deutscher als je. Immer schwebe

uns bei ihnen vor nicht bloß, was sie als Vertreter der einzelnen Literaturgattungen für Werth anzusprechen haben, auch nicht bloß, was sie für die Bildung ihrer Nation gewesen, sondern immer müssen wir außerdem vor Augen behalten und auch dem Schüler, sobald und soweit er es zu fassen vermag, vor Augen führen, was jene Meister für die Menschheit, was sie insbesondere für unsre Nation und deren Entwickelung gewirkt.

Sie sind gewesen und müssen bleiben eine zweite Potenz in der Entwickelung unsrer Jugend. Ja diese Geltung müssen sie nun in unendlich erweitertem Umfange erhalten, die ganze deutsche Jugend muß an der Ausbeute, welche diese Schätze gewähren, fortan Theil nehmen. Und damit eröffnet sich erst für die großen Alten der volle Spielraum für ihre erziehende Kraft; denn wenn die Bibel in der Uebersetzung am meisten und am umfassendsten gewirkt hat, so wird auch die alte Literatur in Uebersetzungen erst ihren vollen Segen uns bringen. Unsre Jugend, ja unser ganzes Volk bedarf zu der Bibel, die wir haben und nie aufgeben, zu der Bibel des Judenthums und des beginnenden Christenthums, noch einer Heidenbibel, eines Testamentes griechischer und römischer Nation, natürlich mit Altvater Homer voran, der doch selbst für uns, nicht bloß für die Griechen, der Dichter vorzugsweise bleibt oder werden muß. Aber wer wird unter uns, Homer zum deutschen Volksbuche zu bearbeiten, Dichter und Volksmann genug sein?

Die Forderung, so gut christlich sie ist, klingt doch höchst ketzerisch und ist es auch für den symbolgläubigen Christen. Sehen wir sie uns doch ein wenig näher an!

Das alte Wort: „Behüte mich Gott nur vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon selber fertig werden!" dieses kann auch die Bibel auf sich anwenden. Als ein Ueber- und Außermenschliches, als ein Wunder betrachtet, ist sie der Menschheit entfremdet worden; mitten in die Menschheit als ein menschliches Product wieder hineingerückt, wird sie sich in der Menschheit wieder ansiedeln und sich ihr erst recht an's Herz legen. Und dies wird nicht eine Erniedrigung für die Bibel sein, vielmehr eine Erhöhung. Indem sie nichts zu sein beanspruchen wird, als ein Ausfluß des

Menschengeistes in seiner historischen Entwickelung, gerade da wird sich das Ueber= und Ungemeine in ihr, das Dämonische (mit Göthe zu reden) erst recht offenbaren, geltend machen und kräftig erweisen. Diese unbefangene, aber eben darum erst von der rechten, der freien Ehrfurcht erfüllte Betrachtung derselben als welthistorischen Productes und welthistorischen Hebels, wie ist sie nun aber möglich, wenn man nicht die parallel laufende griechisch=römische Cultur sich in gleichem Umfange zur Anschauung bringt? Auch liegt diese Tendenz tief im Wesen des recht verstandenen Christenthums begründet. Nichts vorurtheilsvolleres als die orthodoxe Dogmatik, — nichts vorurtheilsloseres als das christliche Prinzip! Nichts inhumaneres als jene, nichts humaneres als dieses! Diese Humanität zeigt sich eben auch in seiner Stellung zur Wissenschaft und Bildung, zeigt sich unter andern darin, daß es nicht blos auf das Judenthum, sondern eben so sehr auf die griechische Culturwelt als auf die zweite historische Prämisse für seine Entstehung zurück= und dann weiter auf die römische als die Bedingung seiner Verbreitung hinausweist. Der ethische Gehalt des Christenthums als weltumgestaltenden Prinzips läßt sich freilich von aller Beziehung auf die geschichtliche Persönlichkeit, welche sein Träger gewesen, und auf deren geschichtliche Antecedentien loslösen, aber nicht ohne Verflachung: es ist gerade ein großer Zug im Christenthum, daß es an seine Bekenner — nicht die Forderung eines dumpfen Auctoritätsglaubens an verrichtete Thaten und ausgesprochene Lehren, sondern — die Forderung der Vertiefung in den Gang der Zeiten stellt. Das Christenthum fordert Einfalt des Herzens, aber zugleich eine gehaltvolle, eine intensiv reiche Bildung des Geistes, und wenn dies in der Volksbildung bisher nicht genug beachtet worden sein sollte, ein desto schlimmeres Zeugniß wäre dies für das, was bisher gewöhnlich als Christenthum gegolten.

Also im Interesse der Bibel selbst, welche sich ihre Ergänzung fordert, da sie das christliche Prinzip weder ganz rein darzustellen, noch ganz vollständig zu erklären vermochte, im Interesse der Bibel selbst ist ein Gegenstück zum alten Testamente herzustellen. Und spreche man nur nicht von ruchloser Ueberhebung! Denn dasselbe

Recht, welches die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche hatten, gewisse Schriften des jüdisch-christlichen Glaubenskreises für kanonisch zu erklären, dasselbe Recht hat ein in neuem Aufschwunge sich erhebendes Christenthum auch für die Schriften des Alterthums. Das exclusive Christenthum freilich mußte diese abweisen, das neue, das inclusive Christenthum weiß auch in der Heidenwelt Propheten und Heilige *) herauszufinden, große Genien namentlich für eine Sphäre des menschlichen Daseins, die über der Kirchlichkeit gar zu leicht ganz leer ausgeht, die Sphäre des freien staatlichen Lebens und Wirkens. Ja, die Bekanntschaft mit der Welt des Althertums ist für die frühern Jugendjahre sogar die wichtigere und nothwendigere, weil sich in ihr die Menschheit in der Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Kräfte und Triebe noch in der ungestörtesten Naivetät darstellt, sodaß selbst der Zug zum Göttlichen auch in den Philosophen noch eine naive Haltung behauptet, wogegen derselbe Zug im alten und noch mehr im neuen Testament selbst in den historischen Schriften schon in allerdings weit tieferer, aber auch reflectirter, erst einem reiferen Denken und Empfinden zugänglicher Form darstellt.

Also: das classische Alterthum (es ist hier immer nur von Uebersetzungen die Rede) ist nicht etwa jetzt, „weil wir es jetzt so herrlich weit gebracht", wegzuwerfen, vielmehr über weit größere Kreise der Nation erst auszubreiten, wir sind ihm nicht entwachsen, sondern wir sind jetzt erst ihm recht gewachsen, nachdem wir zu unsrer religiösen, literarischen und philosophischen Bildung auch die politische hinzuzugesellen den ernstlichen und schon so lohnenden Anlauf genommen.

Möglich, daß diese Ansicht Manchem als die Pedanterie eines Stubengelehrten, so wie die oben vorgetragene über die fortwährende Bedeutung der Bibel als ein theologischer Bodensatz in einer sonst aufgeklärten Ansicht vorkommt; ich könnte und würde ruhig der Zukunft vertrauen, denn ich habe den ganzen Entwickelungsgang unsrer Nation, die Auctorität der Geschichte für mich, und das ist der beste

---

*) Bekanntlich hat Niebuhr Demosthenes einen Heiligen genannt, und [illegible]m Recht.

Alliirte, den man haben kann. Denn wie unser Göthe nach jahrelangen Pausen wieder zu früheren poetischen Lieblingsplänen und Entwürfen zurückkehrte, sie wieder aufnahm und endlich doch noch zu Ende führte, weil er nicht anders konnte, weil die Treue gegen sich selber es forderte, so sehen wir auch in unserer Nation, so viel sie sich auch zum Abfall von sich, zum bloßen Copiren des Auslandes hat verführen lassen, doch auch einen gleichen Grundzug der Treue gegen sich, des Zurückkehrens in frühere Bahnen, des Wiederaufnehmens früherer Richtungen und Strebungen *). Nicht daß sie nun zur Abwechselung sich einmal selbst copiren, sich aus einer lebenden Gestalt in ein Gespenst ihrer selbst verwandeln wollte; der ganze Reichthum der Gegenwart, die Ausbeute und Errungenschaft so vieler zwischenliegenden Jahrhunderte soll festgehalten und in die wieder aufgenommenen Grundfäden der nationalen Existenz mit hineinverwebt, das wirklich erstorbene dagegen soll ausgeschieden, Fäden, die nur früherhin zu bilden geeignet waren, jetzt aber unscheinbar geworden oder zerrissen sind, müssen kurz und gut abgeschnitten werden, damit sie nicht sich wirr mit dem neuen Prachtgewebe verschlingen und treulos dazwischen durchlaufend es verunstalten. Der instinctive Gesammttrieb der Nation ist eigensinniger und — weiser, als sich's Viele träumen lassen, und spottet eines Neubaues, der nicht an das, was noch fest ist vom alten Bau, sich anschließen will **).

---

*) Die vielfach schon bemerkte Verwandtschaft unserer Zeit mit dem Reformationszeitalter erstreckt sich bis auf die auffallendsten Kleinigkeiten und scheinbare Zufälligkeiten.

**) Ein ganz schickliches Beispiel aus dem pädagogischen Gebiete für den Unterschied zwischen Bleibendem und Vergänglichem bietet gerade der Betrieb der Lectüre römischer Classiker, verglichen mit dem Betrieb des Lateinsprechens und Lateinschreibens. Selbst die Philologen bei ihren Zusammenkünften sprechen nicht mehr Latein, auch nicht wenn sie über das Lateinsprechen verhandeln: ein zwar nur faktischer, aber doch — oder vielmehr eben deswegen — sehr gründlicher Beweis gegen den Fortbestand von Uebungen, welche ihren natürlichsten Grund, nämlich den Halt an der Sitte der Männer von Fach, verloren haben.

3. Die modernen fremden Literaturen.

Aber auch bei den Literaturen der neuern Culturvölker ist unsre Nation fleißig, ja oft nur zu fleißig in die Schule gegangen. Ich will dies nicht näher aufführen; es ist zu bekannt, wie es fast kein Volk ringsum gibt, bei dem das unsrige für seine eignen literarischen Leistungen nicht zu irgend einer Zeit, man möchte beinahe sagen herumgebettelt: jedoch nicht ohne sich später zu ermannen, nicht ohne später mit den stolzen Fremden ehrenvoll zu wetteifern, oder gar sie zu überflügeln. Vorzugsweise einflußreich sind bekanntlich die französische und englische Schriftenwelt auf uns gewesen, dann zunächst die italienische und spanische.

Daß nun wenigstens von der Realschule das Französische und Englische nicht ausgeschlossen sein kann, versteht sich von selbst. Und zwar gehört es dahin nicht etwa, weil doch der künftige Gewerbtreibende französisch und englisch parliren und eine Geschäftscorrespondenz in beiden Sprachen muß führen können. Wenn auch diese Art von Schulen dem gemeinpraktischen Bedürfnisse ihren Ursprung verdankt, so hat sich doch im Laufe der Zeit der ideale Trieb deutscher Pädagogik auch ihrer bemächtigt, und man hat dem grundschiefen und höchst irre leitenden Namen Realschule zum Trotz denselben die Aufgabe gestellt, eine humanistische Bildung (die eben, wenn sie dies ist, auch nicht unpraktisch sein kann) vorzugsweise an Bildungsstoffen aus der modernen Welt zu vermitteln. — Aber auch das Gymnasium kann gegen diese Stoffe nicht mehr so stiefmütterlich verfahren wie bisher, schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil das Gymnasium die Grundlage auch zu einer tüchtigern politischen Bildung seinen Schülern schuldig ist, die deutsche Staatsansicht aber und der deutsche Staatenbau eben so die Mittelhand wird zwischen England und Frankreich, wie dies in der Literatnr der Fall ist.

Ein secundärer, doch nichts weniger als unwichtiger Grund ist, daß nur durch den tüchtigeren Betrieb, zunächst wenigstens des Französischen, der Riß, welcher durch die Spaltung in Realschulen und Gymnasien in die Mittelschule gekommen ist, allmählich wieder

aufgehoben werden kann. Ich lasse es dahingestellt, ob nicht in den obern Klassen (etwa vom 14. Jahre an, mit welchem eine bestimmtere Entscheidung über den künftigen Lebensberuf eintreten kann) die Scheidung zwischen beiderlei Anstalten wird fortbestehen müssen; ein Bedeutendes wird schon gewonnen, wenn nur für die untern Classen eine Wiedervereinigung eintritt. Sie ist aber nicht möglich, wenn den Realschullehrern zugemuthet wird, gegen einige kärgliche Concessionen, im Grunde aber doch auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben, gleichsam reumüthig in den Schooß des alleinseligmachenden Gymnasiums wieder zurück zu kehren; sie ist nur möglich durch einen Vergleich, bei welchem die eigenthümlichen Bildungsstoffe der Realschule als gleichberechtigt und ebenbürtig anerkannt werden. Dahin gehört der ausgedehntere Betrieb des Französischen, für den auch ganz leicht die Möglichkeit gewonnen wird, wenn man nicht mehr, wie bisher gewöhnlich (nicht durchweg) geschah, das Französische erst nach dem Griechischen, sondern gleich nach dem Lateinischen eintreten läßt, das Griechische aber (keineswegs zu dessen Nachtheil) auf ein späteres Alter verschiebt.

Was nun aber die Auswahl der zu lesenden Schriftsteller betrifft, die natürlich für die obern Classen der Realschulen reichlicher ausfallen kann und muß, so meine ich, wird auch diese sich mit zu bestimmen haben nach obigem Kanon. Kraft und Art des Einflusses, den die classischen Werke der Franzosen und Engländer *) auf unser Volk und unsre Literatur geübt, werden bei der Wahl eine entscheidende Stimme haben müssen, so daß wir bei diesem Ausfluge in das Ausland doch nie des Zusammenhanges mit der Heimath verlustig gehn. Uebrigens ist diese Rücksichtnahme um so unbedenklicher, weil sie im Wesentlichen doch auf dieselben Schriftsteller hinführen wird, welche auch für das Geistesleben der Franzosen und Engländer selbst besonders wichtig geworden sind: überflüssig wird sie aber damit doch nicht, insofern durch die Gewinnung desselben Resultats von einem andern Standpunkte aus diese

*) Ich nenne diese mit, weil, was nicht im Original gelesen werden kann, deshalb nicht etwa abzuweisen ist.

Wahl eine neue Bestätigung, und die Methode der Erklärung die Richtung auf ein leicht übersehenes und doch wesentliches Moment, die Beziehung eben des Fremden auf das Einheimische, erhält.

Aber die Volksschule? Sie soll doch nicht etwa auch gar noch Engländer und Franzosen in ihre bescheidenen Hallen einziehen lassen? Solche Forderung wäre doch sicherlich eine „Trunkenheit, ein kleiner Wahnsinn“!

Vor der Hand allerdings wollen wir daran nicht denken; aber die Zeit wird schon noch kommen, wo sie durch Abstreifung manches Ueberflüssigen extensiv, durch eine zeitgemäßere Bildung ihrer Lehrer intensiv die Möglichkeit — und den Antrieb durch einen Freundschaftsbund der drei größten Culturnationen Europa's erhalten wird, der freilich erst nach Feststellung deutscher Einheit und deutscher Politik mit Ehren und Vortheil denkbar ist.

Indeß ganz und gar braucht wenigstens die gehobene Bürgerschule schon jetzt nicht auf Mittheilungen aus den fremden Literaturen des neuern Europa zu verzichten.

Der Beweis ist nicht schwer, wenn man mir nur eine Episode erlauben will, mit der übrigens für weiterhin eine Ausführung erspart wird.

Das kann doch wohl Niemandem mehr zweifelhaft sein, daß fortan Geschichte auch in der Dorfschule ein wesentlicher Lehrgegenstand werden muß und nicht mehr unter der vielsagenden und wenig gewährenden Rubrik „Weltkunde“ kläglich und dürftig mit abgespeist werden darf: wo Jeder staatsbürgerliche Rechte auszuüben bekommt, da muß auch Jeder mit einem gewissen Maße geschichtlicher Kenntniß und darauf beruhender politischer Einsicht in der Schule ausgerüstet werden. Die deutsche Nation wenigstens, die schulmeisterlichste der ganzen Welt (was ihr nur zur Ehre gereichen kann), will zu nichts durch das spätere Leben allein, d. h. durch den Zufall, seine Angehörigen hinführen lassen, sie will dieselben zu Allem in der Schule, als einem Vorbilde des künftigen Lebens, vorbereitet sehen; sie will dies jetzt mehr als je, daher ohne Zweifel allmählich die bildungskräftigsten Handgeschicklichkeiten in den all-

gemeinen Schulunterricht Aufnahme finden werden, wie sie in manchen Privatstunden schon gefunden haben.

Nun wollen wir uns den geschichtlichen Unterricht auf das kärglichste Maß von Geschichte des deutschen Volks und der christlichen Kirche beschränkt denken: immer können doch in jener Ludwig XVIII. und Carl X. von Frankreich, in dieser Heinrich VIII. von England und zur Orientirung über dessen Stellung der vorangegangene Krieg der beiden Rosen, und es können endlich gar nicht die Kreuzzüge unerwähnt bleiben. Welches Wort des Lehrers aber vermöchte diese Zeiten und Persönlichkeiten so klar in bedeutenden Momenten vor die Seele hinzustellen und so tief der Seele einzuprägen, als es einige, immerhin nur wenige, passend ausgehobene Stücke aus Beranger, Shakespeare, Tasso vermöchten. Und welcher Lehrer getraute sich wohl, das spanische Ritterthum schöner zu charakterisiren, als es sich selbst durch einige der Cid-Balladen charakterisiren würde?

Mögen auch Manche diese Gedanken für phantastisch und extravagant halten, die Schule wird ganz neue Mittel und Wege einschlagen; sie wird in einem etwas größeren Stile verfahren müssen, so gut wie unser Staatsleben in ganz neue Bahnen eingelenkt hat, die denn freilich auch so Manchen noch als höchst abenteuerlich und extravagant erscheinen. Uebrigens mögen sich die Kleinmüthigeren unter unseren Lehrern und Schulfreunden auch nicht sogar sehr ängstigen! Allzuschnell wird's doch nicht gehen, denn es fehlt noch aller Orten und Enden an den ausreichenden Hülfsmitteln für die Lehrer, die die Sache in's Werk setzen müßten*). Dazu noch die trostlose Lage so vieler Lehrer! Fliege nur einer mit gebundenen Flügeln!

4. Deutsche Literatur.

Es wird wohl Zeit, daß ich endlich auch der vaterländischen Literatur erwähne. Sie kommt hier nach zweierlei Scheidung in

---

*) Hätten wir nur erst eine Chrestomathie für diese Literaturen, wie Vorberg's Hellas und Rom für die griechische und römische Literatur.

Betracht, nach der Scheidung in ältere und neuere, aber auch nach der in die specifisch nationale und in die universalistisch übergreifende, d. h. jenachdem in ihr das deutsche Wesen entweder in spröder Gegenüberstellung gegen das Fremde oder in Beziehung darauf, und durch fremde Cultur bereichert und höher entwickelt (nicht überwältigt und in Fesseln geschlagen) sich darstellt; die letztere Scheidung fällt so ziemlich mit der in Volks- und Kunstliteratur zusammen.

Für die Volksschule will ich hier nur ganz kurz an das Volkslied des 15. Jahrhunderts, aus neuerer Zeit an Uhland und an Schiller's Tell erinnern. Damit an der Ausführbarkeit kein Zweifel bleibe, habe ich mich absichtlich auf das Minimum, und damit man ernstlicher das in der Volksschule noch so wenig anerkannte Recht der Poesie anerkenne, habe ich mich auf Nennung von Dichtungen beschränkt. Kein Volk taugt etwas, das nicht um seine poetischen Bannerträger sich schaart, und keine Schule taugt etwas, welche diese, gleich als thäte sie mit ihrer andächtigen Nachfolge etwas unrechtes, nur so nebenbei mit hergehen, sie gleichsam nur ganz verstohlen und verschämt zu einem Hinterpförtchen eingehen läßt! — Doch habe ich es bei meinen Forderungen gar nicht auf ein übermäßiges Quantum, sondern nur auf eine passende Auswahl recht gesunder und charaktervoller Werke abgesehen. Um aber nicht in ein Vielerlei auseinander zu gehen, wird die Schule auch hier gern die Anknüpfung an anderweitige Unterrichtsstoffe suchen. Und wie nahe liegt die Anknüpfung an den geschichtlichen und naturkundlichen unterricht, dem zu Liebe freilich nicht etwa das poetisch Werthlose Zutritt erhalten darf, der aber von glücklich ausgewählten Kerngedichten die schönste Belebung und nachhaltigste Wirkung auf das Gemüth sich zu versprechen hat. Aber es bietet sich auch noch ein anderweitiger Bund dar, der allernaturgemäßeste. Der Volksgesang, der ein so recht im deutschen Wesen begründetes Bildungselement ist und unverkennbar einer immer schöneren Blüthe entgegenwächst, verbreitet ja eine Fülle der erlesensten deutschen Volksgedichte in die Herzen der Massen. Hier hat die Schule ganz besonders die Verpflichtung anzuknüpfen. Natürlich mit der bedachtsamsten Auswahl!

Aber auch mit vorhergehender Lesung und Erläuterung, versteht sich einer kurzen und bündigen, der gesungenen Lieder!

Für Realschule und Gymnasium, für welche übrigens die obigen allgemeinen Bemerkungen auch gelten, will ich, um nicht gleich von vorn herein die Zustimmung zu verscherzen, mit einem kurzen Sündenbekenntniß beginnen. Ich darf ja wohl ohne Unbescheidenheit mein Buch: „der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien" (Leipzig 1842) erwähnen. Die Ehre der Anerkennung ist ihm von Freund und — Feind widerfahren. Getadelt worden ist daran ganz besonders ein Uebermaß von Anforderungen an die deutsche Lectüre. Mit Recht. Aber man falle auch nicht in das entgegengesetzte Extrem. Freilich bisher mußte man dies, und ich selbst habe in meiner Praxis davon keineswegs eine Ausnahme machen können. Die deutsche Lectüre unserer Schüler — ich meine die im Einverständniß mit dem Lehrer und unter Besprechung von dessen Seite unternommene — war viel zu dürftig und außer Verhältniß zu dem, was die Schule auch bei mäßigeren Ansprüchen, als ich früherhin erhoben, allerdings ein Recht hat zu fordern und eine Pflicht hat zu geben. Indessen werden die Lehrer des Deutschen, welche bis jetzt immer noch eine Art ecclesia pressa bildeten, aus dieser verzweifelten Situation, wo es ihnen unmöglich war, sich und der Sache genug zu thun, herauskommen, wenn erst die von mir (S. 282 der angeführten Schrift) geforderte Zahl von 4 Stunden in allen Classen für den deutschen Unterricht wird eingeräumt sein.

Ohne Chrestomathien ist so wenig in dem deutschen Unterricht, als in dem lateinischen, französischen, griechischen, (englischen) auszukommen. Zwar herrscht jetzt gegen deren Einführung und Gebrauch immer noch eine Art Abneigung, weil man sich in den Kopf gesetzt hat, die Schüler müßten nur ganze Schriften lesen. Als ob nicht guten Theils die alten Classiker wegen ihres Umfanges doch sehr fragmentarisch gelesen würden! Und als ob es da nicht besser wäre, lieber Bruchstücke auszusuchen, die ein kleines und charakteristisches Ganzes für sich bilden, und so überdies dem Schüler den Ankauf von Schriftwerken zu ersparen, die sie doch nicht ganz lesen

können! Vielmehr läßt sich erst durch den Mitgebrauch von Chrestomathien eines Theils ein größeres Gebiet anregender und geistig bereichernder literarischer Leistungen dem Schüler vorführen, andern Theils dieser Vielheit gegenüber das Interesse recht concentriren auf einen kleineren Kreis, gleichsam einen Stamm von minderumfangreichen classischen Hauptwerken der verschiedenen Nationen. Die erste Behauptung wird leicht zugegeben werden, die zweite klingt desto paradoxer. Dadurch müsse ja der Schüler nur zerstreut werden, er lerne vielerlei kennen, aber nichts recht, oder vielmehr er lerne gar nichts kennen, denn die vielerlei Eindrücke löschten einer den andern aus. So etwa lautet die Einwendung. Sie wäre richtig, wenn blos Chrestomathien gelesen werden sollten. Aber nur nebenherlaufend wirken sie allerdings vortheilhaft auf die Concentration zurück. Gerade indem der natürliche Trieb des jugendlichen Geistes nach Abwechselung nicht ganz unbefriedigt bleibt, gerade da wird von selbst auch das entgegengesetzte Bedürfniß nach dem vertrauteren Verkehr mit einer kleineren Zahl der ausgezeichnetsten Schöpfungen erwachen. Man will gar zu gern manchmal einen Ausflug in eine bunte fremde Welt machen, aber wird diesem Verlangen nachgegeben, so sehnt man sich nach einer Weile um so lebhafter nach der beschränkteren, aber inniger befreundeten Heimat zurück. Und was in der Fremde geschehen, das kommt dann durch das mannichfache neue Licht, das dadurch auf die gewohnte Umgebung geworfen wird, dieser doch auch wieder zu Gute. So lernt man auch den engeren Kreis von Bekannten und Freunden nur um so mehr schätzen und um so gründlicher würdigen, wenn man nicht immerfort in ihren Kreis gebannt ist, wenn man auch einmal eine mannichfaltigere Menschenwelt hat kennen lernen.

Mich dünkt, das sei doch einleuchtend und unverfänglich genug. Oder wäre ich etwa wider Wissen und Willen nach Menschenart doch nicht unparteiisch genug? Denn freilich, wer möchte nicht gern, was er mit Mühe und Liebe gehegt und gepflegt, auch möglichst allgemein anerkannt, mindestens gekannt sehn? Ich bin in diesem Falle; ich habe den deutschen Unterricht auch dadurch zu fördern gesucht, daß ich ihm eine Unterlage mehr durch zwei Prosa=

sammlungen*) und durch wiederholte erneuende Ausgabe der bekannten Auswahl deutscher Gedichte von Echtermeyer unterzubreiten gesucht. Indeß wenn ich diese Schulbücher der Prüfung meiner Amtsgenossen empfehle, so bin ich damit wenigstens nicht hochmüthiger, als ich — in dem Unternehmen der Zusammenstellung gewesen; werden sie unbrauchbar gefunden, so habe ich mit dieser Bitte um Prüfung Niemandem als mir selbst geschadet.

Als die Hauptschriftsteller, namentlich für Prima, habe ich (S. 105 ff. meines deutschen Unterrichts) Lessing, Göthe, Schiller und nächst ihnen Uhland bezeichnet; jetzt würde ich, aus einem später näher zu entwickelnden Grunde, noch Alexander von Humboldt nennen.

Aus der älteren deutschen Literatur wird, wenn wir erst die gewünschten 4 Stunden errungen haben, das Nibelungenlied als Hauptrepräsentant der specifisch deutschen Poesie nicht mehr fehlen dürfen. Ich setze es nach Secunda und berufe mich wegen der Gründe auf S. 242 meines deutschen Unterrichts; in Prima wird dann eine mäßige Anzahl von nicht zu kleinen Proben der Hauptschriftsteller dazu treten. Es versteht sich, daß alles dies auch in den Händen der Schüler sich befinden muß: will man die Literaturgeschichte mit bloß vorgelesenen Proben begleiten, dann wird sie, weil die Eindrücke dann sich leicht durch einander wirren, eher verbildend als bildend wirken, oder sie wird auf die dürftigsten Notizen sich beschränken müssen.

Nicht unterlassen kann ich hier, noch zum Schluß auf ein Hülfsmittel zur Vorbereitung auf diese Schriftenwelt hinzuweisen. Ich meine meines Freundes Bäßler „schönste Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt“ (5 Heftchen, Leipzig 1843

*) Deutsches Lesebuch für die untern und mittlern Classen von Gymnasien und Realschulen, bestehend in einer auf Anregung der Phantasie und des Gemüthes so wie auf Bildung der Darstellung berechneten Sammlung auserlesener Prosastücke, und: Deutsches Lesebuch für obere Gymnasialclassen, enthaltend eine auf Erweiterung des Gedankenkreises und Bildung der Darstellung berechnete Sammlung auserlesener Prosastücke (Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig 1847).

bis 1845). Ich habe mich über den Werth dieser Bearbeitung in Bezug auf das erste Heft ausführlicher ausgesprochen in Viehoff's Archiv für den Unterricht im Deutschen, 1. Jahrgang 1843, 5. Heft S. 155 bis 170, und ergreife die Gelegenheit, meinen Amtsgenossen auch die spätern Hefte angelegentlich zu empfehlen. Sie werden wohl alle die Erfahrung gemacht haben, daß der Lesetrieb gerade der Knabenwelt den Lehrer nicht selten in Verlegenheit setzt. Die Lectüre soll gesunde und gehaltvolle Anschauungen darbieten, sie soll die Phantasie in ein lebhafteres und doch nicht träumerisches Spiel versetzen, sie soll das Gemüth kräftig und nachhaltig berühren, sie soll endlich durch die Form der Darstellung auf das Darstellungsvermögen des Schülers auch unabsichtlich bildend einwirken, — eine ganze Menge von Anforderungen, die gar nicht so leicht alle zusammen durch ein Buch befriedigt werden. Am sichersten, meine ich eben (vergl. der deutsche Unterr. S. 90 ff.), geht man da immer, wenn man sich an die Bücher hält, in welchen das Volk eine Befriedigung gefunden, oder die wenigstens ganz in seiner Sinnesweise geschrieben sind. Der Hand eines bearbeitenden Erneuers bedürfen freilich für diesen Zweck diese Bücher: nur daß diese Hand mit Geschick und Zartheit verfahre! Was Gustav Schwab für die deutschen Volksbücher und für die heroischen Sagenstoffe des classischen Alterthums geleistet, ist bekannt und mit Recht sehr hoch geschätzt. Nur Schade, daß er doch in Umfang und Ton etwas zu sehr die Kinder der vermögenderen Stände in Aussicht genommen, so daß eine kürzere Bearbeitung im eigentlichen Volkston immer noch zu wünschen bleibt. Becker's Erzählungen aus der alten Welt behalten bei allen leicht ersichtbaren Mängeln doch eine eigenthümliche Anziehungskraft.

Ich hoffe, man wird mich nicht mißverstehen. Daß nicht jetzt auf einmal in der Dorfschule diese alten Sagen Zugang erhalten werden oder auch nur dürfen, das weiß ich recht wohl. Aber über eine fernere Zukunft wolle man doch ja nicht nach den engen Maßstäben unsrer nächsten Vergangenheit verfügen und nach diesen gleichsam einen index librorum prohibitorum aufstellen. Ich sage: unsrer nächsten Vergangenheit. Denn gehen wir etwas

weiter zurück bis vor die in manchen Dingen etwas gehässige Aufklärungsperiode, so finden wir in der That unsre untern Volksschichten in einem weit reichern geistigen Besitze alter Sagenstoffe. Wir knüpfen also, wenn wir unsre Jugend in diese einführen und noch andre in den früher so viel gelesenen deutschen Volksbüchern nicht mit enthaltene jetzt beifügen, nur an den Culturgang unsrer Nation wieder an. Freilich in der Schule wurden jene Schriften nie gelesen, aber doch auch nicht bloß von den Erwachsenen, sondern nicht minder von der Jugend. In der Schule sollen sie aber auch jetzt nicht ihrem ganzen Umfange nach gelesen werden, wohl aber soll die Schule inskünftige, was sie früher nicht that, auf die häusliche Lectüre eingehen. Die Schüler lesen diese Schriften zu Hause, und der Lehrer veranlasse sie durch Aufforderung zur Erzählung einzelner Partien oder auch zu Darlegung der Geschichten im Ganzen, ferner durch zweckmäßig gestellte Fragen nach den Hauptelementen der darin vorgeführten Welt zur Verarbeitung umfangreicherer Lesestücke, was zugleich die natürlichste und deshalb sicherste und fruchtbarste Methode für die Ausbildung des freien Vortrags und der selbstständigen Production ist. Uebrigens wolle man diese Uebungen ja nicht auf ein späteres, vermeintlich reiferes Alter verschieben. Zu dem, was hier gefordert wird, sind die Schüler im neunten, zehnten Jahre viel reifer, als (wenn in diesen früheren Jahren solche Uebungen unterblieben sind) im vierzehnten, funfzehnten, wo sie schon nicht mehr so naiv sind, herzhaft mit einer bloßen Nacherzählung und ähnlichen Leistungen herauszugehen.

Freilich die Gymnasien und Realschulen müssen mit gutem Beispiele voran, dann werden die mittlern Bürgerschulen schon folgen, und von da aus wird alles dies sich auch in die untere Volksschule verpflanzen.

Bisher ist immer von Literatur die Rede gewesen. Aber es gibt ja noch mehrere andere, scheinbar viel näher liegende Hebel unsrer nationalen Cultur, und so könnte mir selbst von solchen Lesern, die sich für den oben aufgestellten Kanon zu erklären geneigt

sind, der Vorwurf gemacht werden, daß ich viel zu weit ausgeholt und unpraktisch meiner Sache selber durch Uebersehen des zunächst nöthigen geschadet. Mit Recht würde man vor allem an die Wichtigkeit erinnern, welche für unsre Bildung die geschichtlichen Erlebnisse und Zustände unsrer Nation und (besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts) die Naturforschung gehabt, durch welche die Natur immer mehr enthüllt und in den Dienst des Menschheits- und nationalen Lebens gestellt worden.

Ganz recht. Aber ich wollte auch gar nicht durch die Folge, in welcher ich jene Culturelemente hier besprochen, den Grad ihrer pädagogischen Tauglichkeit und Nothwendigkeit bezeichnen, ich wollte nur durch etwas kühnere Griffe einer wohl noch zu befürchtenden Zaghaftigkeit im voraus entgegentreten. „Was sollen uns die alten Griechen und Römer? was die Franzosen und Engländer? Wir wollen froh sein, wenn wir unsern Schülern künftig etwas mehr von der Gegenwart und den Geschicken Deutschlands beizubringen im Stande sind. Und was sollen auch im besten Falle jene alten abgethanen Geschichten und Denkmäler? Was können sie für unser Volk für einen Werth haben?“ So höre ich Manchen sagen. Ich antworte: Heißt das wohl im Sinne der Reformation sprechen? Die Reformation war so kühn (und sie war es mit Recht), ein uns in so ferne Zeiten und Völker zurückführendes Buch, wie die Bibel, nicht bloß zum Volks-, sondern auch zum Schulbuche zu machen. Und wir wollten nicht zu dem A auch das B sagen?

Sodann habe ich aber auch, indem ich für Literatur gesprochen, hiermit schon auch für einen eifrigen Betrieb der Geschichte und Naturkunde mich erklärt.

Es droht nämlich bei der Einführung in diese beiden Gebiete eine große Gefahr. Sie liegt in deren Unermeßlichkeit. Hier ist nun in der Verbindung beider mit der Schriftstellerlectüre ein bedeutendes Sicherungsmittel geboten. Weder das Interesse der Wissenschaft — diese ist extensiv und intensiv unersättlich — noch das des bloßen Gewerblebens, durch welches die allgemeine Bildung zu sehr leiden würde, darf die Gränzen und das Maß des historischen

und naturkundlichen Lehrstoffes bestimmen: weder Historiker oder Naturforscher von Profession, noch auch bloße Techniker darf die Schule bilden wollen. Sie hat ein klares und zusammenhängendes Verständniß der wesentlichsten Zustände, Erscheinungen und Gestalten und ein liebevolles Verhältniß des ganzen Menschen zu beiden Sphären herzustellen, und hiermit so die Fähigkeit wie den Trieb zu einer auch im spätern Leben gern fortgesetzten theoretischen und praktischen Beschäftigung mit beiden zu entwickeln. Dazu ist nun einerseits feste Einprägung der allgemeinen Umrisse, andrerseits doch auch wieder sinnige Einführung in ein bedeutsames Detail nothwendig. Ich brauche hier absichtlich nicht wieder den Ausdruck „Einprägung"; diese würde ich vielmehr, wo sie für das Detail ausdrücklich erstrebt und nicht durch die liebevolle Beschäftigung von selbst erzielt würde, für einen pädagogischen Fehlgriff halten.

Was die Geschichte betrifft, so habe ich dafür schon manchen Wink weiter oben eingeflochten und will hier nur beispielsweise noch das eine hinzufügen, daß von der römischen Geschichte der Gymnasiast ein weit lebensvolleres und bleibenderes Bild erhält, wenn er nach einer allgemeinen Uebersicht des Ganges derselben Cäsar, einige Bücher des Livius, den Sallust u. a. m. aus geschichtlichem Standpunkte zu lesen die Anleitung erhält, als wenn er in recht abgezirkelten Lehrpensen in zwei, drei Stunden regelmäßig vom Lehrer die ganze römische Geschichte in einer nur zu beliebten Gleichmäßigkeit vortragen hört.

Bei der Naturkunde will ich etwas länger verweilen. Läßt man die verschiedenen Naturdisciplinen in besonderen Lehrstunden alle neben einander auftreten, so ist kaum zu vermeiden, daß man in jeder sich in ein den Schüler erdrückendes Detail verliert. Ganz anders, wenn sie möglichst encyclopädisch mit einander verbunden werden. Aber dann könnte man eben so leicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, so daß der Schüler nichts als eine magere Uebersicht des ganzen Naturgebietes erhielte. Es wird sogleich dem vorgebeugt, wenn noch einzelne größere Partien detaillirt vorgenommen werden. Nur ja nicht das Detail aller einzelnen Naturdisciplinen in gleichmäßigem Umfange!

Das wäre der Tod des wahren Studiums, das hieße nichts anderes als: überall zu Viel und überall zu Wenig.

Daneben gäbe es aber noch ein andres, sehr zu empfehlendes Gegenmittel gegen beide Fehler. Man lese sorgfältig gewählte Abschnitte aus denjenigen naturwissenschaftlichen Werken, in welchen sich eine wirkliche darstellende Kunst offenbart, natürlich also besonders aus Alexander von Humboldt's Schriften. Abgerechnet die Fülle geistvoller Gesammtansichten, würde der Schüler hierdurch auch in ein vielfaches Detail hineingeführt, und doch wäre für dieses Detail eine Gränze gezogen durch die Anforderungen, welche gerade das jedesmalige Lesestück zu seinem vollen Verständniß stellen würde. Zudem aber träten hiermit Hauptträger dieses Faches an den Schüler heran, das Studium der Natur so zu sagen vermenschlichte sich in der Anschauung großer Persönlichkeiten, welche ein ganzes Leben in ausdauernder Hingabe, in rastlosem Forschen, in geistvoller Verknüpfung den Naturerscheinungen gewidmet. Nähme man zum Mittelpunkte für diese Gattung der Lectüre Alexander von Humboldt, so würde der „Kosmos", in welchen dieser in allen seinen Werken einführt, sich für den Schüler zugleich in dem Darsteller desselben wiederholen, in welchem unsre Nation, ja ganz Europa einen zweiten geistigen Kosmos bewundert und verehrt.

Vorbemerkungen
zu einer Parallel-Syntax der Casus im Deutschen, Griechischen und Lateinischen.

Parallel-Syntax hat es seit undenklichen Zeiten gegeben, denn Jeder treibt sie, der eine fremde Sprache treibt; dies ist jedoch eine Existenz in bloß fragmentarischer, zufälliger und trügerischer Form: als Wissenschaft ist sie in neuester Zeit gefordert worden in praktischem Interesse und bildet sie eine unabweisbare Auf-

gabe in rein wissenschaftlichem, nachdem von großen Meistern eine Parallel-Grammatik (Laut- und Wortlehre) geschaffen worden.

Der Versuch stößt bald auf unvorhergesehene Zweifel, der Friede der eingewöhnten syntaktischen Auffassung wird gestört. Schwierigkeiten bietet freilich auch der Begriff und Gebrauch des griechischen Optativ, und Schwierigkeiten bietet der Begriff und Gebrauch des lateinischen Conjunctiv, beide für sich allein betrachtet; allein nun vergleiche man sie, und sogleich taucht die ganz neue Frage auf: Ist der Optativ etwa bloß (wie wirklich behauptet worden) der Conjunctiv der historischen Tempora, ein verkappter Conjunctiv mit einem andern Namen? eine Frage, die freilich auch umgekehrt werden könnte.

Und doch: vielleicht schafft Parallelsyntax keine neuen Schwierigkeiten, vielleicht enthüllt sie nur solche, über welche die Einzelsyntax hinwegsieht, ja sie könnte wohl gar diese zu überwinden unentbehrlich sein.

Daß der griechische Dativ auch instrumentale Bedeutung hat, läßt sich ohne Künstelei (fast möchte ich sagen: selbst mit Künstelei) nicht aus dem Begriffe des Dativ ableiten. Die Vergleichung mit dem lateinischen Ablativ legt den Gedanken nahe, daß auch das Griechische früher eine besondere Ablativform besessen habe, welche mit der Dativform zusammengeschmolzen dem Dativ den Anschein eines einzigen Casus gegeben, während er doch unter dieser Voraussetzung syntaktisch zwei Casus bilden würde.

Aber sogleich drängt sich gerade für diesen lateinischen Ablativ eine ähnliche Vermuthung auf. Wie wir ihn soeben zur Vergleichung herangezogen, da war die stillschweigende Voraussetzung, daß ihm die instrumentale Bedeutung wesentlich und ursprünglich angehöre. Daneben hat er ja aber den Sinn eines Woher-Casus. Läßt sich dieser mit dem instrumentalen vereinigen, oder hat es vielleicht früher, wenn wir dem Ablativ als ursprüngliche Bedeutung die des Woher zusprechen, einen besondern Instrumentalis im Lateinischen gegeben?

Endlich: auf die Frage Wo? konnte doch unmöglich, wie

Reisig*) treffend bemerkt, das eine Mal mit dem Genitiv, das andre Mal mit dem Ablativ geantwortet werden. Führt man, wie Krüger und Kritz**) thun, die scheinbaren Genitive auf Ablative zurück, so kann das Bedenken nicht ausbleiben, wie der Ablativ dazu komme, ein Wo und auch ein Woher auszudrücken, worauf die Sanskritisten***) d. h. die Vertreter einer umfassenden Sprachvergleichung, die Annahme gründen, daß das Lateinische früher einen besondern Wo-Casus (Locativ)†) besessen habe.

So auffallend hat sich uns unter den Händen das Verhältniß der beiden Arten von Syntax geändert. Erst ist die Parallelsyntax die Ruhestörerin, schließlich wird sie für das beunruhigte, mit sich in Kampf gerathene Denken zur Friedensstifterin. Wenigstens verspricht sie es zu werden.

Acht Casus besitzt das Sanskrit: wie, wenn das Lateinische, Griechische, Deutsche auch acht Casus besäßen? Natürlich nur syn-

*) Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft, herausgeg. von Haase, S. 627 ff.

**) Grammatik der latein. Sprache von G. T. A. Krüger, S. 518, und Schulgramm. der latein. Sprache von Kritz, S. 395.

***) Reiche literarische Angaben bei Haase zu Reisig's Vorlesungen, S. 629, 630. Sein Urtheil lautet: „Von der vergleichenden Grammatik ist ein neuer Casus, der Locativ, aufgestellt worden, den Manche für eine wahre Wohlthat ansehen, um dieser Richtung des grammatischen Studiums durch einen so unwidersprechlichen Beleg Anerkennung zu verschaffen: Andere aber wollen dem indischen Casus durchaus keinen Platz in der lateinischen Grammatik gönnen. Indeß kann es nicht fehlen, daß eine umfassendere Kenntniß und ein freierer Ueberblick der Sprachenverwandschaft diesem parvenu sein Recht sichern wird." — Aus neuerer Zeit ist besonders zu erwähnen der Aufsatz von Höfer in seiner Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache, 2. Band (1847) S. 192—202, mit welchem noch in Verbindung steht der gleich darauf folgende Artikel über die gothischen Adverbia auf ba. — Die lateinische Construction der Ortsnamen nach der Frage Wo? auf den Dativ zurückzuführen, wie Reisig wollte, verbieten die Adverbien ea, qua, die Ortsangaben terra marique und der Gebrauch der Ablativform bei Appositionen: Archias Antiochiae natus est, celebri quondam et copiosa urbe.

†) Nicht Localis, was einen weiteren Umfang haben und außer dem Wo (und Wohin) noch das Woher einschließen würde.

taktische. Diese neu in die Syntax einzuführenden Casus würden für das Lateinische sein: der (dort schon halb eingeführte) Locativ und der Instrumentalis, — der Ablativ würde dann auf die Bedeutung des Woher eingeschränkt, — wozu für das Griechische (und für das Deutsche)*) noch ein Ablativ käme.

Ob diese Ansicht irgendwo schon entwickelt und durchgeführt worden, ist mir nicht bekannt. Ausgesprochen ist sie allerdings schon, wie ich im Verlau meiner Arbeit aus einigen Aufsätzen ersehen, auf die ich durch Georg Curtius (die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur classischen Philologie, zweite vermehrte Aufl. 1848, und: das Oskische und die neuesten Forschungen über das Oskische, Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1847, Nr. 49, 50, 61, 62, 63) aufmerksam geworden. Weißenborn in seiner Kritik der lateinischen Sprachlehre von Madvig, (Neue Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik 1845, 3. Heft,) sagt S. 341: „ferner verschließt Hr. M. sein Auge absichtlich den Erscheinungen, welche sowohl die verwandten Sprachen als der frühere Zustand der lateinischen zeigen, und welche unwiderleglich darthun, daß, wie im deutschen Dativ zwei, so im lateinischen Ablativ drei Casus (gnaivod patred prognatus; Corinthi vixit; manu fecit) zusammengeflossen sind, von denen der erste durch die Verwandtschaft der Form und Bedeutung dem Genitiv so nahe steht, daß sich nur daraus genügend erklären läßt, wie der lateinische Ablativ die Functionen habe übernehmen können, welche im Griechischen und Altdeutschen dem Genitiv angehören, die locale und die früher im Deutschen noch geschiedene (S. Grimm 4, S. 707 ff.) instrumentale Form sich in diesen Sprachen mit dem Dativ, im Lateinischen mit dem Ablativ vereinigten. Je deutlicher diese Thatsachen sind, um so weniger können sie durch

*) Für das Deutsche würde eine Modification nöthig, da es die verschwundenen Casus, wozu man bei der Seltenheit und Unkenntlichkeit der einzelnen Reste eines Instrumentalis auch diesen Casus zählen muß, nicht durch Uebertragung ihrer syntaktischen Functionen auf die verbliebenen, sondern durch entwickeltere Bezeichnung in Form von Präpositionalumschreibungen zu ersetzen sich gewöhnt hat. Thun wir dieses doch sogar zum großen Theil für den Genitiv, dessen Form sich uns erhalten hat.

die schwachen Gründe Herrn M.'s umgestoßen werden, um so mehr zeigen sie, daß wer von der fertigen Sprache ausgeht ohne alle Rücksicht auf die historische Entwickelung nothwendig in Irrthümer gerathen muß. Da so der lateinische Ablativ mehrere ursprünglich geschiedene Verhältnisse bezeichnet, so kann eine Zurückführung auf eine Grundbedeutung der Sprache nur zuwiderlaufen und muß ihr Gewalt anthun. Namentlich die von mir unterstrichene Stelle stimmt ganz mit der mir zur Ueberzeugung gewordenen Ansicht zusammen: in der vorangehenden würde ich statt Corinthi Carthagini, das ja neben Carthagine nicht etwa falsch ist, gewählt haben. — Schon früher Lassen, Beiträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln, Rheinisches Museum für Philologie, 1834, 2. Heft, S. 148. „Betrachten wir die Geschichte der mit dem Latein verwandten Sprachen in Beziehung auf die ursprüngliche Organisation ihrer Declination, so ergibt sich mit Sicherheit, daß sie alle ursprünglich acht Casus unterschieden, nämlich außer den sechs lateinischen einen Instrumentalis und einen Locativ." Und in der Anmerkung: „Was die einzelnen Sprachen von ihrem ursprünglichen organischen Bau aufbewahrt haben, was nicht, das hängt oft von Ursachen ab, die wir schwerlich ergründen können; nur dieses ist sicher, daß die Stufe der literarischen Bildung der Sprachen auf die Erhaltung der Formen nicht immer einen entsprechenden Einfluß ausgeübt hat. Wie könnten sonst die Jahrhunderte hindurch sich selbst überlassenen und jeder Pflege beraubten lettischen Sprachen, vorzüglich die litthauische, eine so reiche Declinations-Form sich erhalten haben? Auch der frühere Anfang schriftlicher Auffassung steht nicht mit dem Formen-Reichthum überall im Einklange. Hat doch die althochdeutsche Mundart den Instrumentalis bewahrt, während er im Gothischen so gut als fehlt." Im weiteren Verlauf berührt der Verfasser (außer dem umbrischen Locativ) auch die griechischen und lateinischen Locativformen *οἴκοι*, *Μεγαροῖ*, *ποῖ*, domi, ruri, humi. — Auch Curtius (Sprachvergl. S. 24) erklärt: überhaupt ist für die lateinische Casuslehre der

Ursprung der Casus und das Zusammenfließen mehrerer älterer Formen in eine einzige sehr lehrreich und wichtig."

Ist dies der Fall, so darf ich um so eher, durch solche Vorgänger ermuthigt, den Versuch einer eigentlichen Nachweisung wagen. Die Bahn dazu eröffne ich mir durch einen Hinblick auf die wichtigsten unter den vorhandenen Casustheorien.

I.

Seit das Bedürfniß und der Trieb erwacht ist, der bloßen Sprachenkenntniß eine festere Grundlage in einer Sprachphilosophie zu geben, hat man geglaubt, die drei dem Griechischen, dem Lateinischen und dem Deutschen gemeinsamen Casus Genitiv, Dativ und Accusativ auf eine geschlossene Totalität ursprünglicher, im Wesen des sprachschaffenden Geistes selbst liegender Denk- oder Anschauungsformen zurückführen zu können. Einige Unbequemlichkeit verursachte freilich der lateinische Ablativ, den man doch eben so wenig den Römern für einen Luxus, als das Nichtvorhandensein desselben den geistreichen Griechen für einen Mangel anrechnen mochte.

1) Der mit seinem ganzen Wesen auf Methaphysik gestellte Deutsche versuchte es natürlich zuerst mit metaphysischen Kategorien. Dieser Weg ist jetzt verlassen, wohl auch deshalb, weil auf ihm die Hauptfrage unbeantwortet bleibt, in welcher Form denn diese abstracten Kategorien von Substanz und Accidenz u. s. f. dem instinctiven Sprachtriebe gegenwärtig gewesen, durch welche Vermittelung des vorstellenden oder anschauenden Denkens sie auf ihn Einfluß gewonnen haben.

2) Nicht derselbe Vorwurf trifft die geistreiche Entwickelung von Thiersch *); aber wenn wirklich die von ihm aufgestellte geschlossene Reihe von zweimal zwei Verhältnissen der Gegenstände eine im Wesen des Geistes liegende Nothwendigkeit wäre, so könnte man sich nicht genug wundern, daß das geniale Productionsvermögen des griechischen Volkes zu ohnmächtig gewesen, eine Abla-

*) Griechische Grammatik, dritte Auflage, 1826, S. 434—437.

tivform zu schaffen, wozu die Kraft des abstract-verständigen Römers ausgereicht. Der Versuch, dieses Bedenken, welches Thiersch vorhersehen mußte, zu erledigen, kann nicht für gelungen gelten. Denn immer bliebe es doch ein Mangel, wenn der Grieche über der „inneren Verwandtschaft des Ablativ- und des Dativ-Verhältnisses“ ihre (doch gerade von Thiersch entwickelte) Verschiedenheit ganz übersehen hätte, und obendrein wäre es eine Inconsequenz, da ja Genitiv und Accusativ, welche (nach der Entwickelung von Thiersch) in gleich nahem Verwandtschaftsverhältnisse stehen, um der anderweitigen logischen Verschiedenheit willen besondere und geschiedene Formen zugetheilt erhielten. Inconsequenz aber ist von jeder a priori verfahrenden Auffassung aus ein Fehler, man möchte sagen: ein moralischer Vorwurf für die Sprache.

3) Doch vielleicht hilft die Räumlichkeitstheorie. Der Ablativ wird verbannt, die Ehre der Griechen ist gerettet, die geschlossene Reihe bleibt gewahrt und überdies verwandelt sich die ganze Casusschöpfung in einen höchst natürlichen Hergang. Denn die drei räumlichen Grundanschauungen des W o, W o h e r, W o h i n mußten sich ja ursprünglich mit gleicher Gewalt aufdrängen, wogegen die Causalitätsverhaltnisse für die vorwaltend sinnliche Auffassungsweise der ersten sprachschöpferischen Periode ein unerreichbares waren und sich mit nachträglicher Unterbringung unter die Räumlichkeitsformen abfinden lassen mußten.

Nichts natürlicher, so scheint es. Aber ich fürchte, daß diese Natürlichkeit nur eine gemachte sein wird, eine Gefahr, der wir Reflexionsmenschen, je mehr wir uns nach Natürlichkeit des ganzen Seins und Denkens sehnen, um so bedrohlicher ausgesetzt sind *).

---

*) „Da die ursprünglichen Sprachbildner ihre Motive wohl in einer begeisterten Ahndung fanden, die weder eine ideelle noch eine sinnliche Bedeutung für sich mit klarem Bewußtsein auffaßte, und f ü r d i e ü b e r h a u p t d a s B a n d z w i s c h e n d e r i d e e l l e n u n d d e r s i n n l i c h e n W e l t n o c h n i c h t z e r r i s s e n w a r, d a s w i r a u f d e m W e g e d e r R e f l e x i o n, o h n e u r s p r ü n g l i c h e A n s c h a u u n g, d u r c h A n a l o g i e n z u e r s e t z e n b e m ü h t s i n d, so möchte sich die Frage als eine

Mit dem lateinischen Ablativ freilich können die Localisten, wenn sie zu einigem Nachlaß von der Strenge des aprioristischen Verfahrens sich verstehen, wohl noch fertig zu werden vermeinen. Denn warum sollte nicht in einer Sprache, gleichviel ob bei ihrer Geburt oder in einer späteren, für uns nicht mehr unterscheidbaren Zeit die eine Grundanschauung des Woher sich in zwei besondere gespalten haben, die dann etwa als ein inneres und ein äußeres Woher unterschieden werden könnten, freilich mit der vorsichtigen Bemerkung, daß diese Unterschiede fließender Natur sind und deshalb gelegentlich auch wohl einmal tauschen.

Aber was fängt man mit dem Ablativ an in allen den zahllosen Fällen, wo ihn, wofern nicht eine allgemeine Theorie daran hindert, Jedermann als Instrumentalis fassen wird? Ein Ablativ der Ursache führt sich wie von selbst auf die Anschauung des Woher zurück, aber auch ein Ablativ des Werkzeugs? — Nun, es kömmt nur darauf an, ob jene Theorie kühn genug ist, als den eigentlichen Urheber (die Quelle, den Ausgangspunkt) eines gladio, veneno verübten Mordes das Schwert, das Gift, den Thäter aber als bloßes Organ des gleichsam lebenbegabten Schwertes oder Giftes anzusehen: Der Mörder tödtete seinen Feind — vom Schwerte, vom Gifte aus, gleichsam von dem blutlechzenden, mordlustigen dazu angestachelt. Vielleicht ist es nur unsere prosaische Natur, was sich dagegen sträubt, das was wir als Subject und was wir als Instrument einer derartigen Handlung ansehen, in ein geradezu umgekehrtes Verhältniß zur Handlung gesetzt zu denken. Eingänglicher und anmuthender wäre eine andere Auskunft: Der Ablativus causae ließe sich als ein Woher für das Subject, der Ablativus instrumenti als ein Woher für das Prädicat auffassen: jener als Beantwortung der Frage, von wo geht die Handlung, dieser als Beantwortung der Frage, von wo geht die Wirkung aus? oder etwas anders gefaßt: woher kommt

---

unwesentliche (?), auf beschränktem Standpunkt beruhende ausweisen, ob die ideelle oder die sinnliche Bedeutung als die ursprüngliche anzunehmen sei.“ Haase zu Reisig S. 608.

dem Subject der Entschluß der Handlung, und woher kommt der Handlung die Möglichkeit des Erfolgs?

Wenn nur nicht immer der Ablativus des Wo bliebe! Denn von diesem Standpunkte aus, wenigstens wenn er auf einer a priori geschlossenen Reihe von Casusformen besteht, bleiben ja diese scheinbaren Ablativformen als wirkliche stehen.

Und gar der Genitiv! Mit Recht ist den Localisten entgegengehalten worden, daß, wenn man auch dem Dativ ποῖ allenfalls noch die Bedeutung Wo? als ursprünglich zuzusprechen sich entschließen wolle, daß ποῖ doch schlechterdings nur für Wo? gelten könne, und daß ja für das Woher? eine ganz besondere Form πόθεν sich vorfinde. Alte, uralte Formen, und deshalb um so gewichtigere Zeugen!

Und wenn nur noch starke Gründe für die Ansicht sprächen! Aber das ist bei keinem einzigen der drei Casus der Fall; auch wo die räumliche Bedeutung unleugbar ist, kann sie doch stets eben so gut auf eine causale (dies Wort im weitesten Sinne genommen) zurückgeführt werden, als umgekehrt. Am unzweideutigsten erscheint der locale Sinn im Accusativ auf die Frage Wohin? Aber muß dieser Casus in diesen Fällen so erklärt werden, oder ist nur diese Auffassungs- und Uebersetzungsweise die uns geläufige? Romam petivit ist gewiß nicht eigentlich: er ging auf Rom los, sondern er wollte es erreichen, ein ganz gewöhnlicher Accusativus nach einem verbum transitivum: davon unterscheidet sich aber Romam contendit nur insoweit, als diese Construction mit auch sonst den Alten sehr geläufiger Prägnanz den Begriff des Erstrebens, Erreichenwollens mit einschließt. Es läuft also die Streitfrage darauf zurück: Soll man annehmen, daß die Sprachen zur Zeit ihrer frischesten Triebkraft den Accusativ für die jedenfalls mattere und abstractere (bei allem Scheine sinnlicher Anschaulichkeit doch abstractere!) Vorstellung des Wohin, zu welcher überdieß der Anlaß gar nicht allzuhäufig vorkommen konnte, ausgeprägt, die Vorstellung eines (reell oder ideell) ergriffenen und bewältigten Objectes aber, welche ungleich kraftvoller, gleichsam lebenstrotzender ist und jeden Augenblick sich aufdrängen mußte, in einer besonderen grammati-

schen Form zu gestalten unfähig gewesen und nachträglich unter die erstere, allerdings verwandte, zu stellen sich entschlossen haben?

Und doch steht hier der Fall für die Localisten noch am günstigsten. Viel schlimmer schon beim Dativ. Uebersetzen kann man diesen oft als einen Wo-Casus und der lateinische Ablativ mag einmal für eine bloße Abart des Dativ gelten — soll denn nun der, wie man ganz richtig praktisch sich ausdrückt, auf die Frage Wem? stehende, unendlich häufigere Dativ auf die Vorstellung des Wo zurückgeführt werden? Pater filio librum dedit, müßte dann (unter Hinzunahme der localistischen Auffassung des Accusativ) eigentlich bedeuten: Der Vater hat sich im Zustande des Gebens befunden, das Geben ist zunächst gerichtet gewesen auf ein Buch, und zwar so, daß dieses Buch mit Abschluß des Gebens beim Sohne sich befunden. Und dies nennt man eine naturgemäße Vorstellung, darin sollen wir ursprüngliche Kraft sinnlicher Anschauung anerkennen? — Sicher ist doch die Vorstellung der Bewegung eine lebendigere als die der Ruhe, und weit mehr der ursprünglichen Lebendigkeit der Anschauung entsprechend, also weit natürlicher wäre es doch, den Dativus als einen zweiten W o h i n - Casus anzusehen, der ein W o als Ergebniß des W o h i n mit einschließe, was wenigstens der Bedeutung W e m? weit näher liegt. — Freilich: entweder verliert dann die Sprache ganz und gar einen eigentlichen W o - Casus, oder man muß ihr eine besondere Casusform, wie sie im Sanskrit deutlich, im Lateinischen verdunkelt, doch noch erkennbar dafür vorhanden ist, einräumen. Jedenfalls ist die lockende Casustrilogie gesprengt, welcher übrigens Jacob Grimm selbst, dem wir ja die Entdeckung eines deutschen Instrumentalis verdanken, keineswegs geneigt ist.*)

---

*) Ich glaube dies behaupten zu dürfen, trotz der sehr entschiedenen Erklärung: „Wie in der Sprache überall, waltet auch in dem Vocalismus Trilogie.“ Und in der Anmerkung: „Drei Geschlechter: masculinum, femininum, neutrum, — drei numeri: singularis, dualis, pluralis, — drei Personen: erste, zweite dritte, — drei genera: activum, medium, passivum, — drei tempora: praesens, praeteritum, futurum, — drei Declinationen: durch A, I, U.“ Geschichte der deutschen Sprache, S. 278. „Ueberall“ soll wohl

Abgeflacht werden durch die Localitätstheorie ursprünglich kraftvolle Anschauungen, die sich einem kraftvoll nach außen wirkenden Zeitalter nothwendig darbieten mußten, poesievolle concrete Sinnlichkeit verbannt und an ihre Stelle mathematisirende, d. h. abstracte Sinnlichkeit gesetzt. *)

4) Noch aber ist einer Theorie zu gedenken, welche allerdings „in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache," aber doch in einer Weise, wonach diese Sprache als die mustergültige erscheint, gleichfalls eine Casustrilogie und zwar rein aus der Sprache selbst, nämlich aus der Natur des Satzes heraus zu construiren versucht hat. Rumpel in seiner anregenden und an treffenden Bemerkungen reichen Schrift: „die Casuslehre" (Halle 1845) S. 124 — 130, vergl. S. 157, 159, erklärt den Accusativ als ein nothwendiges Postulat des Transitivums für den Träger des Objects, den Genitiv für den Casus der näheren Bestimmung des Substantivs, sei dieses nun Träger des Subjects oder Objects, und nachdem „die beiden Träger der Satzsubstanz, Subject und

---

nicht so viel heißen als durchweg, denn dann würde ja gleich der Instrumentalis und die gegen scharfsinnige Bekämpfuug (Bopp, vergleichende Grammatik, Seite 148, 371 ff. 120, 721 — 723, 727, 866 ff.) scharfsinnig verfochtene (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache in den Abschnitten XXXVI. und XXXVIII.) Theilung der Declination und der Conjugation in eine starke und schwache widersprechen. Man könnte freilich einwenden, daß der Instrumentalis so gut, wie die schwache Declination und die schwache Conjugation erst spätere Erscheinungen sind, gleichfalls einer späteren Zeit angehören könne, womit allerdings der von diesem hergenommene Einwand gegen eine ursprüngliche Casustrilogie wegfallen würde; allein dann bleibt immer noch eine bloße Zweitheilung übrig in dem Gegensatze von Declination und Conjugation, sowie in dem der Casus recti und casus obliqui und in noch manchen andern Spracherscheinungen.

*) Nicht unerwähnt darf jedoch die geistreiche Unterstützung bleiben, welche diese Theorie von August Grotefend (Ausführliche Grammatik der ateinischen Sprache II. Theil, S. 310 — 312) durch die Hervorhebung einer doch nur bis zu einem gewissen Grade zutreffenden Analogie mit der Geschlechtsbezeichnung der Substantiva erfahren hat. Ueberdies verstößt die Behauptung (S. 304), der lateinische Ablativ sei „im Grunde nichts weiter als eine geschwächte Genitivform," den bestimmtesten historischen Thatsachen.

Prädicat, jedes für sich als Substantiv und Verbum ihre nähere Bestimmung erhalten haben," soll dann nur noch die Möglichkeit übrig bleiben, „daß Subject und Prädicat als Einheit gedacht, d. h. als Satzsubstanz noch eine nähere Bestimmung durch das Substantiv erhalten, in der Weise also, daß dieses Substantiv sich weder vorzugsweise dem Substantiv als Subject oder Object, noch dem Verbo anschließe, sondern dieser als Einheit gedachten Verbindung des Subjectes und Prädicates. Dieser Casus ist der Dativ (Ablativ *), als dessen nothwendige Voraussetzung wir demnach die Satzsubstanz zu betrachten hätten. In den einfachsten und normalsten Dativstructuren: ich sage dem Cajus, ich gebe das Buch dem Cajus bemerkt man sofort, daß Cajus sowohl eine wesentliche Beziehung zum Subject wie zum Prädicat habe. Diese Beziehung eines Substantivs zur Satzsubstanz, die z. B. in der griechischen Sprache durch einen Casus, den Dativ, ihren Gesammtausdruck erhält, kann von anderen Sprachen nach charakteristischen Seiten zerlegt werden: dieser Dativcasus kann sich abzweigen in einen Ablativ, Instrumentalis, Locativ, neben welchen dann ein specieller Dativ stehen wird: aber allen liegt eine Voraussetzung und ein allgemeiner Begriff zu Grunde."

Allerdings ein allgemeiner, ein so allgemeiner, daß damit nichts gewonnen wird, als Beschämung für jede Sprache, welche sich mit einer so vagen Allgemeinheit begnügt hat, ich meine, vom Anfang an begnügt hat, — und umgekehrt Ruhm und Ehre für die andern, je nachdem sie in der Zerlegung nach charakteristischen Seiten bis zu der angegebenen Gränze fortgegangen oder sich derselben wenigstens genähert haben. Was wollen nun die auf jene Stelle unmittelbar folgenden Worte weiter besagen? „Hiermit haben wir die möglichen Beziehungen und Verhältnisse, in welche ein Substantiv treten kann **), erschöpft: außer den genann-

*) Vom Verfasser selbst in Klammern beigefügt.

**) Vom Nominativ und Vocativ ist früher vom Verfasser gehandelt worden, das dahin einschlagende hatte jedoch für die vorliegende Frage keine Bedeutung.

ten Fällen läßt sich kein Casusbedürfniß mehr mit dem Gedanken ausfindig machen; deshalb hat es seinen guten Grund, wenn wir auch in der wirklichen Entwickelung der Sprachen keinen andern Casus finden." Hat der Verfasser Recht, so triumphirend sich zu äußern? Die philosophische Construction hat sich bei ihm zuletzt doch in die Anerkennung überströmender Fülle empirischer Casuserscheinungen verwandelt, nur daß für alle vom Verfasser anerkannten anderweitigen Casus außer den fünf griechischen der Name Dativus mit in Anspruch genommen wird: es gibt einen allgemeinen Dativ, der den lateinischen Dativ, den Ablativ, den Locativus, den Instrumentalis allesammt umfaßt. Weshalb findet denn aber der Verfasser gerade in diesen vier besonderen Casusformen charakteristische Seiten des Gesammtdativs? Und entspricht denn wirklich der griechische Dativ dem lateinischen Ablativ außer da, wo dieser instrumentale Bedeutung hat? Und gibt es denn nicht Sprachen, welche noch mehr Casus zählen? —

Wir mögen uns mit unserer Neigung zu apriorisiren sträuben, wie wir wollen, die Welt der Erscheinungen trägt doch den Sieg davon, ohne daß wir deshalb einer geistlosen Empirie zu verfallen brauchten, wenn wir uns nur an den in der Erscheinungswelt wirklich erscheinenden Geist halten, statt ihm unsere Gedanken über diesen Geist unterzuschieben.

Der Grammatiker hat einzig und allein den geschichtlich verfolgbaren Bestand festzustellen und aufzuhellen, gleichviel ob er auf diesem Wege ein System von Casusbedeutungen vorfinden mag oder nicht, und ob die Bedeutungen der verschiedenen Casus sich alle auf eine Quelle (entweder von Raumanschauungen oder von metaphysischen Grundvorstellungen u. s. w.) zurückführen lassen oder nicht. Es ist nicht das rechte Verfahren, wenn man aus irgend einem von vornherein angenommenen Princip die Nothwendigkeit grammatischer Casus und deren mannichfaltige Bedeutung herleitet, dann aber zusieht, wie sich wohl die wirklichen Sprachen dazu verhalten mögen; es gilt vielmehr, die Bedeutungen von der Wirklichkeit selbst sich geben zu lassen, beobachtend sie aufzunehmen, dann sie psychologisch aufzufassen und nur historischen Combinatio-

nen und Muthmaßungen Raum zu geben. Denn freilich an die gerade noch vorliegende sprachliche Thatsache ist diese grammatische Anschauungsweise keineswegs gebannt, vielmehr darf nicht nur, sondern es soll sogar immer eine Thatsache an andern gemessen, durch sie in ihr rechtes Licht gesetzt und der eigentliche Sinn ermittelt werden; auch die bloße Conjectur hat dabei ihr Recht, aber nur nach Maßgabe ihrer strenghistorisch abzumessenden Wahrscheinlichkeit.

Dieses durchaus historische Verfahren nun ist es gewesen, welches mich, da mir alle andern Versuche, die Verschiedenartigkeit in den Bedeutungen des einen und des anderen Casus auf eine ursprüngliche Einheit zurückzuführen, fehlschlugen, allmählich zu der Wahrnehmung und Ueberzeugung hinführte, daß die im Sanskrit noch vorhandenen acht Casus ursprünglich auch im Deutschen, Lateinischen, Griechischen vorhanden gewesen sind, und daß mich hierbei nicht eine vorgefaßte Meinung leitete, wird die später mitzutheilende Kritik der Gegengründe, soweit ich nur solche aufzufinden vermochte, darzuthun, wie ich hoffe, geeignet sein.

Zunächst aber gilt es nunmehr, die historischen Spuren, welche die bezeichnete Ansicht in mir hervorgerufen, anzugeben, wobei ich nicht dankbar genug der großartigen Leistungen von Franz Bopp und Jacob Grimm, sodann ihrer Schüler und Freunde gedenken kann. Ich ziehe bloß Resultate aus den Arbeiten Anderer, vorzugsweise der größten Meister: leider hat die Kürze der Zeit, da eine bestimmte Frist einzuhalten nöthig war, mir nicht gestattet, mich mit allen einschlagenden Werken und Abhandlungen oder auch nur mit den benutzten in vollem Umfange bekannt zu machen, so daß ich zahlreichen — ich wage zu hoffen: Bestätigungen entgegensehe.

II.

1) Identisch, das heißt hier: unverkennbar einander in der Form entsprechend und in ihr entweder ganz zusammentreffend oder doch wenigstens aus einer und derselben Grundform herleitbar sind die Nominative im Sanskrit, Deutschen, Lateinischen, Griechischen.

Ein ganz besonders lehrreiches Beispiel für den zweiten Identitätsfall ist folgendes (Bopp, Vergleichende Sprachlehre, S. 321):

Sanskrit	Zend	Lateinisch	Griechisch	Gothisch
bharan	barans	ferens	φέρων	fijands*)

Wäre es Bopp an jener Stelle auf eine Zusammenstellung bloß der Nominativ-Formen nach dem Grade ihrer Alterthümlichkeit angekommen, so würde er anders geordnet haben:

fijands, barans, bharan, ferens, φέρων.

Denn offenbar entfernt sich das gothische fijands nur durch das d statt t von der Urform, welche auf ants ausgehen würde**), — das Zend, das ich hier als interessante Zwischenstufe mit hereingezogen, durch die Weglassung des t-Lautes, — das Sanskrit durch die Abstoßung sowohl des nominativischen s als des vorangehenden Auslautes der Bildungssilbe, der übrigens mit Ausnahme des Vocativ Singularis in der weiteren Biegung sich erhalten hat (Acc. sing. bharantam), wogegen großentheils das vorangehende n ausfällt, z. B. bharati, — das Latein behauptet zwar das Nominativ-s, freilich mit Ausstoßung des t, hat aber schon im Nominativ das a in e verwandelt, und zwar sowohl in der Wurzel- als in der Biegungssilbe, während das Zend nur in einigen obliquen Casus das Biegungs-a in e verwandelt, das a der Wurzel aber beibehält (Acc. sing. barentem), im Griechischen endlich ist die weiteste Entfernung von der Urform eben so erkennbar, als der doch nicht ganz aufgegebene Zusammenhang mit derselben. Kein Philolog wird Anstand nehmen, f e r e n s φέρων (ferenti, φέροντι) für (im Wesentlichen) identisch zu erklären: in unzähligen Fällen haben die Sanskritisten gar nicht nöthig gehabt, so kühn zu verfahren! —

---

*) Oder noch lieber auch im Gothischen das auch im Stamme identische baírands, das freilich nur noch im Vocat. Sing. stark flectirt wird, von Gabelentz und Löwe, Gramm. S. 77.

**) In baírands kommt freilich noch, wie im Lateinischen und Griechischen, die Verwandelung des starken Wurzelvocals a in den schwächeren i hinzu, der nach gothischer Regel zu aí gebrochen wird.

2) Identisch sind ferner, wie man sich leicht größtentheils aus Bopp's Vergl. Gramm. überzeugen kann, auch die Vocative, die Accusative, die Genitive.

Die gothischen Accusative sind freilich, wie im Plural vorzugsweise erhalten, so im Singular vorzugsweise abgestumpft, indeß darf man getrost mit Grimm (ich will nur Beispiele der drei starken Declinationen der Masculinsubstantive anführen) statt

dag, gast, sunu

nach Analogie der Pluralaccusative

dagans, gastins, sununs

als die ursprünglichen Singularaccusative ansetzen (Gesch. der deutschen Sprache S. 912, über das m S. 916*):

---

*) „Auf die Flexionsconsonanten ist es mir hier nicht abgesehn, leicht aber wird sich das dem Acc. sing. beigelegte N vertheidigen lassen, schon aus dem NS des Plural, aber auch aus der adjectivischen Flexion und der urverwandten. Wie sollte dem Acc. masc. erster und zweiter Declination der Vocal A und I entgehen, da ihm die dritte U läßt? Den Vocal muß aber N für M geleitet haben; ein flexionsloser Acc. sing. masc. wäre ebenso unursprünglich, als es die vocallose I. und III. sing. praet. nam, graip, gaut ist". Dazu nehme man noch die Anmerkung I. S. 613 der deutschen Gramm. 2. Ausg. 1. Th.: „Persönliche Wörter zeigen (althochdeutsch) noch zuweilen den alten Accus. Sing. auf an, wie er sich bei Eigennamen und Adjectiven findet, als: kotan (Deum), truhtînan (dominum) etc." — Die Berufung auf die adjectivische Flexion (stark: blindana, schwach: blindan, womit parallel läuft die pronominale ina, thana, hvana, Deutsche Gramm. I. S. 805, 10, und das schwache Substantiv hanan) könnte einen Augenblick Anstoß erregen. Woher das auslaufende a in ina, blindana, und woher der kürzere Accusativ in der doch durch eine Zusatzsilbe erweiterten schwachen Form? Letztere vervollständigt Grimm in der hypothetischen Aufstellung der schwachen Urdeclination sicher richtig zu blindanan (hananan „und desgleichen im schwachen Adjectiv", Gesch. d. deutschen Spr. S. 945), auf die erste Frage erinnere ich mich nicht, eine Auskunft bei ihm gelesen zu haben. Sollte es zu kühn sein, das alte hochdeutsche inan (in), Gramm. S. 785 in's Spiel zu ziehen? S. 805 nennt Grimm dieses inan „unorganisch". Wie wenn es nichts anderes als die schwache Form, dagegen in (entsprechend dem lateinischen im — im ponebant pro eum, a nominativo is, Pauli Diaconi excerpta s. v. — dem griechischen ἵν, Bopp Vgl. Sprachl. S. 525, dem sanskritischen îm, Bopp. S. 522 Anm. 1.) die starke

dagan, gastin, sunun,

oder um noch eine Stufe alterthümlicher (denn das Gothische geht in der Verwandelung eines auslautenden m nicht durchweg so weit wie das Griechische, — greipam, gripum),

dagam, gastim, sunum,

wonach sich denn sunu streng genommen zwei Stufen (die Zwischenstufe wäre eben sunun), dag und gast aber drei Stufen (daga, dagan, gasti, gastin wären die Zwischenstufen) von ihrer Urform entfernt hätten.

3) In den übrigen Casus halten die Sprachen nicht mehr so treu zusammen.

Zwar vom Ablativ sing. kann man dies streng genommen nicht sagen. Dieser hatte ursprünglich einen charakteristischen Auslaut: T im Sanskrit, wo er jedoch auf die Pronomina und auf das Masculinum und Neutrum der A-Stämme beschränkt ist (mat, tvat, — diese beiden auch in Pluralbedeutung, — tasmât, asmât, amushmât, — s'ivât), dagegen bekanntlich im Altrömischen D, ebenso im Oskischen*), und zwar durch alle Declinationen hindurch: im classischen Latein ist er abgeschliffen, wie er denn auch

Form wäre? Man müßte dann annehmen, wofür sich analoge Erscheinungen anführen ließen, daß in den überlieferten Accusativen blindana (stark) und blindan (schwach) die beiden Declinationsweisen gegenseitig ihre Stelle gewechselt hätten: denn blindana wäre abgekürzt aus dem eigentlich schwachen blindanan, und blindan wäre umgekehrt aus der starken Declination in die schwache eingedrungen. Die Abstoßung des n stimmt genau zu dem Vorgange, der sich in sunu und in dem vorherrschenden griechischen Singularaccusativ der dritten Declination zeigt: ἔριδα neben ἔριν steht für ἔριδαν, und die letzte erweiterte Form erklärt sich durch den Zusatz eines nicht radicalen Δ, worüber Curtius de nominum graecorum formatione (1842) in dem Abschnitt: de litteris, quae nominum thematis non mutata significatione adduntur, S. 6 bis 10. — Oder soll man annehmen, daß der starke Dativ blindamma, welcher den Auslaut mit Fug an sich trägt (wenn er auch nach Bopp ursprünglich Instrumentalis gewesen sein sollte, vgl. Gramm. S. 193 u. 202), dem Accusativ jenen stärkenden Zusatz, der ihm unter dieser Voraussetzung auch nicht einmal vom Standpunkte des Gothischen aus gebührt hätte, verschafft habe?

*) ad, id, ud. Mommsen, die unteritalischen Dialekte, S. 227.

im Alt-Umbrischen fehlt, s. die Paradigmen in Aufrecht's und Kirchhoff's umbrischen Sprachdenkmälern. Um so weniger darf sein Nicht-Vorhandensein im Gothischen befremden, — man darf nicht mehr sagen: im Griechischen, seit Bopp's genialer Blick in den Adverbien auf ως ursprüngliche Ablativform, deren τ nach sonstigen Analogieen in ς verwandelt worden, entdeckt hat. Vergl. Sprachl. S. 215, 216 und S. 1455, 1456. „Sie bereichern gewissermaßen die Declination der Adjectiva um einen Casus*)." Man wird hinzufügen dürfen, daß dieser Casus (der Ablativ) ursprünglich auch den Substantiven nicht gefehlt haben kann. Muß man doch das Adjectiv in obigem Falle erst zur Bedeutung eines abstracten Substantivs sich erhoben denken, ὥς = in welcher Weise. (Dieses Pronominaladverb, denn so ist es eigentlich zu nennen, stimmt in Bedeutung und Form vollkommen zu dem indischen yât, wie höchst anziehend von Kuhn in Höfer's Zeitschrift 2. Band, S. 174—176 gezeigt ist.)

Das Wagniß, ως für ωδ zu erklären, wird vielleicht Manchem minder groß erscheinen, wenn er die von Bopp citirten Worte eines Philologen über die dorischen Adverbia auf ῶ liest: „Ablativus singularis, qui antiquissimo tempore, linguis Sanskrita et prisca Latina docentibus, in d exibat, apud Graecos non minus quam apud Latinos paullo recentiores consonam finalem abjecit et πῶ τουτῶ e πωδ, τουτωδ facta sunt, ut eo ex eod." Ahrens de dialecto Dorica, S. 376.

Bopp's Entdeckung wird noch wichtiger dadurch, daß sie ihn zur Wahrnehmung einer alten Ablativform auch im Gothischen geführt hat. Jene dorischen Adverbia „stimmen durch ihren Ausgang ῶ für ωτ schön zu den gothischen ebenfalls streng ablativischen Adverbien, wie aljathrô (aliunde)." S. 1455. Anm.

---

*) Auch bei der alten adverbialen Form facilumed ist, ich erinnere mich nicht von wem, an Erklärung aus dem Ablativ gedacht worden. Bopp erklärt das E in lateinischen Adverbien für Locativform, S. 1227 Anm. 1 und 1457, wogegen die auch nur mit Bedenken vorgetragene Ansicht Grimm's, der darin eine Spur des alten starken Accus. neutr. finden will (III. S. 125), wohl nicht aufrecht zu erhalten ist.

4) Entschieden aus einander gehen die vier Sprachen im Dativ singularis. Im Griechischen und Lateinischen ist das charakteristische Zeichen desselben das spitze I (die Verdunkelung in der zweiten lateinischen Declination ist nicht größer als die in der vierten und fünften auch vorkommende, die gerade dadurch sichtbar wird, daß nur in den selteneren Fällen ui und ei in u und e zusammenfließen*), — im Sanskrit aber ist I nicht das charakteristische Zeichen des Dativ, sondern des Locativ im Singularis, wogegen nicht spricht, daß der Locativ bei manchen Stämmen auch noch andere Formen annimmt (Bopp, V. Spl. S. 266 ff.) Den sehr abgestumpften gothischen Dativ führt Bopp, wie schon bemerkt, auf den Instrumentalis zurück: ich möchte mir die Frage erlauben, ob man ihn nicht mit dem Sanskritdativ parallel setzen könnte. Das Zeichen des letztern ist ê (Bopp S. 194) = ai, es wäre also dann bloß das i abgefallen, ähnlich wie das Bildungs-a und i im Accusativ dag, gast; die adjectivischen und pronominalen gothischen Formen auf mma würden nicht widersprechen (mma hat Bopp aus sma herzuleiten verstanden, S. 196—206, wieder eine Probe von „Bopp's glänzenden Forschungen", Grimm. Gesch. der deutschen Spr. S. 912): mma wäre dann ursprünglich mmai gewesen.

5) Schwieriger ist die Entscheidung über den Dativ und Ablativ pluralis im Lateinischen und Griechischen.

Die griechische Form σι fällt offenbar nicht mit dem sehr weit abstehenden sanskritischen Pluraldativ auf bhyas, sondern mit dem fast ganz übereinstimmenden Locativ su zusammen. Der lateinische Dativ, der in dem „persönlichkeitsloseren" Plural mit dem Ablativ zusammenfällt, unterscheidet sich nach den Declinationen

---

*) Für die 1. und 2. Declination führe ich noch die Bemerkung Aufrecht's an (in der von ihm und Kuhn herausgegebenen Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, S. 87): „Fluusai entspricht dem altlateinischen Florai, hortoi dem horto, das demnach als Zusammenziehung jener Form erscheint."

in die beiden Formen auf īs und bus. Jene zerlegt sich wieder in ois und ais, wie es im Oskischen wirklich heißt, und hiernach könnte man auch die lateinische Dativform auf īs so gut wie *Ἀθήνησιν* *) für ursprünglichen Locativ erklären. Ein Bedenken freilich muß der gänzliche Mangel des charakteristischen Auslautes i (im Sanskr. u) hervorrufen, namentlich wenn Benary Recht haben sollte (Römische Lautlehre S. 205), der zwar *οισι* auf den Locativ, *οις* dagegen auf den Instrumentalis (der masculinischen A-Declination im Sanskrit: ais, dessen a das griechische o eben so entspricht wie im Nominativ Sing.) zurückführen will. Hierzu kommen die interessanten alten Formen parvibus, amicibus, diibus. Man könnte sie aus einem Ueberspringen in die dritte Declination erklären wollen: Bopp S. 282 schlägt einen andern Weg ein. „Lupis steht für lupobus, dafür zeugen ambobus, duobus. Von obus gelangte die Sprache — durch gleiche Erleichterung des Endvocals des Stammes (o, u aus ursprünglichem a), wie sie am Anfange von Compositen stattfindet (multiplex für multuplex oder multoplex), — zu ibus." — Aber zunächst wird man doch gewiß mit Benary und Aufrecht ois, ais auf obIs, abIs, nicht auf obUs, abUs, zurückzuführen haben, in diesem Falle entspricht der freilich sehr unkenntlich gewordene Dativ īs der gewöhnlichen Form des sanskritischen Instrumentalis auf bhis, und zwar um so überraschender, als īs (= ois, ais) auch in seiner Entstellung eine Parallele findet, wenigstens in dem ais des Masculinum (und Neutrum) der analogen Sanskrit-Declination; die Abweichung âbhis im Feminin zeugt gerade für die Annahme einer Ausstoßung des bh im Masculin. Bopp S. 252 und 253.

Ist dies aber richtig, dann darf man wohl auch behaupten, das die lateinische Endung bus, der wir uns nun zuwenden, nicht mit Bopp auf sanskr. Dativ und Ablativ bhyas, sondern gleichfalls auf sanskr. Instrumentalis bhis, zu beziehen sei. Freilich macht Bopp geltend, S. 249, daß das sanskrit a der Flexion im Lateinischen überzugehen pflegt in u, offenbar ein gewichtiges Argument.

---

*) Das *ν* ist unorganischer Zusatz wie in *ἔλεγεν*.

Sollte man sich fügen müssen, so blieben immer noch als alter Instrumentalis übrig die Dative nobis, vobis, die gerade Bopp mit dem sanskr. Instrumentalis bhis (im Zend bhîs) zusammenstellt, freilich nur ein Paar Zeugen, aber als Pronominalformen höchst bedeutende*). Zu diesem aber kämen die, wenn auch nur hypothetischen, lateinischen Zwischenformen obis, abis hinzu, so daß mir die Annahme eines ursprünglich im Lateinischen wie im Sanskrit vorhandenen Instrumentalis hinlänglich gesichert scheint. Hinweisen darf man auch noch auf das wohl noch nicht ganz erledigte auslautende F im Oskischen und Umbrischen. Mommsen, die unteritalischen Dialekte S. 231, erklärt sich über die oskischen Formen esuf, puv, tribarakkiuf, oittiuf (nach der Schreibung von

*) Benary, römische Lautlehre S. 204 — 207, stellt umgekehrt nobīs, vobīs mit dem sanskr. bhyas, und das lateinische bus mit dem sanskr. bhis zusammen, womit an die Stelle der beiden pronominalen Zeugen eine Unzahl von nominalen treten würde. Freilich wären ganz bestimmte Beispiele zu wünschen für die Verwandelung eines i in u (nicht zu verwechseln mit der Verwandelung eines u in i); mir gehen sie ab, denn die von Schömann nachgewiesene Entstehung von ullus, uls, ultra (Bedenken und Fragen über die Pronomina indefinita und interrogativa, in Höfer's Zeitschrift, I. Band S. 259) aus ille hat für das, was hier gefordert wird, deshalb noch nicht genug Beweiskraft, weil darin die Veränderung im Stamme vorgeht. Benary würde die gewünschten Beispiele vielleicht zu geben vermögen: „Neben diesen (aus Musabis, populobis zu Muris, popolis) verstümmelten Formen erhielten sich die vollen in abus und obus, so daß das b den Einfluß hatte, das kurze i in das ihm beliebtere u zu verwandeln, ein Fall, der uns im vierten Capitel (das leider nicht erschienen ist) fortdauernd beschäftigen wird, und worauf Bildungen wie arb-oris, roboris, femoris u. s. w. mir zu beruhen scheinen." — Aufrecht erklärt wenigstens die umbrischen Endungen ais, ois des Dativ und Ablativ Pluralis aus afis, ofis („wofür inlautend nach römischem Gesetze oft b steht,") und demnach is für eine Verstümmelung der sanskr. Endung bhis, dagegen die Endung der consonantischen Declination us (fratrus) will er „im Gegensatz zu der schwächeren Endung is der anderen Declination von der volleren Endung des sanskr. Dat. Plur. bhyas ableiten." Umbrische Sprache S. 114, womit zu vergl. Derselbe in seiner Zeitschr. 1. S. 87.

Lange, die oskische Inschrift der Tabula Bantina, S. 12), fruktatiuf folgendermaßen: „In diesen Formen scheint ein Instrumentalis erhalten, gebildet aus dem Suffix φιν bi, das regulär in f übergieng und wohl auch zu v sich abschwächte; im Lateinischen ist es im Plural (equabus, duobus, navibus) und im Singular in tibi, sibi, ubi, utrubi erhalten. Doch ist bei der Seltenheit dieser Formen und dem nicht ganz klaren Zusammenhang über den Werth derselben noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden." Lange a. a. O. erklärt esuf und oittiuf anders und übersetzt esuf mit caput im Accusativ (esuf inim eituam, caput et pecuniam, S. 17.) Die andern Fälle kommen in der Tabula Bantina nicht vor.

Im umbrischen f sucht Aufrecht, so befremdend er die Abweichung von der Analogie findet, nicht Instrumentalis, sondern Pluralaccusativ, welchen freilich der Zusammenhang der betreffenden Stellen zu fordern scheint. (Die wichtigsten Argumente S. 32 — 34, S. 126 — 129, 156 — 159, vergl. 275 und 247, welche jedoch, wenigstens theilweise, noch einen Widerspruch und eine Festhaltung der früheren Auslegung des f als Zeichen von Instrumentalformen zu gestatten scheinen.) Uebrigens würden immer noch die Pluralformen auf fem, wenn sie auch im Umbrischen als Locative zu gelten haben, auf einen Zusammenhang mit dem Sanskritischen bhis, hindeuten, wenn anders Bopp das Griechischen φιν richtig erklärt.

Im Griechischen nämlich lassen sich zwar Locativformen mit Leichtigkeit, ein Instrumentalis dagegen nur durch eine etwas weiter gehende, aber sehr wahrscheinliche Muthmaßung wahrnehmen. Bopp erklärt S. 250 — 252 φιν als entsprungen aus φις, was ganz zu bhis stimmen würde, wie nachweislich λέγομεν aus λέγομες, das in Analogie zu den andern Sprachen steht, hervorgegangen ist; parallel damit läuft die Zurückführung von θεν auf θες, sanskr. tas, lat. tus, S. 393. Wem jene Erklärung zu gewagt vorkommen sollte, der würde wenigstens den gänzlichen Verlust einer Instrumentalisform nicht auffallender finden können, als den des Ablativs. Mir scheinen beide durch Bopp's Scharfsinn dem Griechischen mit gutem Grund zurückgegeben.

Schlimmsten Falls bliebe immer noch das Gothische geeignet, etwaige Bedenken über einen Instrumentalis außerhalb des Sanskrit niederzuschlagen.

Die Zurückführung des m im Dativ plur. (dagam, gastim, sunum) auf ein ursprüngliches mis (Bopp S. 295), in welchem das m dem bh eben so, wie in andern Fällen entsprechen würde, (Bopp, S. 58, §. 63) kann beim ersten Anblick als ein Aeußerstes von Vergleichungssucht erscheinen. Und doch ist gerade diese Behauptung über allen Zweifel hinausgerückt schon durch den Hinweis auf dieselbe Casusform im sprachverwandten Litthauischen, welche ganz eigentlich die Brücke zu dem Sanskrit hinüber schlägt. Sie lautet nach Grimm deutsche Gr. I. S. 828, Nr. 17 und Bopp, S. 249 ms, doch führt letzterer S. 259 auch eine vollere Form mis an, womit zu vergleichen S. 1455,. wo der Nachweis geführt wird, daß in „merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem Sanskrit" im Litthauischen auch Adverbien mit gleichlautenden oder so gut wie gleichlautenden plur. Instrumental-Endungen sich finden, z. B. pulkais häufig von pulkas Haufe, kartais zuweilen von kartas Mal, einmal, wakarais des Abends von wakaras Abend, naktimis des Nachts, pietumis des Mittags. (Eine Menge althochdeutscher Dative plur., die zu Dativen geworden, weist Grimm nach III. S. 136.) Dazu kommt noch ein interessantes Formenpaar in Rücksicht: „Das Litthauische, heißt es bei Bopp, S. 249, hat mus für bus im Dativ plur.; diese vollständigere Form hat sich aber nur bei den Pronominibus der beiden ersten Personen bewahrt, wo sowohl mumus nobis, ju-mus vobis als mu-m's, ju-m's gesagt wird, während wir bei allen übrigen Wörtern blos ms als Dativ-Bezeichnung finden." Wäre es wohl zu kühn, auch daraus einen Schluß auf die Identität der beiden lateinischen Dativformen bis, bus zu machen? Dürfen im Litthauischen das pronominale mus und das nominale mis beide auf sanskr. bhis zurückgeführt werden, sollte da dasselbe für das lateinische pronominale bis und nominale bus nicht auch gestattet sein?

Es kommt aber für das Gothische noch hinzu, daß die an=

genommene Verstümmelung eines ursprünglichen mis in ein bloßes m jedenfalls nicht stärker ist, als die nachweisbare der ersten Person Pluralis im Indicativ am, um (greipam, gripum), wofür im Althochdeutschen amês, umês, Grimm I. S. 856, was um so mehr beweist, als sich ein noch viel weitergehender späterer Abschleifungsproceß dabei nachweisen läßt. Grimm, Anm. α, 2, und β, 5, dazu γ. Ueberhaupt hat ja gerade im Deutschen die Zerbröckelung der Biegungs- und Bildungssilben einen großen Umfang erlangt und einen raschen Verlauf genommen.

Aber noch mehr als dies. Es gibt noch jetzt eine nur als Instrumentalis zu erklärende Form in der deutschen Sprache. „In seiner unnachahmlichen, vom Hauche unserer älteren Sprache belebten Redeweise,“ wie Curtius (die Sprachvergl. S. 27) Grimm's Diction treffend nennt, weist uns der nicht genug zu verehrende Meister in dem noch jetzt vorhandenen Worte desto einen „noch zuckenden“ Instrumentalis nach (Geschichte der deutschen Sprache S. 928), und gerade diese früher, wie in dem Abschnitt über den Instrumentalis ausführlich gezeigt wird *), häufiger vorhandene Casusform stimmt in ihrer gothischen Endung ê, welches nebst ô dem sanskritischen â entspricht **), überraschend zu der sanskritischen Form des Instrumentalis, welche in einem â besteht. ***)

Ueber das Aussterben des deutschen Instrumentalis bemerkt Grimm unter Beifügung lehrreicher Beispiele: „Hauptursache der untergehenden Form war, daß die Präpositionen, welche der bloße Instrumentalis entbehrlich machte, allmählich neben ihm ausgedrückt wurden.“ Gesch. der deutschen Spr. S. 935. Vorzugsweise tritt an seine Stelle die Präposition mit in instrumentaler und

---

*) Früher schon in der Grammatik I. S. 815, Nr. 37. Ueber die syntaktische Fügung s. IV. S. 706—715, 750—755. Graff, althochd. Präp. S. 110, Anmerkung.

**) Bopp, S. 61. Grimm, deutsche Gramm. I. Theil, dritte Ausgabe S. 537.

***) Ueber das Verhältniß dieses Instrumentalis zum Dativ Bopp, S. 192, 193. Die Erklärung des abweichenden Instrumentalis s'ivêna S. 188.

nicht minder in sociativer Bedeutung, „wie im Sanskrit der Instrumentalis und der Sociativus zusammenfallen.“ Pott, Plattlateinisch und Romanisch, Zeitschrift von Aufrecht, S. 385. Oft freilich hat ihn der Dativ zu ersetzen, wie im Griechischen.

III.

Was könnten nun wohl gegen die Ansicht, daß auch für die griechische, lateinische und deutsche Sprache ein Locativ und ein Instrumentalis (und Ablativus) in der Syntax, freilich nur ein „nachzuckender“ aufzustellen sei, — was könnten wohl für Einwendungen dagegen erhoben werden?

So viel ich sehe, folgende.

1) Unmöglich können die Reste einer Sprache Beweiskraft haben für eine andere Sprache mit zweifelhafteren oder ganz abzuläugnenden Resten derselben Erscheinung. — Verwandte Sprachen sind ja aber von einem höheren Standpunkte aus bloß Dialekte, denn sie sind Töchter einer Mutter-Sprache, Dialekten aber hat noch Niemand jene Beweiskraft abgesprochen.

2) Der Verlust so vieler Formen ist undenkbar. — Auf einen solchen immerhin möglichen Einwand ist man in Verlegenheit zu antworten, nicht aus Mangel an nachweisbaren Verlusten, sondern vor überströmender Fülle. Ich greife heraus, ohne sonderlich zu wählen.

Das Deutsche, um mit diesem zu beginnen, hat in seiner durch das Gothische repräsentirten Periode Präterita mit Reduplication besessen, wodurch es offenbar dem Sanskrit und dem Griechischen, auch dem Lateinischen, das freilich auch schon große Einbuße daran erlitten hat, viel näher rückt, — es hat die Reduplication verloren, und es mag erlaubt sein zu zweifeln, ob selbst der Scharfblick eines Jacob Grimm, wenn vom Gothischen nichts sich erhalten hätte, im Stande gewesen wäre, in dem Ablaut îa die verloren gegangene Reduplication zu erkennen; wenigstens war die Entdeckung der Reste eines deutschen Instrumentalis immer noch leichter, als jene Deutung des îa selbst im Hinblick auf die erhaltenen gothischen Formen war. Verloren gegangen ist

das Passiv, ist der Dual, der schon im Gothischen beim Nomen nicht mehr vorkommt, sondern nur noch am ersten und zweiten Personal-Pronomen und in den Personformen des Verbums sich findet. Und es sollten nicht ein Paar Casus können verschwunden sein, da doch die gebliebenen so sehr abgestumpft sind, und vom Gothischen an bis zum Englischen dieser Abschleifungshergang ganz klar vorliegt, und da ein dritter, eben jener Instrumentalis, gar nicht mehr als flüssige, durchweg mögliche Casusform, sondern nur noch in wenigen, zu Adverbien erstarrten Wörtern wahrnehmbar, also so gut wie verloren ist?

Nicht minder bedeutende Aenderungen hat das Griechische erfahren. Es mag, bis der Beweis in noch größerem Umfange geführt ist, dahingestellt bleiben, ob es von seiner Urgestalt so weit abgewichen ist, wie von Schleicher behauptet worden*): auch

*) Sprachvergleichende Untersuchungen I. Zur vergleichenden Sprachgeschichte (1848) S. 155: „Klar in die Augen fällt nun, wie schon gesagt, die Analogie des Hellenischen mit anderen späteren, abgeleiteten Sprachen, besonders mit dem Romanischen. Ich erinnere an den Verlust des j, den es mit romanischen und abgeleiteten indischen Sprachen gemeinsam hat, an die Verwandelungen des j, den Zetacismus u. s. w.“ Ueber die Assimilation des j im Griechischen vergleiche man auch Georg Curtius, Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik (1846), S. 90—94 und 98—110 Ob übrigens um dieser und ähnlicher Erscheinungen willen schon von einem „Prakritismus“ der Griechischen Sprache die Rede sein darf, ist wohl noch die Frage. In seiner Werthschätzung der Sprachen stellt sich Schleicher ungefähr auf den nämlichen Standpunkt, welchen Jacob Grimm, ohne jedoch sich zu gleicher Ungerechtigkeit fortreißen zu lassen, bei der ersten Ausgabe seiner deutschen Grammatik einnahm („Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe,“ XXVI—XXXVII), später jedoch mit einem höheren vertauschte. (Ueber den Ursprung der Sprache, 1852. S. 46. „Es ergibt sich, daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von Einzelnem aus betrachtet im Rückschritt, vom Ganzen her immer im Fortschritt und Zuwachs ihrer inneren Kraft begriffen angesehen werden müsse.“ S. 50. „Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen.“) — Aeußerst treffende Bemerkungen über die Vortheile, welche die griechische Sprache aus den Entstellungen des Ur-

wenn man sich ganz in den Gränzen der reichlichst fließenden Quellen hält, ergibt jeder Blick, wie viel der späteren Sprache theils ganz verloren gegangen, theils nur in vereinzelten Formen, oft nur im Gebrauch der Dichter erhalten geblieben, welche ja eben so sehr Erhalter als Umbildner des Sprachbestandes sind. Des Vocalismus nicht zu gedenken, — die große Zärtlichkeit der Zunge, wie sie sich in der Nichtduldung eines auslautenden μ und τ, in gewissen Fällen auch in der Nichtduldung eines inlautenden ς kund gibt, — die Schmälerung der μι-Conjugation, des sigmatischen Aoristus secundus und des sigmatischen Futurs, die Abstoßung oder Verdunkelung des dativischen (locativen) Iota, — ganz besonders die häufige Verzichtleistung auf die syntaktische Anwendung der doch noch vorhandenen Formen des Vocativs und des Dualis, — das sind doch alles Erscheinungen, welche den gänzlichen Verlust dreier Casus zu einer wohl noch mit dem Entwickelungsgange und dem Charakter dieser Sprache vereinbarlichen Möglichkeit machen.

Aber das Römische! — Nun ja, es ist conservativer als das leichtsinnige Griechische, das der Mundbequemlichkeit so viele Opfer gebracht hat. Aber das Gothische, dieses Sanskrit unter den germanischen Sprachen, wie es Bopp einmal vortrefflich nennt, hat in der Treue gegen die Urform so oft gestrauchelt, — das Sanskrit selbst, die taktfesteste unter den indo-germanischen Sprachen, hat sich von der gleichen Sünde nicht frei gehalten*), — und das

---

standes zu ziehen wußte, finden sich in der sehr lesenswerthen Schrift von Georg Curtius, die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur classischen Philologie dargestellt (zweite vermehrte Auflage, 1848), S. 30—45. Ueber diese Entstellungen selbst, welche namentlich den Vocalismus treffen, hat Förstemann höchst interessante Wahrnehmungen mitgetheilt in seiner Abhandlung: „Numerische Lautverhältnisse im Griechischen, Lateinischen, Deutschen" (Zeitschrift von Aufrecht und Kuhn, 1852, S. 163—179); die Hauptresultate über den Vocalismus s. S. 173, 178. „Die große Entartung des griechischen Vocalismus," ist natürlich, wie auch aus dem Zusammenhange hervorgeht, nur auf den Abstand von der Urform zu beziehen.

*) tudâmi, tudasi, tudati, und diesen Formen entsprechend tudâmê, tudasê, tudatê, — man sollte meinen, aus einem so festen Bau eines gegen-

Lateinische sollte allein eine Ausnahme machen? Als ob nicht die organische Genitivendung **as**, die Dativendung **ai, oi, obus** theils fast, theils völlig in andere Formen übergegangen wären, und als ob nicht der kraftvolle Ablativ-Auslaut **d** und der Dual so gut wie verschwunden wären!

Und sind denn nicht die romanischen Sprachen Fortsetzungen der römischen, freilich unter gewaltige dialektische Einflüsse gestellte Fortsetzungen*)? Der Unterschied des Abstandes zwischen Italienischem und Römischem vom Abstande zwischen Neuhochdeutschem und Gothischem möchte nicht eben beträchtlich sein.

3) Wie soll man sich denn erklären, daß die angeblichen Locativ- und Instrumentalisformen, sofern sie sich als gewöhnliche Flexionsmittel erhalten haben, nicht die locative und instrumentale Bedeutung behauptet haben, sondern in die anderer Casus übergegangen sind? — Nun, zum Theil haben sie ja ihre Bedeutung behauptet, und wo, wie allerdings der überwiegende Fall, dies nicht geschehen ist, da ist eben nichts anderes eingetreten, als was z. B. in der ursprünglichen griechischen Endung der 2. und 3. Sing. indicativi praes. activi sich auch begeben hat. Wird irgend Jemand läugnen, daß ohne alle Hinzunahme irgend einer fremden Sprache, selbst der noch von keinem Philologen abgewiesenen lateinischen, sich die Endungen μι, σι, τι als die ursprünglichen mit größter Leichtigkeit und so augenscheinlich sich nachweisen lassen, daß man billig die Beweise vorzutragen Anstand nehmen muß? Und doch wird durch die Verwandlung des dorischen τι in σι, wenn man nach dem bloßen Klange urtheilen will, Verschiebung einer Personform hervorgebracht, die weit auffallender ist als die Verschiebung der Bedeutung der Locativform in die Dativ-Bedeutung: denn nun

---

seitig sich tragenden Gezimmers könnte nichts verkehrt werden, und doch ist **tudâmê** statt **tudê** blos hypothetisch nach der Analogie angesetzt. (Bopp S. 673.)

*) In der Kürze sehr lichtvoll auseinandergesetzt von Delius in Schleicher's Buch: Die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht (1850), S. 144—186. (Bernhardy, R. Lit. 2. Bearb. S. 305).

lautet die dritte Person so, wie die zweite lauten sollte und ganz unzweifelhaft früher gelautet hat (ἔσ-σι).

Auch die romanischen Sprachen liefern Beweise für solche Verschiebungen der ursprünglichen Bedeutung der Formen. Denn nur theilweise läßt sich ihr Nominativ auf lateinische Nominativformen zurückführen, in sehr vielen Fällen ist er vielmehr aus dem Accusativ hervorgegangen*) (Diez, II. S. 5—9), bisweilen, wenn gleich selten, auch aus den anderen Casus (Diez, II. S. 9 und S. 65 ff.).

Im Deutschen endlich findet der Schulmann nur zu häufig Gelegenheit zu einer ähnlichen Wahrnehmung und hat Mühe genug, dem in der Sprache des Volkes mit der Accusativform sich mischenden Singulardativ der Masculina sein Unterscheidungszeichen zu bewahren.

4) Endlich könnten alle die ausgesprochenen Behauptungen, wenn auch nicht als willkürlich, doch als nutzlos erscheinen. Die Schwierigkeiten, könnte ein Gegner sagen, grundverschiedene Bedeutungen derselben Casusformen auf eine Einheit zurückzuführen, kehren ja auf dem hier eingeschlagenen Wege, statt wirklich dauernd beseitigt zu werden, schließlich doch wieder zurück; denn wenn ursprünglich verschiedene Casusformen mit natürlich ursprünglich verschiedenen Casusbedeutungen sich in eine einzige Casus**form** umwandelten, so muß ja doch mit diesem Vorgange auch eine Umwandelung der verschiedenen Casus**bedeutungen** in eine einzige verbunden gewesen sein. — Dieser Einwurf, so scheinbar er klingt, ist doch historisch ganz unbegründet; er beruht auf der falschen Voraussetzung, daß, weil Bedeutung und Laut in der Idee als vollkommen entsprechend zu setzen sind, nun auch in der wirklichen Sprache lautliche und begriffliche Vorgänge sich durchweg und stetig decken werden. Dann müßte aber z. B. der Dativ

---

*) Besonders interessant ist die altfranzösische zweite Declination, die im Wesentlichen zur provençalischen stimmt: Sing. Nom. und Plur. Acc. an-s, Sing. Acc. und Plur. Nom. an, dagegen anderswo, z. B. im Artikel, Sing. Nom. und Acc. einerseits, und Plur. Nom. und Acc. andererseits übereinstimmen. Diez, II. S. 35, 36.

Pluralis auf is von dem andern auf bus durch eine, wenn auch noch so leise, begriffliche Abänderung verschieden sein. Und fallen denn nicht umgekehrt in ἔλεγον und in λέγετε zwei wesentlich verschiedene Verbalformen in eine formell unterschiedslose Lauteinheit zusammen? Jener lautliche Einschrumpfungsproceß konnte vor sich gehen, ohne daß deshalb die logischen Formenunterschiede für das Sprachgefühl verloren zu gehen brauchten, und es war dies deshalb möglich, weil das instinctive Bewußtsein von der logischen Bedeutung der Flexionen keineswegs durch die lautlichen Unterschiede allein getragen wird, sondern auch in dem jedesmaligen Satzganzen und dem Zusammenhange der Rede, zuweilen auch in dem Hinzukommen anderweitiger Mittel der Meinungsäußerung (Gebärden und dergl.) einen genügenden Anhalt findet. So befremdend also die Behauptung erscheinen kann, daß der Grieche in der gleichen Dativform instinctiv immer unterschieden habe zwischen der dativischen, der locativen und der instrumentalen Bedeutung, so liegt doch der Beweis in den oben angeführten Verbalformen entschieden genug vor. Es ist eben keineswegs einerlei, ob eine Form niemals vorhanden gewesen, oder ob sie aufgehört hat zu sein; im letztern Falle vermag sie noch eine Nachwirkung zu üben.

5) Doch auch von befreundeter Seite wäre Widerspruch möglich. Für die Formenlehre, würde er etwa lauten, mag die ganze Nachweisung richtig sein, die Syntax ist der philosophischere Theil der Grammatik und darf sich nicht von den empirischen Aufstellungen der Formenlehre bestimmen lassen, sondern muß von Constructionen geleitet werden, die allerdings nirgends anderswoher als aus dem Wesen des Satzes entnommen sein dürfen. Mit anderen Worten: die Formenlehre hat es mit einem S e i n zu thun, die Syntax steht unter der Idee des S o l l e n s. — Diese Ansicht ist nicht ohne Wahrheit, nur darf die Scheidung nicht zum schroffen Gegensatz führen, der von keiner Vermittelung mehr weiß. Die Casus der Formenlehre sind Produkte des in Sätzen sich zur Erscheinung bringenden Sprachgeistes; insofern fällt die Formenlehre selbst in die Syntax hinein, aber eben deshalb hat sie auch inner-

halb derselben eine Stimme; die Casus (und natürlich nicht minder die anderen Formenbildungen) sind nun einmal, sobald sie geschaffen sind, Configurationen der syntaktischen Sprachform, in welche der syntaktische Sprachtrieb in rastlos strömender Bewegung und dennoch festen Gränzen das jedesmalige Sprachmaterial formt und gießt, so daß der Syntaktiker diese geregelten Communicationswege der Verknüpfung zwischen den Vorstellungen nicht als ein bloß Zufälliges hier und da unterbringen darf. Das ist das Recht des Seins auch in der syntaktischen Sphäre. Aber auch das Sollen hat in ihr sein Recht. So mag man z. B. von einem Temporalis*) in der Syntax sprechen, aber nur als von einer Verwendung der Locativform zu Zeitbegriffen, — ein casus temporalis wäre in der Syntax nur für eine Sprache anzuerkennen, welche eine ausgeprägte Form gerade für diese Fälle besäße. Aehnliches gilt von der neuerlich viel gebrauchten Bezeichnung Factitivus. Einen casus factitivus gibt es in den Sprachen, um die es sich hier handelt, nicht, aber eine factitive Verwendung der vorhandenen Casus (man könnte allenfalls sagen einen logischen Factitivus) gibt es allerdings und muß es geben, und es ist von besonderem Interesse, die Sprachen gerade in dieser Beziehung mit einander zu vergleichen.

Nachträge.

S. 229, Anm. — Auch an ein nachschlagendes a, wie in blind-at-a, th-at-a, könnte man bei blind-an-a denken, wogegen das a in den Conjugationsendungen aima, aina, — eima, eina ein compensatorisches sein wird.

S. 232, 4). — An einer späteren Stelle führt Bopp selbst, was ich oben übersehen, den gothischen Dativ auf den sanskritischen zurück. Vergleichende Sprachl. S. 512, 513.

S. 234, Anm. – Eine Stütze findet Aufrecht's Ansetzung von afis, ofis in dem oskischen zweiten Ablativ auf ovs. Denn die, wenn auch zweifelnd, vorgetragene Ansicht Mommsen's (Unterital. Dial. S. 232

*) Schmitthenner, Ursprachlehre S. 259.

„pous d. i. povs. Die Statthaftigkeit dieser Deutung bedarf noch weiterer Beweise") möchte doch wohl durch die Beweisführung S. 217 ebendas. hinlänglich gesichert sein.

S. 237. Die syntaktische Geschichte des Instrumentalis denke ich mir übereinstimmend, wie ich hoffe, mit Pott folgendermaßen. Eine Begleitung auszudrücken, mußte frühzeitig und noch in der Zeit des Formen-schaffenden syntaktischen Triebes das Bedürfniß sich geltend machen: unter die Vorstellung der Begleitung stellte sich aber anfänglich von selbst auch das, was eine prosaisch-verstandesmäßigere Auffassung nur als Mittel und Werkzeug einer Handlung ansieht; für eine poetisch-phantasiereiche ist das Schwert, womit der Held die That vollbringt, noch nicht sein Werkzeug, sondern sein Begleiter. Allmählich schied sich die Vorstellung des Werkzeuges aus der Umhüllung aus, und gern, nicht nothwendig, suchte sich nun anfänglich die ausschließend vorhandene Vorstellung der Begleitung, aus früherem Besitze verdrängt, ihren eigenthümlichen Ausdruck (bloßer Ablativ und Ablativ mit cum), — noch ein Schritt weiter (das Deutsche hat ihn gethan), und die Vorstellung des Werkzeugs folgte jener andern nach, so daß nun wieder eine Unterschiedslosigkeit in der Bezeichnung beider Vorstellungsformen eintrat. Neue Auswege thun sich auf, aber sie sind nicht zu geregelter Verwendung gediehen: als eigentliche Form des deutschen Instrumentalis und des Sociativus zugleich ist immer anzusehen die durch mit cum dativo umschriebene Casusform. Aehnlich ist es, wenn für den Genitiv ein durch von cum dativo umschriebener Genitiv sich bildet, wogegen die vielfachen andern Ausdrucksformen, welche für den lateinischen und griechischen Genitiv bei uns eintreten, nicht für umschriebene Genitive gelten können, sondern mit den lateinischen und griechischen, freilich selteneren Präpositionalausdrücken (erga u. s. w.) auf gleicher Linie stehen.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.